WELCHE EINWIRKUNG KÖNNEN DIE NEUEREN PRINZIPIEN...

W. v Hassell



Welche Einwirkung

können die neueren Prinzipien der

Züchtung und Behandlung der Pferde

auf die Haltung der Cavallerie gewinnen?

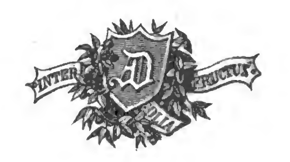
Eine Erörterung,

welche Stände-Mitgliedern, Pferde-Besitzern, -Händlern und Liebhabern auch zu empfehlen sein dürfte.

Von

W. von Hassell,

Obristlieutenant und Director der Königlich Hannoverschen Armee-Remonte-Commission, Ritter des Königlichen Guelphen-Ordens, Inhaber der Medaillen für 1813 und 1814 und Waterloo.



Berlin.

Verlag von Alexander Duncker.

Königlicher Hofbuchhändler.

1851.

Welche Einwirkung

können die neueren Prinzipien

der Züchtung und Behandlung der Pferde auf die Haltung der Cavallerie gewinnen?

Von

W. von Hassell.

Vorwort.

Die nachfolgenden Herausstellungen wurden größtentheils in den Jahren 1846 und 1847 zusammengetragen, und waren bestimmt, dem Druck 1848 übergeben zu werden. Die politischen Ereignisse jenes Jahres und die in Folge derselben so lebhaft gewordene Zeitungs-Lectüre ließen wenig Hoffnung übrig, daß ein größeres Publicum, selbst näher Betheiligte solchen wissenschaftlichen Erörterungen während dem Geschmack abgewinnen würden. So unterblieb die Herausgabe.

Jetzt ist eine Periode des anscheinenden Stillstandes eingetreten. Regierungen und Individuen sammeln, überschlagen das augenblicklich noch Gewahrte, Gewonnene. Denkende Piloten rüsten sich dabei auf neue Stürme.

Wann sie heraufkommen werden? Welche Aufgabe dabei der Cavallerie zufallen wird? — wir müssen das erwarten. So wie, ob zu einer recht gründlichen Lösung diese kleine Schrift ein geringes Schärflein wird beitragen können.

Ich habe mir erlaubt, die Fassung ganz so zu belassen, als sie in jenen Friedensjahren gegeben ist. Sollte der Total-Eindruck nicht ganz verwischt werden, unter dem sie entstanden war, mußte sie bestehen bleiben. Die Aufgabe ist ja auch noch nach wie vor: Ausbildung im Frieden zum Kriege.

Dagegen hat aber das praktische Leben, der kleine Feldzug in Schleswig-Holstein 1848, einige der darin zu findenden Aufstellungen schon bewahrheitet und als nützlich herausgestellt.

1. Das edelste Blut hat dort die größtmöglichste Ausdauer bei den dort verwandten königlich hannoverschen Cavallerie-Regimentern gezeigt. Wie das auch schon anderweit, bei Vorlegung einzelner Thatsachen, gesagt worden ist. (Hannoversche Zeitung, freundliche Uebertragung in die Allgemeine Zeitung, die hippologischen Blätter.)

2. Das Kronprinz-Dragoner-Regiment hatte zum bedeutendsten Theil seine im Frühjahr 1848 vier Jahr alt gewordenen Pferde mit dahin marschieren lassen. Auch mit ihren Leistungen ist man zufrieden gewesen. Der damalige Herr Commandeur desselben (jetzt des Königin-Husaren-Regiments) Conrad Poten, geneigte mitzutheilen: Er habe sich dabei überzeugt, den Feldbienst könnten sie leisten, die bisher gebräuchlich gewesenen Friedens-Anforderungen in Reitbahn und Glied hingegen nicht.

3. Die Ruhe der Pferde beim Schuß hat gute Dienste gethan. Unter den wenigen Schüssen, die gegeben worden, mehre Treffer.

4. In den ungewohnten Bivouacs legten sich die Pferde nicht. Die dargestellten Beruhigungs-Methoden hatten bei jenen Regimentern zufällig dahin geführt, daß einzelne Reiter ihren Pferden das Hinlegen gelehrt. Dies wurde nun hier in Anwendung gebracht; die Nachbarpferde folgten mehrfach von selbst. — Wer die Erfrischung kennt, welche dem Pferde das Liegen nach bedeutender Anstrengung bereitet, wird auch diesen zufälligen durch jene Bestrebungen erlangten Gewinn für Beinigkeits-Erhaltung der Schwadronen, nicht für unwesentlich halten.

Dagegen kann aber auch hinwiederum nicht verhehlt werden, wie es dennoch von 1848 an diesseits das Streben gewesen ist, volljährige, kornkräftige Pferde zu sofortigem Ersatz des Ausfalls zu kaufen, während in den Herbsten das Fehlende in ganz ausgezeichneter $3\frac{1}{2}$ jähriger Waare, in Aussicht auf die ruhige Winterdurchfütterung, hinzugefügt wurde. Günstig wirkten dabei ein: 1) der ganz darnieder liegende, hier sonst so bedeutende Luxushandel; Deutschlands Ausfuhrverbot; 2) daß wir Landestheile haben, wo nicht geweidet und gezüchtet wird; dagegen aber aus den Züchtungs-Districten gekaufte Füllen und Jährlinge, dort vielfältig zum Handel aller Art herangezogen werden; 3) daß durch Ersparungen in den Friedensjahren die Möglichkeit gewonnen war höhere Preise anzulegen.

Dennoch mußte in den Anforderungen auf Abkunft und damit auf Trittwerk, das außerdem auch noch durch die stete Aufstallung und den Anspann in schwerem Boden leidet, in Gegensatz zu den früheren Ankäufen aus den Züchtungs-Districten, einiges nachgegeben werden. Gleichviel aber, Kornkraft muß da sein, wenn jeder Augenblick eine Marschordre bringen kann.

Für den Ankauf der Artillerie- und Militair-Zugpferde stellten

sich die Verhältnisse günstiger dar. Die Landleute in jenen in Bodenart so gesegneten Districten (Calenberg, Hildesheim) haben gewichtiges Fuhrwerk, kernige Pferde davor, die auf belebten Landstraßen, in Stadt und Dorf eingefahren sind. So konnten mit den Ankäufen von dort, mehre Batterien einige Tage nach der Ueberlieferung, sofort nach Schleswig-Holstein abmarschiren, und trotzdem bei den deutschen Waffenbrüdern Anerkennung „einer sehr tüchtigen, ja schönen Bespannung" finden. Auch Ostfriesland lieferte 1848 vor der Weidezeit etwa 300 Pferde dazu, deren Höhe indessen, wegen der dadurch entgehenden Parallelstellung der Stränge mit dem Erdboden, und deren bedeutenderes Futterconsum, Bedenken gab, wenn auch Trittwerk, Fundament, bei ihrer Höhe und wenig edler Abkunft, zweckgenügend (für langsame Bewegung) erschienen.

Eine anderweite Anforderung, diese Herausstellungen jetzt herauszugeben, hat mir in der Mittheilung zunächst der hippologischen Blätter zu liegen geschienen, „wie die Vollblutzüchtung Norddeutschlands, insbesondere Preußens, in Gefahr stehe, daß die ihr bis dahin zugewandt gewesenen Staatszuschüsse für Rennbahnen ihr entzogen werden möchten." Womit unvermeidlich die ganze edle Pferdezucht Norddeutschlands einen bedeutenden Rückgang erleiden muß, so gering auch diese Zuflüsse in Vergleich der Anstrengungen der Betheiligten waren.

Ohne Prüfung keine genügende, d. h. fortschreitende Vollblutzucht.

Ohne Vollblutzucht keine Halbblutzucht. Nur Unkenntniß kann von in sich constanter Halbblutzucht sprechen.

Ohne veredelte Landespferdezucht keine veredelte Remontirung.

Letztere ist aber alleinige Basis des Vorgelegten. So für die Vollblutzucht zugleich mit aufzutreten, erscheint als eine Lebensbedingung. Wissenschaftlich militairisch geschah das auch schon Capitel I. So dürfte hier nun noch passend sein, in diesem Sinne die Betrachtung derselben mit Rücksicht auf die jetzigen politischen Zeitverhältnisse nachträglich zu versuchen, da die durch sie nöthig gewordenen Mehrausgaben des Staats jene Befürchtungen einer Beschränkung hervoriefen.

Napoleon sprach während seines Prometheus-Felsen-Lebens: „Funfzig Jahre nach mir wird die Welt sansculottisch (communistisch) oder cosackisch sein." — Und mancher Denkende zeigte schon auf die Stürme dieser Tage als herannahende Erfüllung dieser Prophetenworte hin.

Das Germanenthum steht inmitten dieser Gegensätze: geogra-

phisch nicht allein, mehr noch in dem erwägenden würdigen Sinn seiner Gesammtheit für König- und Fürstenthum, bei ächt deutschen landständischen Institutionen, insbesondere getragen durch die stets unerschüttert gebliebene, gegen fremdländische Elemente gerichtete Sinnesart seines Nordens.

An seinen Strömen prangten ja Römercastelle nie. Schon der Schatten seiner Eichen ertrug den Varus nicht.

Norddeutschland bekämpfte als einen Fremden Carl den Großen immer von neuem und neuem wieder, wenn auch Europa ihm schon längst zu Füßen lag.

Hier erstarkte der Hansabund, das echt deutsche Bürgerthum in seiner ganzen ehrwürdigen Biederkeit, Gottesfurcht, Wortfestigkeit, so — nicht in der Flotten Donner — über alle Meere hin, stets wachsend geschätzt, deutschen Gewerbfleiß zu allen Zonen tragend, deutsche Sitte auch dort noch treu in seinen Söhnen bewahrend.

Wo ist ein Kampf dem siebenjährigen zu vergleichen, den das Flachland Norddeutschlands, ohne Termopylen, Alpenpässe, Sierras, Abbruzzen, unter Friedrich dem Großen, Herzog Ferdinand, gegen so viele kriegsgeübte Heere der größten Völkerschaften Europas bestand? —

In seiner Tannen Mitte still bewahrt, von echt deutschen Männern so gepflegt, erstarkt, gehoben, erstand 1813 deutscher Sinn nach langer Schmach, hier hinwiederum herrlicher als je zuvor; warf den Cäsar — seinen Knechter — zweimal vom Thron.

Daß dieser ihn so, trotz Rapps vorher gegangenen Warnungen, doch noch nicht erkannt, entmuthigt wahrlich nicht. Das Germanenthum wird trotzdem in Franken-Nachahmungssucht entarteter Söhne, in Russenthum der Gegenfüßler nicht untergehen.

„Untergehen? — Frei und groß werden, das soll jetzt seine Losung sein!“

Die Geschichte aller Tage entgegnet: nur im Kampf mit anderen Nationen werden Völker groß. Das als Staatsmusterbild so oft hingestellte jugendliche Nordamerika eroberte so eben Texas, Californien; längst schon der rothen „Brüder“! Jagdgründe mit List und Gewalt; agitirt zu ähnlichem in den brittischen Canadas; knechtet den schwarzen Menschenstamm. — Frankreich eroberte, französirt Nordafrika unter Ausrottung der heimischen Stämme, unter dem Motto: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! und geht zu Marocco über; kämpfte von jeher um die Rheingränze, nahm uns den Elsaß. England, das

kleine England, läßt in seinem ungeheuren Reich die Sonne nicht untergehen. Das weite Czaarenreich dehnt sich noch immer weiter und weiter nach Süd und Westen aus. Roms Größe hieß von dem Raub der Sabinerinnen an: Erobern. Griechenlands Söhne trieb, von der Argonautenfahrt an, gleiche Ruhmsucht hinaus, bis zu den Herkules-Säulen, bis zum Indus auf Alexanders Siegesflug.

Will sich also Deutschland, gegenüber einer halben Million raschen Franken-, kernigen Russen-Heeres, in der That als große Nation vertreten, ja nur in achtungswertherer Selbständigkeit hingestellt sehen, darf es an seinem Heere — diesem jetzt schon dastehenden Repräsentanten seiner Einheit — das Material dazu nicht sparen.

Friedrich der Einzige lehrte darob: Es ist noch nichts gethan, wenn noch etwas zu thun übrig bleibt.

In Frankreich schreitet die edle Pferdezucht (in der Revolution untergegangen, von Napoleon neu belebt) unter bourbonischen, guizotschen, communistischen, republikanischen Regierungs-Experimenten, gleichviel, stets vom Staate gehoben, unterstützt, in der Ausbildung — durchaus im Sinn der bewährten englischen Grundsätze gehalten — fort und fort, und redet man dabei nicht einmal von aristokratischen Gelüsten, Vergnügungen; so daß neuerdings schon ein französischer Hippolog die Tüchtigkeit der Cavalleriepferde seines Vaterlandes über die Tüchtigkeit der in Baden jetzt eben gesehenen der preußischen schweren Cavallerie setzt; ja spricht, trotz der hohen Meinung, welche man bis dahin von deutschen Cavallerien gehabt, es kühnlich aus: französische Corporale ritten jetzt schon mehrfach tüchtigere Pferde, denn die Officiere jener; deutsche Pferdezüchtung müsse also nicht Schlag halten mit der französischen.

Freilich versicherten 1848 unsere ultrademokratischen Blätter, Rußlands Heer sei nicht der Beachtung werth, zersplittert in weite Einöden; die Freiheitsideen — die sehr begreifliche fieberhafte Besorgniß des Czaars — zögen gleich in Fluthen, bei den Regimentern an der Gränze ein, würden es uns stets fern halten; ja in Rußland selbst breche es baldigst los.

Und allenthalben sprachen Bärtige über Bärtige es mit evidenter Gewißheit nach.

Daß Rußlands Heer 1831 die polnische mächtige Erhebung mit 75000 Mann völlig ausgerüsteter Kerntruppen rasch zu Boden schlug,

schien — nach allerdings 17jähriger Vergangenheit — keiner Berücksichtigung mehr werth; Leipzig, Mosaisk, Smolensk, Eylau, der alles stürmende Suwaroff waren vergessen; der gebildeten Russen Nationaltrieb zu erobern; die selbst, trotz ihrer Abgeschliffenheit, nicht angenehm bleiben könnende Hervorhebung ihres Riesenstaats gegen unsere Kleinstaaterei unbeachtet; — das patriarchalische Leben der Moscoviten — der Cosacken und übrigen Nomadenvölker selbst hier gesehenes Rohleben, ihre Beutelust, Knute, ihr Schmutz — gewiß längst Ammenmährchen. Nun aber Rußlands Heer den ungarischen Krieg wie mit einem Zauberschlag zerstieben ließ, sind russische Bajonette die drohendsten Elemente der Gewaltherrschaft plötzlich wiederum geworden.

Ruhiger Prüfende, und das Sachkenner, versichern und versicherten — um auf unser Thema specieller wieder zurückzukommen — schon längst: so tüchtige Bespannung der Artillerie, ein so treffliches Berittensein der Cavallerie in edler Waare, in solcher Ausdehnung, wie das Russenheer beides jetzt besitze, nie gesehen zu haben.

Einiger Berücksichtigung scheint es wirklich doch noch werth zu sein, so wie daß Rußlands Fernen in Eisenbahnen und Elektroschlägen sehr bald ihr Ende finden können.

Anderntheils, die Vollblutzucht staatswirthschaftlich wieder fallen lassen heißt: England oder gar dem Orient darin wiederum tributär werden, oder uns in unserem Continental-Pferdehandel von Frankreich überholen lassen wollen.

So möchte man es jetzt bestimmter noch auszusprechen wagen: vorwärts mit der edlen Pferdezucht Norddeutschlands, insbesondere im Stammlande des Vorwärts!

Celle, Mitte December 1849.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Einleitung 1

Erstes Capitel.

Wie kauft die Cavallerie, Remonten, denen das Attribut der größeren Schnelligkeit und Dauer zukommt? 12

Über die Kenntniß des nicht gerittenen, nicht zu prüfenden Pferdes . . 32

Zweites Capitel.

Wie möchte die Cavallerie nach Anleitung der neueren Belehrungen über Pferdebehandlung, ihren Pferde-Etat kräftiger heranzuziehen, länger unstruppirt und bei gesunden Lungen zu erhalten vermögen? . 44

I. Remonten.

1. Von der Remonten Einsatz bis zu der Periode, wo sie unter dem Sattel zu reiten sind 44
2. Von dem ersten Reiten unter dem Sattel und der Vorbereitung zum Reiten in der geschlossenen Bahn 57
3. Aufstallung in den Casernen 62
4. Die Reitbahn 65
5. Forschung nach Verbesserung im Reitunterricht 80
6. Die zu jungen Remonten und der Krieg 87

II. Wissenschaftliche Belehrung der Mannschaft über das Pferd 90

1. in Bezug auf Wartung, Erhaltung 94
   a) Der Huf 97
   Der Beschlag 108

Seite

Des Herrn Miles Esquire, Schrift: Des Pferdes Fuß . . . 115
b) Die Schenkel . . . 134
c) Die Sattelung und deren Folgen . . . 136
Mittel die Pferde auf Märschen vor Drücken zu bewahren . . 140
d) Der Kopf . . . 149
2. In Bezug auf Reitgebrauch . . . 153

III. Des Pferdes Gebrauch im Gliede . . . 161
Die Detail=Exercice . . . 165
Wie böse Angewöhnungen einzelner Pferde beim Gebrauch im Gliede wieder zu entfernen seien . . . 166
Die Gliedübungen . . . 170
Die Schwadrons=Exercice . . . 171

IV. Das Pferd bei dem Blänkern . . . 172

V. Inspectionen . . . 181

VI. Der Absatz und Ersatz an Pferden . . . 182

VII. Der Urlaubsgang . . . 182

Drittes Capitel.

Gewicht . . . 185
Schluß . . . 192

Einleitung.

Der Friede ist den Heeren Vorbereitung, Ausbildung zum Kriege. Ihre Friedensübungen, ihr Streben nach Ausbildung, besserer Ausrüstung, erhalten nur dadurch Werth, Bedeutung. Wo dieser Gesichtspunkt nicht festgehalten wird, treten Steifheit und damit verschrobene Ansichten[1]) oder Sucht nach militairischen Künsteleien und vermeintlichen Verbesserungen hervor, wodurch nach und nach das geistige Element getödtet und man auf falsche Wege geführt wird. Bülow zeigte während der Revolutionskriege darauf hin, wie die deutschen Infanterien sich zu sehr in Pedanterie verloren hätten, und wurde der Zeit vielfältig darob verkannt[2]). Könnte er auferstehen, so würde er jetzt die Freude haben, die Infanterien aller deutschen Staaten in ganz anderem, seinen Wünschen viel näherem Zustande zu sehen. Die Steifheit ist fort. Jeder Mann der Linien-Infanterie tiraillirt, wird mittelst vielfältigen Schießübungen zum Treffen angeleitet, die Schießlust erweckt. Die Gewehre werden durch Commissionen nach ihrer Treffähigkeit begutachtet. Jede Bewegung kann im häufig geübten Lauftritt

---

1) So soll ein preußischer Offizier vor 1806 geäußert haben: „Napoleon sei nicht werth, Corporal in der preußischen Armee zu sein."

2) v. Grevenitz sagt in seiner „Organisation und Taktik der Artillerie, Berlin 1824" über jene Zeit: Ohne die Details der Taktik am Ende dieser Periode näher zu entwickeln, bemerken wir nur, daß in Preußen, wie anderwärts in Europa, die Elemente der Taktik mit einer Sorgsamkeit gelehrt und mit einer Künstlichkeit eingeübt wurden, wie sie vor dem Feinde nie angewandt, noch ausgeführt werden konnten. Der Genius des Kriegs beschäftigte sich in Europa einzig und allein mit unzweckmäßigen Kleinigkeiten, künstlichen Aufstellungen, mit dem Gebrauche des Gewehrs im Bataillons- und Pelotonfeuer. Alles dieses beschäftigte im hohen Grade und mit angestrengtester Aufmerksamkeit die hohen und niederen Befehlshaber, schuf eine eingebildete Stufe der Kunst und des Wissens, zwängte durch falsche Richtungen den Kriegsgeist auch ausgezeichneter Naturen in ein Gewebe von Kleinigkeiten, aus welchen es nur durch große Unglücksfälle frisch erweckt werden mußte.

vollzogen werden. Jeder Infanterist voltigirt, soll schwimmen lernen, und wenn auch hie und da, bei dem langen Frieden, die Modesten einmal zu eng werden, so läßt man doch lieber die Knie hindurch fahren, als daß man den Lauftritt aufgäbe. Dabei hat sich die Infanterie die Benutzung des Knallsilbers bei ihren Gewehren zu eigen gemacht, und so dürften stumpf gewordene Steine oder Regenwetter den früher dann fast sicheren Erfolg eines Cavalleriechocs gegen sie nicht mehr so in Aussicht stellen können. — Ja der einzelne Infanterist will jetzt auch den Kampf ohne Pulver gegen mehrere Cavalleristen nicht aufgeben: er bajonettirt, und springt ihnen mit Sack und Pack, selbst im gepflügten Lande entgegen, daß es ein Schrecken, wenigstens doch für die Pferde ist. Jede neue Eisenbahn dürfte als ein Mittel mehr zu betrachten sein, die Beweglichkeit der Infanterie um ein früher Unglaubliches zu erhöhen, während noch dabei ihre Kräfte zum Kampfe geschont werden. So möchten auch die Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen, so wie die zunehmende Zersplitterung des Grundeigenthums, endlich jedes aufgeführte neue Gebäude, der Infanterie immer mehr neue Mittel in die Hände liefern, den anderen Waffengattungen, namentlich der Cavallerie erfolgreich zu widerstehen.

Anderntheils wird die Artillerie im Stande sein, der Cavallerie auf deren eigentlichem Element — den Ebenen — immer ernster und ernster entgegen zu treten.

Die Artillerie, im dreißigjährigen Kriege von Gustav Adolph, im siebenjährigen von Friedrich dem Großen (dem Schöpfer der reitenden Artillerie) studirt und hervor gehoben, indem er sie zu den großen Erfolgen wesentlicher mitwirken ließ wie je zuvor, wurde von Napoleon — dem Kaiser, dem Welteroberer, der aus ihr hervorgegangen — auf einen noch höheren Standpunkt gebracht. Er führte sie zu einer Raschheit in den Bewegungen hin, von der man früher keine Ahndung hatte. — Doch wir wollen Major von Grevenitz selbst in dem schon oben angeführten Werk mit dem Motto:

Ces foudres redoutés entre des mains habiles,
Qui tantôt font tomber les fiers remparts des villes,
Tantôt percent les rangs dans l'horreur des combats,
Et font dans tous les tems le destin des états.

L'art de la guerre.

besser als wir es vermögen, darüber reden lassen.

„Fünfte Periode. Vom Anfange des französischen Revolutions- und Eroberungskrieges unter Napoleon bis zum Ende des europäischen Freiheitskampfes. 1792 bis 1815.

„Wenn diese Periode einen Zeitraum von 23 Jahren umfaßt, in welchem, nur von kleinen Pausen unterbrochen, fast in allen Theilen Europas gefochten ward und mehr denn 230 Schlachten und große Gefechte geschlagen wurden, so mußte die Kriegskunst mehr als in jeder der früheren Perioden fortschreiten, die Kriegswissenschaft bereichert an Erfahrung werden.

„Welch ein Gebrauch der Artillerie entwickelt sich in dieser Periode, erhob die Artillerie mit einer Schnelligkeit, welche in Erstaunen setzt!

„Schon oben sind die Veränderungen bei der französischen Artillerie im Jahre 1774 durch General Gribeaunal veranlaßt, angegeben; sie gehören noch in jene Periode, wenn gleich die Wirkungen derselben erst in dieser sichtbar werden; die französische Artillerie gewann wiederum einen großen Vorsprung.

„Wenn die französischen Armeen sich im Anfange des Revolutionskrieges in einem schlechten, fast aufgelösten Zustande befanden, so war es die Artillerie, welche der Armee Festigkeit gab. Schon bei Valmy 1792, als die französische Armee durch die Artillerie der Preußen und das Auffliegen einiger Munitionswagen in Unordnung gerieth, die Infanterie sich schon zur Flucht anschickte, rettete die von Kellermann heran gezogene Reserve-Artillerie die französische Armee. Unter einem erneuerten lebhaften Feuer derselben ordnete sich die Infanterie wiederum, so daß sich der beabsichtigte Angriff der Preußen mit einer bloßen Kanonade endigte.

„Und als nun endlich im ferneren Lauf des Kriegs sich ein artilleristischer Feldherr an die Spitze der französischen Armee stellte, entwickelte derselbe einen taktischen Gebrauch der Artillerie, welchen man nicht ahnte, nur durch große Unglücksfälle und verlorene Schlachten begreifen lernte.

„Napoleon änderte die bisher übliche Taktik aller Waffen, und war der Schöpfer einer Artillerietaktik, des Gebrauchs derselben in beweglichen großen Massen. Friedrich brauchte, wie wir in der vorigen Periode gesehen haben, auch schon die Artillerie in großen Massen; aber nur um die Schlachten zu eröffnen, den Sieg den andern Waffen vor-

zubereiten, welcher aber nur immer mit vielem Blut von denselben erkauft werden konnte; denn Friedrichs Artillerie fehlte noch Beweglichkeit, die Linientaktik gab ihr keinen Raum.

„Die neuere Taktik eröffnet zwar auch das Gefecht mit Artillerie, aber nur mit den Linienbatterien, durch Tirailleurs gedeckt. Diesen Tirailleurlinien und Divisionsbatterien folgen die Treffen in Bataillonsmassen gegen den Hauptpunkt der feindlichen Stellung. Hier nur allein liegt die Entscheidung! Auf allen andern Punkten des Schlachtfeldes ist nur Schein. Die Kunst bleibt, den Feind über den wahren Angriffspunkt in Ungewißheit zu erhalten, ihn überall zu beschäftigen, überall zu zerstreuen, überall zu erschöpfen, die Schlacht mit wenig Kräften zu nähren, und wenn derselbe durch alle diese Scheinbewegungen überall in Thätigkeit gesetzt ist, dann mit Artilleriereserven vorzubrechen, 80, 100 und noch mehr Geschütze auf einen Punkt zu vereinigen, den Sieg schnell zu entscheiden und den Feind zur regellosen Flucht zu bringen. Daher die großen Resultate Napoleons. Aber auch bei unglücklichen Zufällen, wenn der entworfene Plan an den Maßregeln des Feindes, dem Terrain und dem Kriegsglück scheitert, ist es die bewegliche Massen-Artillerie allein, welche die Schlacht zu halten vermag; wie jene Kanonen bei Marengo, unter deren Feuer sich die Treffen in Bataillonsmassen schachbrettförmig zurückzogen.

„Die ältere Taktik gebot beim ungewissen Ausgang einer Schlacht, die Artillerie zuerst zurück zu senden, oder sie fiel dem Sieger in die Hände; die neuere Taktik läßt möglich machen, es in der Gewalt zu behalten, Schlachten abzubrechen, deren Ausgang ungewiß scheint, welche taktische Bewegung allein durch die Artillerie vorbereitet werden kann.

„Noch eine andere taktische Erscheinung der neueren Schlachten durch den erweiterten Gebrauch der mehr beweglichen Artillerie ist, vom Anfang bis ans Ende der Schlacht ganze Treffen Infanterie mit Gewehr im Arme den Schlachten beiwohnen zu sehen, ohne einen Schuß zu thun, und dennoch die glänzendsten Erfolge, welche Schlachten hervorbringen konnten, herbeiführen.

„So lange die Infanterie allein den Vorzug eines raschen beweglichen Feuers besaß, war sie auch die erste entscheidende Waffe. Seit ihr die Artillerie diese Vortheile der Beweglichkeit abrang, ist diese die allein **entscheidende** Feuerwaffe, vermöge ihrer großen Wirkung. Nur bei Vertheidigung der Verschanzungen und hauptsächlich der Dörfer behaup-

tet die Infanterie noch ihren früheren Platz; sie wird ihn so lange behaupten, bis Mortiere, mit einer der Eigenthümlichkeit dieses Geschützes angemessenen Feldlaffete versehen, zum Feldkriege benutzt werden. Dann reicht auch das kleine Gewehrfeuer hier nicht mehr aus; es wird von oben herab, wie im Festungskriege, durch das Vertikalfeuer der Artillerie vertrieben, welchen Zweck man durch Haubitzen, selbst mit ihren kleinen Ladungen nicht erreicht, da man ihnen nicht die gehörige Elevation zu geben vermag, die Seitenabweichungen dieses Geschützes zu groß sind, und sie bei zu hoher Elevation zu zerstörend auf die Laffeten wirken.

„Dagegen dürften Haubitzen eine zerstörende Waffe gegen Cavallerie werden, und reitende Haubitz-Batterien vorzüglichen Nutzen gewähren. Cavallerie in großen Massen bedarf, um mit Vortheil gebraucht zu werden, der Ebenen; nur hier ist diese Waffe entscheidend. Wie groß muß aber nicht die Wirkung der Granaten, mit kleinen Ladungen, gegen Cavallerie gerollt, werden, da ihre Sprunghöhen nicht so hoch wie die des Rollschusses mit Vollkugeln sind, und sie auch in dem Rollschüssen nicht ganz günstigen Terrain durch das Zerspringen schaden, wo die Wirkung der Vollkugel gehemmt wird.

„Als die Artillerie noch keine andere taktische Beweglichkeit hatte als in langsamer Gangart sich aus der Tiefe der Marschcolonnen in Feuerlinie zu entfalten, und in noch langsamerer Gangart durch Menschen gerade aus fortgeschleppt ward, konnte sie nur die Schlachten in der Ferne eröffnen. Unter diesem ihrem ersten Feuer deployirte die Infanterie, rückte in langen Linien vor, und erkämpfte durch ihr Feuer und Bajonet den Sieg, welchen die Cavallerie vollendete, wie in der neuern Periode die Schlacht von Kaiserslautern noch ein Beispiel giebt. Daher der bis hieher übliche Gemeinspruch: die Artillerie bereite den Sieg vor, die Infanterie erkämpfe, die Cavallerie vollende denselben. Nur in der ersten Aufstellung konnte damals die Artillerie wirken, nicht aber vollenden, nicht entscheiden. Wir haben aber gesehen, daß in der Schlacht bei Kunersdorf nicht einmal die Regimentsstücke folgen konnten. Wo wäre jetzt in der preußischen Artillerie noch eine Batterie anzutreffen, die nicht in allen Terrains, wo nur 6 Mann in Front gehen können mit der Infanterie fortkäme? Wo ist ein Graben, welchen Cavallerie passirt, ein Gegenstand des Aufenthalts für preußische reitende Artillerie?"

So weit von Grevenitz. Da er nun von preußischer Artillerie am Schlusse redet, so wird es dem Verfasser hoffentlich zugestanden

werden, der hohen Anerkenntniß welche die hannoversche Artillerie mit so vollem Recht, von allen die sie näher zu beobachten Gelegenheit hatten, genießt, nun auch zu erwähnen. Denn wenn er sich auch gern bescheidet, daß in diesen seine Kenntnisse bei weitem überragenden taktischen Angelegenheiten einer anderen Waffe seine Stimme weder durch Anerkenntniß noch durch Tadel auch nur von einigem Gewicht für sie selbst sein könne, so dürfte sie doch dadurch wenigstens einigen Werth für unsere Artillerie erlangen können, daß diese auch darin wiederum bei dem Einzelnen die Gefühle der hohen Achtung, der kameradschaftlichen Zuneigung und das Vertrauen, welches so viele der Armee für sie beseelt, wiederfindet.

Unser unsterblicher Landsmann — Scharnhorst — ist aus ihr hervor gegangen, wenn er auch seine erste militairische Bildung auf dem Wilhelmsstein in der Kriegsschule des berühmten Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg erhielt. Seine so hoch geschätzten Lehrbücher wurden ihr gewidmet. Im Revolutionskriege zeigte er, daß er wohl anzuwenden wußte was er gelehrt hatte, während unsere Artillerie fast bei allen Vorfällen ihren damaligen gediegenen Standpunkt beurkundete.

Hammerstein, der Held von Menin, ehrte sich noch höher wie durch jene unsterbliche Waffenthat, indem er Scharnhorst einen großen Theil des Verdienstes in Plan und Ausführung nachher offen zuerkannte. Bei der Belagerung selbst wurde das hannoversche Geschütz so geschickt geleitet, daß es die an Caliber und Zahl überlegene französische in den einzelnen Batterien zum Schweigen brachte. Bei dem berühmten Ausfall selbst deckte es fast allein die linke Flanke, wo eine große Ueberzahl der Belagerer heran stürzte. Bei allen übrigen Gelegenheiten in diesen Campagnen hat sie zu dem dort erworbenen Ruhm der hannoverschen Truppen, „auch unter den betrübendsten Verhältnissen stets brav und willig geblieben zu sein", wesentlich mitgewirkt.

England ist das Vaterland der besten Pferde, der ausgezeichnetsten Fahrkunst. Das Material seiner Artillerie und ihre Bespannung dürfte als Vorbild dienen können. Unsere Artillerie, nach der traurigen Lauenburger Catastrophe dorthin verpflanzt, wurde mit gleichen Mitteln ausgerüstet und fand in der pyrenäischen Halbinsel Gelegenheit das Lob ihres großen Feldherrn mehrfach einzuernten, so wie wesentlich zu dem

Siege bei Waterloo mitzuwirken. So dürfte sie, nach so reichen Erfahrungen ins Vaterland heimgekehrt, die ihr dadurch zugefallene Aufgabe „die Vorzüge der englischen Artillerie mit denen des Continents in Verbindung zu bringen" trefflich gelöst haben — und, wenn auch wieder der englischen Bespannung beraubt, doch auch in Raschheit dreist mit jeder anderen in die Schranken treten können.

Bei weitem mehr als die Infanterie wird die Cavallerie die Artillerie, insbesondere die reitende, als eine Schwesterwaffe zu betrachten haben, und deshalb nach Verhältniß gleichen Nutzen wie Schaden von ihrer höheren Ausbildung tragen können. Sie bewegt sich mittelst derselben Mittel — der Pferde — wie die Cavallerie. Die reitende Artillerie kann ohne Cavallerie nicht selbständig auftreten; Infanterie würde sie in ihrem eigentlichen Element — Raschheit — gänzlich lähmen. „Wenn je zwei Waffen geeignet oder vielmehr geschickt sind, durch ihre gegenseitige zweckmäßige Verbindung die glänzendsten Waffenthaten zu vollbringen und die entscheidendsten und überraschendsten Momente der Gefechte herbei zu führen, so sind dies unstreitig wohl die Cavallerie und reitende Artillerie", sagt von Decker. Was also der gegnerischen Artillerie mittelst der höheren Ausbildung zu Nutze kommt, wird auch uns mittelst der unseren zu höheren Erfolgen führen können, ja sie dürfte fortan den Moment von der Cavallerie länger fern halten können, wo eine ganz überlegene feindliche Cavallerie sie zwingt bei der Infanterie Schutz zu suchen.

Die Beweglichkeit, die Raschheit der Artillerie, insbesondere der reitenden, hängt, wie bei der Cavallerie, von den zu Gebote stehenden Pferdekräften ab. Der Artillerie werden aber im Kriege fast immer mehr Mittel zu Gebote stehen, diese zu größeren Gefechtstagen aufzusparen, als der Cavallerie, sie wird deshalb hinsichtlich der Beweglichkeit ihr selbst vielleicht Vortheil abgewinnen können. Das Ziehen fällt den Pferden an und für sich nicht so zur Last als das Gewichttragen, und wenn auch die linken Pferde die fahrenden Kanoniere zu tragen haben, so fällt doch dabei die ganze cavalleristische Ausrüstung weg. Jedenfalls würde aber doch die Artillerie ihre Bewegungen noch rascher vollziehen, ihre Pferde noch kräftiger erhalten können, wenn sie Mittel fände, diese Pferde, wenigstens die Mittel- und Hinterpferde, dieser Last zu entheben. — Dann werden der Artillerie die besten Wege, die besten und nächstgele-

genen Quartiere oder Lagerplätze zu Theil. Sie führt in ihren Fuhrwerken Fourage bei sich, oder holt mit einem Fuhrwerk eine Masse heran, während der Fouragetransport die Cavallerie mit erdrücken hilft, oder deren Herbeischaffung wiederum eine bedeutende Anzahl Pferde aus den Schwadronen gerade in der Zeit in Anspruch nimmt, welche der Erholung bestimmt ist. Die Pferde der Artillerie werden selten während der Nächte in Anspruch genommen, während die Cavallerie-Pferde, dann gerade — zu der Zeit, welche die Natur den meisten lebenden Geschöpfen zur Ruhe angewiesen hat, — schon durch Märsche oder Gefechte lebhaft in Anspruch genommen, auch noch den ermüdenden Vorpostendienst zu bestehen haben. Die Artillerie ermattet ihre Pferde nicht durch Tage langes Blänkern. Sie ist nicht das anscheinend für unerschöpflich gehaltene Reservoir, das allen Wünschen nach Ordonnanzen, Relais u. s. w. genügen soll. Gemüthlich zieht die Artillerie ihres Weges, bis es zu größeren Gefechten kömmt. Sorgsam kann sie die Beschläge bewahren, ein vom Sattel gedrücktes Pferd vorspannen, ein vom Geschirr verletztes reiten lassen. Sie bleibt fast immer in geschlossener Batterie ihren Feldschmieden nahe, während die Cavallerie sehr oft davon getrennt wird, und, bei den so häufigen Zersplitterungen der leichten Cavallerie, mehrfach in den wichtigsten Momenten auch noch der Schmiede entbehrt, wenn auch der einzelne Cavallerist seine Vorrathseisen zur Hand hat. Die Reitpferde der Artillerie haben nicht das cavalleristische Gewicht zu tragen, und finden durch das häufige Absitzen sehr oft Erleichterung, während die Cavalleriepferde durch das Gewichttragen im Stehen vielleicht noch mehr Nachtheile empfinden als wenn sie in Bewegung das gleiche Gewicht tragen. So wird die Cavallerie vielleicht ernstlich darauf zu sinnen haben, daß sie nicht am Ende von der reitenden Artillerie in Raschheit, durch die mehr zu Gebote stehenden Pferdekräfte, überragt werde, und sie nicht wohl gar — worauf von Grevenitz hinweist — in Ermüdung manche Pferde in den Gräben liegen läßt, welche dann die der reitenden Artillerie noch wohlgemuth überholen können.

Es übersteigt bei weitem den Horizont des Verfassers zu beurtheilen, ob die neuere Erfindung der Shrapnels schon jetzt im Stande sein wird, „Mittel die Infanterie aus Dörfern zu delogiren" an die Hand zu geben, deren Mangel von Grevenitz als einen noch empfindlichen in ihrer Feuertaktik erwähnt. Jedenfalls werden sie aber dazu beitragen der Cavallerie auf beträchtlich weitere Strecken mit Kartätschen

verderblicher zu werden, als worauf man ihre Wirksamkeit früher beschränkt hielt; Grund genug zu wünschen daß die Cavallerie diesen beim Angriff auf Artillerie bedeutend größeren in bedrohlichem Feuer zu durchlaufenden Raum schneller zurückzulegen vermöge.

Das Technische der Artillerie, das nach von Grevenitz so viele Wissenschaften in ihr Gebiet zieht, — höhere Mathematik, Chemie, Physik, Metallurgie und Mechanik, — welche für den jungen Offizier so viele Studien nöthig machen, dem Gereifteren vielleicht neue Mittel darbieten werden, ähnliche Verbesserungen wie die der Shrapnels hervorzubringen; die vielen Arbeiten welche der Kanonier in seinem eigenen Wirkungskreise und für das Armeematerial zu beschaffen hat; die Wichtigkeit welche den Schießübungen zu allen Zeiten beiwohnen wird; die Lehren welche für die Bespannung aus dem praktischen Wissen der Fuhrleute aller Länder zu ziehen sind; endlich das Erkennen so vieler anderen nothwendigen Gegenstände, — dies alles wird die Artillerie hoffentlich zu allen Zeiten vor dem Treiben der Friedens-Künsteleien bewahren. „Mit dem Ernste des Donners der Geschütze verträgt sich keine taktische Spielerei" sagt von Grevenitz.

Die Cavallerie hat unverkennbar nicht solche Mittel sich zu vervollkommnen gefunden, als Artillerie und Infanterie. Wenn auch allenthalben ein hohes Streben danach bemerkbar ist, so dürften bei ihr doch bisher meistens nur dieselben Mittel dazu in Anwendung gekommen sein wie einst zu Bülows Zeiten. Während die Cavallerie damals — nach ihm — nicht so wie die Infanterie in Künsteleien einzuzwängen war, ihr deshalb ein ritterlicher und praktischer Sinn und damit höhere Brauchbarkeit zum Kriege verblieb, dürfte es ihr nun jetzt — bei dem raschen Fortschreiten der anderen Waffengattungen in Beweglichkeit und Ausrüstung — um so schwerer fallen, ihren Standpunkt zu behaupten, der, wenn er sich auch noch in einzelnen glänzenden Erfolgen während der letzten Kriege darthat, doch sich schon nicht ganz so beurkundet haben dürfte als zu Carl des XII oder zu Friedrichs des Großen Zeiten. Bismark will — und das gewiß mit Recht — dies in der Zersplitterung der vortrefflichen und so zahlreichen Reitermassen der verbündeten Heere während der Jahre 1813 und 1814 suchen; doch wird auch dabei hinwiederum nicht zu verkennen sein, daß die gegnerische Infanterie, wenn auch theilweise jung, doch von kriegserfahrenen Offizieren geleitet wurde

und um ein sehr bedeutendes beweglicher und umsichtiger war als einst die Franzosen bei Roßbach, die Russen bei Narva und bei manchen anderen Vorfällen. Die Franzosen waren mit Bülow zu reden „Soldaten des neueren Kriegssystems", wenn sie auch noch immer die Cavallerie „in der Stellung anbetender Liebhaber (wie uns bedünkt, sachgemäß) erwarteten." Wollte man also dieser Infanterie ähnliches bereiten, so dürfte dies auch nur mittelst einer größeren Raschheit zu erlangen gewesen sein.

Schnelligkeit — Ueberraschung — ist das eigentliche Element der Cavallerie. Eine überraschte Infanterie-Colonne wird jetzt aber in bei weitem kürzerer Zeit Quarrés bilden als früher, die Cavallerie also jetzt nur dann Gewinn von der Ueberraschung tragen, wenn sie schneller wie früher auf die Infanterie einzureiten vermag. Die Infanterie überschreitet jetzt eine ihr nicht günstige Terrainstrecke in kürzerer Zeit als früher; die Cavallerie wird also um so mehr sich beeilen müssen, ihr dort beizukommen. Die Artillerie ist, wie wir oben gesehen, bei weitem rascher in ihren Bewegungen geworden, sie will die Cavallerie auf weitere Strecken wie früher mit den Shrapnels erreichen, ihr rascher auf den Leib fahren. Und so wird es sich endlich nicht verkennen lassen, daß, will die Cavallerie auf ihren früheren Standpunkt sich nicht beschränkt sehen, sie auch zu einer größeren Raschheit dürfte übergehen müssen. Dies Ziel wird sie jetzt aber auch mehrfach erreichen können, wenn sie:

1) vorzugsweise Remonten kauft, denen das Attribut der größeren Schnelligkeit und Ausdauer zukommt;

2) ihren Pferde-Etat kräftiger heranzuziehen, länger unstruppirt und die Lungen länger gesund zu erhalten suchte;

3) der Anwendung der Pferdekräfte weniger Hemmnisse (Gewicht) in den Weg zu legen strebte.

Zu allen diesen drei Bedingnissen dürften sich nun aus den neueren Züchtungsprinzipien nicht allein die Anforderungen vergegenwärtigen lassen, sondern sie werden auch im Stande sein, die geeignetsten Rathschläge und Mittel an die Hand zu geben, um mehrere dieser Anforderungen zu realisiren. Und so will Verfasser den Versuch machen, das ihm geeignet Erscheinende, unter Hinzufügung eigener in dem praktischen Cavallerieleben gemachter Beobachtungen, heraus zu heben, bescheidet sich indessen sehr gern zu gestehen, den Gegenstand bei weitem nicht genugsam er-

schöpfen zu können. Es ist vielmehr nur sein Wunsch, damit vielleicht einen Impuls zu werthvolleren Herausstellungen in diesem Zweige des cavalleristischen Wissens zu geben, der, so weit ihm bekannt wurde, bisher noch wenig schriftstellerisch cultivirt wurde; zugleich aber die Anhaltspunkte hervorzuheben, die sich ihm ergaben und an die er sich bislang bei den Remonte-Ankäufen halten zu müssen glaubte.

Erstes Capitel.

Wie kauft die Cavallerie Remonten, denen das Attribut der größeren Schnelligkeit und Dauer zukommt?

Die neueren Züchtungsprinzipien und Erfahrungen antworten: Da man die Pferde nach diesen Eigenschaften nicht prüfen kann, so kaufe man sie nach Blut (Abkunft), und lege dabei kein zu überwiegendes Gewicht auf Körperformen:

1. weil es sich ganz evident herausgestellt hat, daß nur dem Blut (hier dem englischen Vollblut je näher, um so mehr) das Attribut der höheren Schnelligkeit, wie auch der längeren Dauer anhängt;

2. weil es sich vielfältig gezeigt hat, daß diese aus dem Geistigen keimenden Elemente des edleren Pferdes manche Mißstände in den Körperformen paralysiren; ja daß auch anscheinend verbaute junge edle Pferde während dem Auslegen ganz andere Gestalten gewinnen, und sich nach ein oder zwei Jahren als untadelhaft darstellen.

Gegnerischer Seits möchte dagegen etwa folgendes eingewendet werden:

Auf 1. Wenn auch zugegeben werden muß, daß die edleren Pferde die schnellsten auf kürzere Strecken sind, so dürfte ihnen doch die Dauer für längeren heftigeren Gebrauch, so wie auf langen Märschen bei geringem Futter abgehen. So sind auch sie den Witterungsveränderungen bei weitem mehr unterworfen als das gemeine Pferd, und werden deshalb nicht als eigentliche Campagnepferde zu betrachten sein.

Auf 2. Das Pferd wird doch noch immerhin wie früher in Deutschland als eine Maschine mit einem recht künstlichen Organismus zu betrachten sein, an der, falls einige Theile nicht stimmen, sehr bald Stillstand zu erwarten steht. Starke Schenkel sind doch besser als dünne, gerade doch zu allen Zeiten besser gewesen als verbaute. Jeder

Pferdekenner wird bezeugen, daß ein regelrecht gestelltes Sprunggelenk besser sei als ein säbelbeiniges oder ohne Winkel; gerade Vorderschenkel besser als vorstehende Knie u. s. w. Das gepriesene geistige Element geht sehr oft in Widerspenstigkeit über, oder mattet sich unnöthig ab. Das gemeine Pferd hat starke Knochen, schont vermittelst seines ruhigeren Temperaments seine Kräfte, und stellt nicht so viele das Auge eines Kenners beleidigende Schattenseiten in der Bauart dar. Man möchte deshalb doch wohl besser thun, seine richtigen Körperformen höher zu schätzen als die verbauten des edleren Pferdes.

Hierauf wird nun im Interesse der edlen und veredelten Pferde zu erwidern sein:

1) Hinsichtlich eines längeren heftigen Gebrauchs.

Die Fuchsjagden Englands und Mecklenburgs — diese Bilder des Kriegs der leichten Cavallerie — geben hinlängliche Beweise, welche Dauer dem Blute auf lange, mit so mannigfachen Hindernissen durchschnittene und so rasch zu durchlaufende Strecken beiwohnt. Setzt man die Strecken vor einander, die ein gejagter Fuchs zurück legt, so werden wenigstens 1 bis 3 deutsche Meilen heraus kommen. Diese werden jetzt, durch die immer zunehmende Veredlung und Schnelligkeit der Jagdhunde (ja man meint in England, auch der Füchse, weil das geringer Leistende sofort dem Tode anheim fällt, das Stärkere also nur zur Fortpflanzung übrig bleibt), in einem solchen Schnellauf, bis zum Tode oder zu Bau gehn des Fuchses, zurück gelegt, daß jetzt meistens nur Vollblutpferde folgen können. Früher sind diese Jagden fast allein mit Halbblutpferden abgehalten. Gemeine sind aber n i e dabei erschienen. Sehr sachgemäß, denn sie würden baldigst, hätten sie folgen sollen, zur Nahrung der Raben und Füchse liegen geblieben sein. Auch geht den gemeinen Pferden anderntheils erweislich die Fähigkeit in Ueberwindung von Hindernissen — insbesondere der Höhe — ab, welche doch auch einem Soldatenpferde sehr zu wünschen ist. Nach Baron Biel (über edle Pferde) ritten Friedrich der Große, Joseph der Zweite, Seidlitz — (nach Bismarks Taktik der Reiterei) das höchste Vorbild eines Reiters und Reitereianführers — englische Pferde, die sehr edel, wenn nicht Vollblut, gewesen sein müssen; ritt der Herzog von Wellington bei Waterloo ein Vollblutpferd. — Auch wir dürfen es uns freudig erlauben, auf einen unserer hochverehrtesten Infanterie-Generale und zugleich jetzt noch ausgezeichneten Jagdreiter hinzuweisen,

der in der Affaire bei Seestädt (1813) glänzend beurkundete, wie gut es thut, ein edles Pferd (es war ein englisches) unter sich zu haben. Von fünf dänischen Dragonern umzingelt, setzt er sofort zwei außer Gefecht, läßt sein Pferd mit Blitzesschnelle über eine Hecke setzen, vor der die dänischen Pferde Halt machen müssen.

Baron Biel stimmt mit unserer Ansicht von der Vorzüglichkeit des englischen Pferdes zum Soldatenpferde vollkommen überein, und liefert mehrfache Beispiele als Belege dazu. Wir verweisen darauf[1]), und es dürfte überflüssig erscheinen, noch weitere Beweise zu geben wie weit ein gemeines gegen ein veredeltes Pferd, bei Cavalleriegefechten, Verfolgungen, Patrouillen, Recognoscirungen u. s. w. zurück steht.

2) Das gemeine Pferd soll besser rasch auf einander folgende lange Märsche bei geringen Futtermitteln ertragen können, und seine Gesundheit den Witterungs-Veränderungen nicht so unterworfen sein als das veredelte Pferd.

Auch hier wird man nur die Thatsachen reden lassen können.

Die englische Cavallerie hat unstreitig von allen Cavallerien die edelsten Pferde. Es möchte aber noch wohl von niemand behauptet worden sein, daß sie damit weniger leisten könne als eine Cavallerie mit gemeinen Pferden. Vielmehr suchen die Offiziere aller übrigen Armeen englische Pferde zu bekommen, und waren in den Campagnen glücklich, wenn sie eines gewöhnlichen englischen Truppenpferdes zu ihrem Gebrauch habhaft werden konnten. So strebten z. B. die französischen Offiziere in den Campagnen, der englischen Armee gegenüber, sehr darnach.

Verfasser hatte das Glück im Jahre 1814 zu dem ersten Husaren-Regimente der königlichen deutschen Legion versetzt zu werden, welches von den Jahren 1809 bis zum Pariser Frieden in den Kriegen der pyrenäischen Halbinsel und im südlichen Frankreich gedient hatte, meistens immer auf Vorposten, mehrfach unter sehr großen Entbehrungen, auch für die Pferde so daß sie Monate lang keinen Hafer bekamen, bei Tage aber heftige Hitze und Ungeziefer, bei Nacht unangenehme Kälte zu ertragen hatten. Man hatte die hohen Gebirgszüge und Klippen jener Halbinsel oft mit ihnen überwunden, manchen ehrenden Kampf mit ihnen bestanden, weite Märsche mit ihnen zurückgelegt. Es

---

1) Dessen Werk „über edle Pferde" Seite 122 bis 126

war nicht eine Stimme, vom Offizier bis zum Husar, welche nicht des Lobes der Vortrefflichkeit der englischen Pferde voll gewesen wäre. Vielfältige Beweise hatten sie auch bei einzelnen Vorfällen, nach weiten ermüdenden Märschen, davon abgelegt. Hier hatte sich ein gefangen genommener Husar mitten aus einer feindlichen Cavallerie-Colonne von mehren Regimentern, zu der man ihn auf seinem Pferde geführt hatte, gehetzt von den best berittensten Reitern derselben, von ihren Vorläufern — die er passiren mußte — auf das heftigste verfolgt, ranzionirt. Dort waren einzelne Blänkerer gerade auf die feindlichen Colonnen eingeritten, hatten auf sie ihre Schießgewehre abgefeuert, und der Schnelllauf ihrer Pferde hatte sie baldigst den dadurch erbitterten Verfolgern entzogen. Hier waren Hecken und Gräben übersprungen worden, vor denen die Franzosen hatten Halt machen müssen. Dort waren so rasch feindliche Blänkerer abgeschnitten, feindliche Vedetten eingeholt worden, daß man ihnen nicht zu Hülfe kommen konnte. — Verfasser sah eine ziemliche Anzahl Pferde in dem besten Zustande, welche nicht allein diese Campagne mit durchgemacht, sondern auch nach Deutschland und Seeland in den früheren Jahren mit gewesen waren, wobei noch zu zu bemerken ist, daß 14tägige Seereisen einem Pferde mehr Kräfte entziehen als Monate lange Märsche.

In dem durch Regengüsse tief erweichten Boden des Schlachtfeldes bei Waterloo vermochten es die gemeinen Pferde der französischen Cavallerie nur bis zum Trab zu bringen, während die englischen Regimenter im Galopp und Carriere einher sprengten. Napoleons brave Cürassiere konnten es überhaupt nur bis zum Trabe mit ihren gemeinern großen Thieren bringen, und sie dürften sehr recht gehabt haben nicht darüber hinaus zu wollen. Trab ist das beste Tempo des gemeinen Pferdes; zum Galopp, zur Carriere ist es zu unbehülflich.

General Graf Bismark sagt, in seiner Taktik der Reiterei — ein Werk welches von dem Verfasser viele Schlacken warf und von jedem jungen Reiter-Officier gründlich und vielfältig gelesen werden sollte: „Die englische Reiterei übertrifft rücksichtlich des Materiellen alles Bekannte und vereinigt mit dem Zweckmäßigen auch Schönheit."

So theilt auch Baron Biel, in dem oben allegirten Werke, aus der Campagne von 1813 in Mecklenburg, Holstein (die er im Generalstabe mitgemacht) Seite 112—113 hinwiederum mit: daß die englischen Soldatenpferde die russischen, mecklenburgschen, kurz alle andern, selbst

Offizierpferde, und das ohne Anstrengung, bei allen Dienstleistungen überdauert hätten.

Der hohe Standpunkt, welchen die polnische Reiterei einnahm, und der Werth der russischen, dürften mit in ihrem Berittensein begründet liegen. Ihre Pferde tragen dasselbe Blut in sich wie die englischen Pferde — das arabische — asiatische. Ihre Dauer, ihre Raschheit dürften davon nur herrühren, nicht, wie manche der Meinung sind, weil sie theilweise in wilden Gestüten aufgewachsen sind. Auch General Bismark scheint auf wilde Gestüte Werth zu legen. Er sagt Seite 122 Taktik der Reiterei:

„Man sollte, wenn das möglich wäre, in der Monarchie eigene Militair-Gestüte haben, wo die Pferde wild erzogen, und bis sie einrangirt würden, nie in den Stall kämen.

„Im Frieden verweichlicht man gewöhnlich die Pferde, und wacht mit Aengstlichkeit darüber, daß sie nicht warm werden, um sich etwa nicht zu erkälten.

„So wie man ins Feld rückt, behandelt man sie wieder schonungslos. Ohne Noth müssen sie oft im schlechtesten Wetter bivouacquiren; welche Extreme und welche Widersprüche!

„Die Cavallerie muß — sagt der Marschall von Sachsen — leicht beritten sein, Pferde haben die an Strapazen gewöhnt sind, wenig Equipage mit sich führen, und niemals ihr Hauptabsehen auf allzudicke und aufgemästete Pferde haben."

So gern Verfasser nun auch den drei letzten Sätzen seinen vollen Beifall giebt, wie gering er denselben auch anschlägt, — so glaubt er es doch wagen zu müssen, gegen den ersten seine Ansicht auszusprechen.

Wir haben im nördlichen Deutschland ein wildes Gestüt: die Senne (Lobshorn), wo man indessen auch schon gefunden hat, daß es rathsamer ist, den ganzen Pferdestapel im Winter in Ställe zu bringen und nur in den Mittagsstunden herauszulassen. Der Werth der Pferde besteht in ihrem Blute (dem arabischen, jetzt wird englisches Vollblut angewandt) und daß man ihr Trittwerk nicht durch Anbinden verdirbt. Gebrauchskraft, Gesundheit, Dauer bekommen sie aber erst nachdem sie gegen 2 Jahre in Kornkraft gesetzt worden, und die durch die Weide und geringere Nahrung eingesogenen Drusestoffe von sich geworfen haben, während das von einem englischen oder mecklenburgschen verständigen Züchter aufgezogene 3—4jährige Pferd gleich zu

gebrauchen steht. Dabei ist dieses an Menschen, Geräusch und viele andere Dinge (Papier, ausgehangene Zeuge u. s. w.) gewöhnt, wozu man das so scheu wie Wild gehaltene wilde Gestütspferd meist nur mit großen Mühen bringt.

Auch wir haben hier im Lande noch einige derartige wilde Gestüts-Einrichtungen. In einer Gegend (dem Hännigser Bruche) halten die Gemeinden ihren ganzen Pferdestapel Winter und Sommer auf der Weide in jenen Bruchgebieten. Winters wird ihm Nahrung hinaus gebracht, wenn die Kälte zu arg wird. Die niedrige Lage und der Baum- und Buschbestand geben Schutz. Und was sind die Erfolge? Den armen Thieren gährt das Fell — die Haare — theilweise alle Frühjahr vom Leibe, und wer sie in Gebrauch nehmen will, hat mehre Jahre zu thun, sie in Korn- (Gebrauchs-) Kraft zu bringen. In anderen Gemeinden kam fast der ganze Pferdestapel schon im April hinaus, und das meiste mußte bis im November draußen bleiben. Ställe, durch deren Wände (dünne von einander stehende Bretter) der Wind pfiff und das Schneegestöber eindrang, waren dann sein Aufenthalt. Also Materialien genug zur Abhärtung. Ziemlich viele derartig aufgebrachte und wegen ihrer guten Abkunft angekaufte Pferde hat Verfasser in unserer Cavallerie zu beobachten Gelegenheit gehabt. Druse, Brustkrankheiten drangen dann auf sie ein (welche sich dann erst entwickeln, wenn bessere Nahrung und bessere Wartung hinzutreten), und drei Jahre bedurfte es reichlich, sie gehörig ausgebildet zu sehen. Einige crepirten während dieser Zeit, da sie den elenden Zustand nicht überwinden konnten.

Angemessene Wärme, Korn und Bewegung muß das junge Pferd bis zum 3ten, 4ten Jahre, vorzüglich vom Saugabsatz bis zum Antritt des zweiten Jahres, haben. Dabei gewinnt es Kräfte und Größe. Durch geringere Nahrung, und Kälte — das sogenannte Abhärten — verkümmert es, und das Versäumte muß in den folgenden Jahren eifrigst nachgeholt werden, wenn noch etwas Ersprießliches erfolgen soll.

Es dürfte zu erwarten stehen, erstens, daß man in der Senne, so wie man schon den Pferdestapel im Anbeginn der schlechten Jahreszeit bis Mai in gute Ställe bringt, auch baldigst davon abkommen werde (wenn man es nicht etwa schon gethan hat) die eben geborenen Säuglinge in jeder Witterung mit in die eingefriedigten Außenräume zu lassen, wo Verfasser sie in zertretener schmutziger Erde,

überrascht von Schneegestöber liegen sah; 2tens, daß man baldigst beginnen werde, im Sommer wie im Winter dem ganzen Pferdestapel Hafer zu verabreichen; so wie es der hippologischen Welt sehr erfreulich gewesen, wie der Fürstliche Herr des Sennegestüts, durch Anschaffung eines Vollbluthengstes, sich auch den verbesserten Züchtungsprincipien zugewandt hat.

Auch die Züchter unserer meisten Gemeinden sind nach und nach von dem oben angedeuteten Verfahren zurück gebracht, indessen theilweise mehr durch die Gemeinheitstheilungen als durch eigenen energischen Entschluß. Bei den Benutzungen der Gemeindeweide reißt ein Unverständiger fast die ganze Gemeinde mit fort. Er jagt seinen Pferdestapel schon früh auf die Weide, dieser folgt, jener wird neidisch, und zuletzt will sich niemand das junge Gras vorwegnehmen lassen. So wird endlich alles hinaus gejagt. Im Herbst will niemand der Erste sein, die Pferde herein zu nehmen. Auch fehlt es meistens etwas an Winterfuttermitteln, bei dem übertrieben groß gehaltenen Viehstapel, wo Gemeinheit ist. Die Theilung der Gemeinheiten führt jeden zu regelrechtem Haushalt, und damit den Pferdestapel zu sachgemäßer Behandlung hin.

Zieht man aber Baron Biels gediegene Mittheilungen über die Kaiserlich österreichischen Militair-Gestüte Mezöhegyes, Babolna, Radutz, Biber-Ossiah und Nemoschitz zu Rathe, so tritt es noch um so mehr hervor, daß wenn auch alle jene Einrichtungen hinsichtlich ihrer Bewirthschaftung großes Lob verdienen, sie doch in staatswirthschaftlicher Hinsicht nicht rathsam sein dürften. Der Erfolg entspricht bei weitem nicht den darauf verwandten Geldmitteln, indem trotz dem sehr theure Pferde geliefert werden. Der Grund und Boden (meilenweite Distrikte) würde durch gehörige Landwirthschaftung bei weitem höher zu nutzen sein; und verwendete man jene Geldmittel nur zur Hälfte auf die Landespferdezucht, so würde eine bei weitem größere Anzahl Remonten in der österreichischen Monarchie von den Landbewirthschaftern aufzukaufen sein, und die Landespferdezucht baldigst so gehoben werden, daß es den Kriegen schwer werden würde die Remontirung zu erschöpfen, während man bei den Gestüten bald im Frieden damit zu Ende geht. Gestüte — namentlich Militair-Gestüte — unterdrücken die Landespferdezucht, da sie mit stetem Zuschuß aus den Landescässen operiren, während, wenn die Remontirung von den Züchtern geschieht, die Landespferdezucht sehr

gehoben wird. Sollte eingewandt werden, daß Oesterreichs Landwirthe nicht genug Pferde ziehen könnten, weil die Localität nicht dazu geeignet sei, so dürfte dem entgegen gesetzt werden können, daß Wollsteins Ausspruch doch jetzt schon in Erfüllung geht: „die Engländer würden auch in Böhmen englische Pferde ziehen.“ Man beschafft dies jetzt dort nach ihren Lehren; was noch besser ist, als wenn sie es selbst thäten[1]).

Wir kehren, nach diesen Excursionen über Militairgestüte, zu unserm Hauptthema, den Werth des gemeinen Pferdes gegen das veredelte als Soldatenpferd fest zu stellen, zurück.

Wo sich eine Pferdezucht einen über das Gewöhnliche steigenden Ruhm erwarb, ist immer als Impuls das arabische Blut nachzuweisen. Der wilde Andalusier, das einst berühmte neapolitanische Pferd hatten ihr Blut von dorther, nur haben wir früher immer das edle Blut in unser gemeineres europäisches wieder verschwimmen machen; nur die Engländer wußten es rein zu erhalten, und vermittelst erhöheter Intelligenz noch zu verbessern.

Von allen gemeinen wirklich constant gebliebenen Racen des Continents wird sich das dänische, jütländische Pferd noch am meisten zum Reiterpferde eignen, ja es möchte sich in den Augen mancher, mit durch Bürgers „Knapp sattle mir mein Dänenroß“, zu einer bei weitem höheren Bedeutung, als solches als Reiterpferd verdienen dürfte, hinauf geschwungen haben. Es hat in der Bauart einen wesentlichen Mangel zum Reiterpferde — kurzen Auffatz — indessen ist sein Ansatz hoch angesetzt, und so trägt es ihn gut. Seine Gangart dürfte in Vergleich mit der elastischen Bewegung des edlen Pferdes als ein Fortwühlen zu bezeichnen sein. Indessen ist solche bei den jungen hier in den Handel kommenden Dänen rein erhalten, da anscheinend junge Pferde in Dänemark nicht mit zur Zugarbeit, wie bei uns, herbei gezogen werden. Seine Haut ist dick, das Haar vielfach rauh, und Mähnen und Schweif im Stamm so struppig und stark, daß kaum Ordnung zu erhalten ist. Durch seine Haut bringen die Hülfen und Strafen der Waden und Sporen nicht so leicht; es wird selten aufgeregt, anscheinend leichter als andere Pferde dumm kollrig. Doch leistet es das Seine, bei nicht zu großen Anforderungen, an Schnelligkeit, und da

1) Viel Seite 245.

wo es nicht mehr kann, stockt es lieber früher, als daß es seine letzten Kräfte, sein Leben wie das edlere Pferd hergäbe. Seine anscheinend dicken, früher hiernach benannten starken Schenkel haben, selbst so gemessen, doch nicht den Umfang eines dünnbeinig erscheinenden edlen Pferdes; zergliedert, würde noch eine Masse von dicker Haut, Fleisch und sonstiger Beladung außerdem abgehen. Doch hat auch in Dänemark und seinen deutschen Provinzen die edle Pferdezucht lebhaft Eingang gefunden, und so wird auch die gemeine dänische Landesstute jetzt vielfältig von edlen Hengsten gedeckt. Von den unverkennbar daraus entstandenen Producten hatten wir einige in unserer Cavallerie. Ihr höherer Aufsatz, ihr edleres Gesicht, ihr besseres Gangwerk, ihr Uebersatz beurkunden das. Es dürfte dies zu bemerken sein, um Verwechselungen vorzubeugen. Bei gleich sachgemäßer Behandlung wird das veredelte Pferd das gemeine dänische auch auf langen beschwerlichen Märschen überdauern; dagegen werden aber allerdings für geringe Cavallerie — d. h. welcher besseres Reiten, das zu nehmen wissen des Pferdes mit Temperament, und sorgsame Pferdewartung abgeht — gemeine Pferde dennoch dauernder sein als edlere.

Die gemeinen Pferde ertragen eine rüde Behandlung viel besser, weil sie stumpfsinnig sind, während das edlere Pferd sehr dadurch aufgeregt wird. Ein Maulriß macht dieses auf Monate mißtrauisch; ein zu heftig Paar Sporen läßt es tagelang keinen ruhigen Schritt wieder gewinnen, und die Angst vor der Wiederholung, das ist zu viel guter Wille, übergießt es mit Schweiß bei einem Schrittmarsch. So zappelt und trippelt es sich in einer Stunde mehr ab, als wenn es Meilen weit in Trab und Galopp ohne Aufregung, Angst, geritten wäre. Der Reiter verhält, kehrt gar um, wenn er es darf. Die Unruhe vermehrt sich. Neue Verhaltung (Maulriß), anderweite Zurücknahme. Die Unruhe wird sich nur mit dem Tode, dem Absatz verlieren. Dann im Quartier oder Bivouac angelangt, wird statt der nothwendig doppelt guten Abwartung geringe, mehrfach in Ingrimm, angewandt. So kommen auch Druse, Fieber, Brustkrankheit. Die Freßlust endet jedenfalls. So heißt es dann dort endlich: das edle Pferd kann die Märsche nicht ertragen! —

Dagegen sagt aber Justinus: „Das gemeine Pferd ohne Blut hat weder Dauer noch Annehmlichkeit. Starke (dicke) Knochen sind schwammig und weich, und zeigen von gemeiner Abkunft."

Nachdem wir so aus der Erfahrung dargethan zu haben glauben, daß das nach den englischen Züchtungsprincipien veredelte Pferd bedeutende Vorzüge als Soldatenpferd vor dem von unseren bisherigen Continentalzüchtungen gelieferten habe, möchte nun noch darzuthun sein:

> warum einem nach unserer bisherigen Pferdebeurtheilung als mangelhaft in seinen Formen zu bezeichnenden jungen veredelten Pferde, bei Mangel an besser gestalteten veredelten, dennoch der Vorzug vor einem gemeinen, wenn auch besser formirten Pferde zu geben sein wird?

Durch die geringen Anforderungen, welche man in Deutschland in Vergleich mit England an Pferde bislang machte, bildete sich hier eine ganz anderes Urtheil über sie (die sogenannte Pferdekenntniß) heraus, als dort. Während man in England die Erfahrung zu Rathe zog, Gebrauchspferde derb und ernsthaft prüfte, wenn man sie kaufen wollte; rohe Pferde und Füllen besonders nach der Abkunft werth hielt und nach dem Gehvermögen beurtheilte; Pferde von Leistungen, gleichviel mit oder ohne Fehler, hoch bezahlte; nur schön nannte was viel leistete (handsome is that handsome does) — befleißigte man sich meistens in Deutschland die Pferde der sorgfältigsten Durchsicht (Durchmusterung) nach Fehlern im Stehen zu unterwerfen, und nur endlich einige Antritte zu fordern, um nach Lähmungen zu forschen. Fehler, auch die sogenannten Makel gehörten dazu, durften nicht vorhanden sein; die Schönheit bestimmt den Preis. Auch jetzt noch bezeichnen wir das höchste Lob mit: „schön, ein schönes Pferd." Der Engländer hingegen mit: „brav, ein gutes Pferd." So ist unseres Pferdehändlers erste Empfehlung seines Pferdes auch jetzt noch: „fehlerfrei." So dürfte sich der Freund eines Pferdes von Leistungen augenblicklich auch noch wohl vorzusehen haben, ein braves Pferd nur mit einem unschädlichen Handelsmakel zu kaufen, wenn er es nicht bis zum Tode behalten oder mit bedeutendem Verlust wieder verkaufen will.

Wenn diese genommene Richtung bei unserer Pferdebeurtheilung, theilweise dem eben kurz bezeichneten und weiterhin näher zu erörternden Mangel an allen Prüfungen und Anforderungen, allerdings mit zuzuschreiben sein dürfte, so möchte aber auch anderntheils die Neigung, das Wissenschaftliche über das Praktische zu stellen, welche dem Deutschen zugeschrieben wird, wesentlich mit dazu beigetragen haben. Diese obgleich lobenswerthe, doch auch hie und da schadende Bescheidenheit der prak-

tischen Männer in anderen Fächern mußte hier nun aber gar meistens zu einem unbedingten Unterwerfen übergehen, da vielfach gar kein praktisches Prüfen zum Grunde gelegt werden konnte oder sollte, und wo dieses auch einmal Statt fand, doch noch sogenannte Fehlerfreiheit die erste Bedingung war. Dann aber wurde auch in der deutschen Pferdehandelswelt viel mehr Wesen von Roßhändlerkniffen gemacht, als sie verdienen, und deshalb den Männern, welche die Pferdekenntniß wissenschaftlich erlernt hatten, den Pferdeärzten, oder in deren Ermangelung, oder bei einem Mißtrauen in deren Aufrichtigkeit, denjenigen, welche in dem Ruf als Pferdekenner stehen, ein fast apodictisches Urtheil über die ihnen vorgeführten Pferde zugestanden. Ja mancher prieß sich glücklich, wenn er mehrere von beiden Classen zu Rathe ziehen konnte.

So wird es nicht unangemessen erscheinen können, eine kleine Abhandlung über die sogenannte Pferdekenntniß dem Hauptthema vorauszuschicken, zumal da sie zugleich auch als eine Begründung der Anforderungen der neueren Züchtungsprincipien an Remonteankäufe anzusehen sein möchte.

Die Pferdebeurtheilung — sogenannte Pferdekenntniß — von der hier die Rede ist, ist füglich in zwei Abtheilungen zu zerlegen:

1. die des gerittenen oder angerittenen Pferdes;
2. die des rohen — nicht gerittenen — Pferdes.

Denn in der einen dürfte jemand etwas ersprießliches leisten, während er in der anderen nicht zu Hause ist. Dagegen wird aber hier die Kenntniß der Rennpferde, von der Wissenschaft des general stud-book, den Rennleistungen auf allen Rennbahnen, dem Beurtheilungsvermögen, ob ein Pferd ganz sachgemäß oder geringer trainirt ist, dem Schätzungsvermögen der Gesellschaft, in welcher ein Pferd seinen Ruhm erworben hat, ausgehend, — wenn sie auch allerdings in die Categorie der gerittenen Pferde mit gehören dürfte, — nicht zur Beurtheilung kommen können, einmal weil sie meistens außer dem Bereich des Urtheils des Verfassers ist, zweitens auch außer der Tendenz des vorliegenden Gegenstandes liegt.

Ueber die Kenntniß des gerittenen Pferdes.

Der Engländer sagt: Prüfe es. Und der Engländer — wes Standes er ist — prüft es ernst und lange. Der Jagdreiter, der Sol-

bat über Graben und Hecken, die Lungen im tiefen Acker; der Reisende auf weite Strecken im starken Tempo; jeder das fest im Auge habend was er verlangt. „Dem Wettlauf verdankt England seine Pferdekenntniß" sagt Justinus. „Es ist natürlich, daß die Menschen von Dingen reden, die sie interessiren, es war natürlich, daß man fragte, warum das eine Pferd gewann, das andere nicht. So wurden die Gründe aufgesucht, gefunden, bekannt, zuletzt verbreitet; so ist die Pferdekenntniß zu einer allgemeinen Kenntniß geworden, und eine bessere als in anderen Ländern; denn nicht Schönheit, sondern Diensttauglichkeit beurtheilt man. Sogar der Bauer mißt die einzelnen Theile seines Pferdes, und urtheilt, warum es irgend einen Gang gehen muß, wie viel Gewicht zu tragen es im Stande ist, ob nur im Sommer, auf leichtem, ebenem Boden, oder auch im Winter, im tiefen, schlechten Wege, und wie weit es, seines Blutes wegen, gehen kann. In dieser allgemeinen Pferdekenntniß ist der Grund zu suchen, warum in England bessere Pferde erzogen werden als in andern Ländern; denn das, was man nicht kennt, kann man auch nicht machen."

Es ist wahrhaft erhebend, des Baron Biels Mittheilung über das Reiten der Engländer zu lesen; wie der hochbetagte Lord mit dem Jüngling darin wetteifert, wie jeder Stand — Kaufmann, Fabrikant, Landwirth, ja die Geistlichkeit — Theilnehmer zu den Jagden liefert, wie oft 800 bis 1000 Reiter den Jagden folgen; mit welchem Interesse, wie jedermann sich der Leistungen eines Pferdes erfreuet, mag es in den Händen eines Schlächters oder eines Lords sein, und wie sich dadurch anderntheils jene praktische Kenntniß der Pferde über das ganze Land verbreitet hat, — wie der Wetteifer in kühnem Reiten die Körperkraft, die Rührigkeit, den physischen Muth unter der so großen Anzahl Wohlhabender, Reicher, dort belebt erhält, während ohne Jagdreiten die Engländer wahrscheinlich das sein müßten, was Gibbon „eine weichliche reiche Nation" nennt. So äußerte der Herzog von Wellington gegen Sir-Hussy-Vivian (einen der ausgezeichnetsten Cavallerie-Generale): er habe in allen Campagnen es bestätigt gefunden, daß ein guter Jagdreiter auch immer ein guter Soldat sei.

So glauben wir, selbst aus mehren Gesichtspunkten, uns erlauben zu dürfen, auch hier auf „Biel, edle Pferde" Seite 228 u. s. w. hinzuweisen, wo Thatsachen in einer so reichen Zusammenstellung für diese Herausstellungen dargeboten werden, wie sie schwerlich wieder zu liefern sind.

Es dürfte nun nicht zu verkennen sein, daß man in Deutschland, bis auf Mecklenburg und einige andere geringere Ausnahmen, derartige Prüfungen der Pferde, wie kühnes Reiten nicht kannte. Unser das Gewöhnlichste übersteigende Reiten bestand meistens nur in der Manege-Reitkunst und dem militairischen Reiten. Und da sich letzteres in der Grundbildung auf erstere basirt, eine lange Friedenszeit, mit einer alljährlich sich wiederhohlenden bedeutenden Recruten- und Remonte-Ausbildung, viel Bahnreiterei bei den Cavallerien herbei führte, und auch die Beurtheilung der Reitfähigkeit des älteren Reiters meistens nur von dessen Bahnreitfähigkeit abhing, weil wir wenig anderes höheres Reiten kannten, so schien man nun auch mehrfach den besten Bahnreiter und ein gutes Schulpferd fast für die alleinigen Vorbilds-Elemente der Reiterei zu halten. So z. B. sagt von Decker in dem schon oben angeführten Werke Seite 72: „den Schlußstein aller dieser Vortheile (des moralischen Eindrucks, des Impulses) macht bei der Cavallerie die Kühnheit aus; wo diese fehlt, reichen selbst die Pluvinels, die Guerinieres ꝛc. nicht aus, und wenn sie sich auch mit den Schulpferden aller europäischen Reitbahnen beritten gemacht hätten" — ohne daß dieses, so weit des Verfassers Kenntnisse reichen, bis jetzt auch nur e i n e entgegengesetzte Erörterung gefunden hätte.

So hohe Anerkenntniß die deutsche Manege-Reitkunst — und namentlich die speciell vaterländische des Verfassers — nun auch unbezweifelt verdienen dürfte, und auch unbezweifelt die geschickliche Manövrirfähigkeit deutscher Cavallerien ihren Auslaufspunkt von dort findet, so möchten wir uns doch, hinsichtlich des sogenannten Campagnereitens und der dazu dienlichsten Pferde, noch andere Vorbilder suchen können als die Guerinieres und Pluvinels, beritten mit den Schulpferden der europäischen Reitbahnen. Denn unbezweifelt dürften denn doch wenigstns jene Schulpferde bei weitem nicht d a s zu leisten vermögen, was von den englischen Pferden berichtet und zu sehen ist.

Ziehen wir Baron Biel (der fast alle Bahnen des Continents wissenschaftlich aufsuchte) — außer der eigenen Beobachtung, daß ein Schulpferd nur auf die Bahn zugerichtet ist, keine Terrainhindernisse überwinden lernte, und bei den stets wiederholten kurzen Galoppaden, die Fähigkeit stundenlang weit aus, räumend zu laufen, ganz und gar verloren haben dürfte — darob wiederum zu Rathe, so finden wir, daß, mit ganz wenigen Ausnahmen, auf fast allen Manegen Deutsch-

lands ganz geringe Pferde gearbeitet und geritten wurden. Ja er will hie und da bemerkt und Nachrichten eingezogen haben, daß man auf mehren Bahnen die edlen kräftigen Pferde als widerspenstig verrufe, weil sie sich die dort gebräuchliche Reitdressur nicht gefallen lassen wollten. Ein Pferd aber, das in Deutschland auf der Bahn als widerspenstig bezeichnet würde, dürfte wenigstens früher selten anderwärts wissentlich gekauft sein, denn wir kannten bis dahin wenig andere Reiterei. Ein Dick-Christian[1]) war uns z. B. gänzlich fremd. Und so wird sich in der allgemeinen Meinung auch das Schulpferd als das Vorbild normirt, und dies Alles auch wohl jenen Ausspruch des geschätzten militairischen Schriftstellers mit zu Wege gebracht haben — wenn gleich wir auch, außer Baron Biel, in noch mehren andern hippologischen Werken es bestätigt finden: daß in diesem und im vorigen Jahrhundert auf den meisten Bahnen des Continents sich ganz geringe Pferde fanden.[2])

---

1) Biel führt über denselben folgendes an:

„Herr Dick-Christian lebt in Melton, hält einige Jagdpferde, und ist stets bereit jedes difficile Pferd, die Lection zu 15 Schillingen (englisch), auf der Jagd zu reiten. Seine Beurtheilung und sein Muth, verbunden mit einer feinen Führung, sind der Art, daß nach 3 oder 4 Lectionen er von 10 ihm übergebenen Pferden 8 als gemachte Jagdpferde abliefert. Als ich ihn eines Tags fragte, ob er denn nicht mitunter bei diesen Gelegenheiten gefährliche Stürze gemacht habe, gab er mir wörtlich diese Antwort: nichts besonderes mein Herr, nur einmal habe ich mir das Bein gebrochen."

Wir fügen erläuternd hinzu: die Engländer — à la Dick-Christian — führen zu ungestüme Pferde absichtlich ins Unglück (zu Stürzen, Gegenprall) um sie durch eigene Erfahrung verständig zu machen.

2) Sehr empfehlungswerth ist hier die Zuratheziehung des Bielschen Werks von Seite 140 bis 146, wo er auch von dem sogenannten Bomäuseln auf der Dresdner Manege nebenher erzählt; (vermittelst Kappzaumhörner, die von einem Vorstehenden erfaßt werden, wird der Kopf möglichst kurzum rückwärts gedreht, während dabei eine Faust in den Ganaschenansatz gestemmt wird u. s. w.) Auch spricht er sich sehr mißbilligend aus über die durchgängige Trensenführung mit beiden Händen.

In ähnlichem Sinn zeigt von Tennecker (Denkwürdigkeiten meiner Zeit, München 1838) darauf hin: daß die jetzigen Bahnpferde fehlerhaft beschaffen wären, während sie früher, wenigstens die Racepferde darunter, sehr kräftig gewesen.

Hühnersdorf spricht in der Vorrede zu seiner „Anleitung Pferde abzurichten" — von Idealen, die sich jeder dazu nach Vorbildern der Vorzeit schaffe, und von den traurigen Wirklichkeiten dieser Tage.

Prizelius (vollständige Pferdewissenschaft, Leipzig 1777) wird weiter unten noch selbst redend darüber angeführt werden.

Wir aber können nur freudig anführen, daß dem auf der königlich hannoverschen

Nicht allein diese, sondern auch fast alle derzeitigen Männer von Fach — Stallmeister und Gestütsmänner — stimmen also darin überein: „die Pferdezucht ist gesunken, geräth täglich mehr in Verfall; die der Vorzeit hat bei weitem kräftigere Pferde geliefert.“ Keiner der Herren hat aber diese kräftigen Pferde selbst gesehen, sie sollen vor ihnen da gewesen sein, wobei sich denn von selbst die Frage aufdrängt: „Woher mag ihnen eine bewährte Kunde gekommen sein, daß es vordem kräftigere Pferde in Deutschland überhaupt und insbesondere auf den Reitbahnen gegeben hat?“ Denn alle Forschungen welche jetzt darüber zu machen stehen, laufen dahin zusammen, daß die Continental-Pferdezucht vor Errichtung der Stamm- und Landgestüte auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur stand, und man nur deshalb im vorigen Jahrhunderte Gestüte errichtete, um einen edlen verbesserten Pferdestamm den Landen zu verschaffen und zu erhalten. Wir finden, daß die Hippologie zu der Zeit in ein mysteriöses Dunkel gehüllt war und die geheimnißvolle Gestütskunde sich auch später immer sehr von den einfachen Grundsätzen entfernt hielt, auf welchen jetzt die Zucht des edlen Pferdes beruht. (S. „noch einige Worte über Pferdezucht in No. 181, Jahrgang 5 der hippologischen Blätter von Sr. Durchlaucht dem Herzog zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.“) So wie daß der Zufall in den ersten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts das erste arabische Pferd nach England brachte, vorher aber die englische Pferdezucht keineswegs vorzüglich, geschweige denn berühmt, ja nicht einmal hinreichend für den Bedarf des Landes war, so daß Dienst- und Zuchtpferde vom Auslande eingeführt wurden. Auch hat dies später noch fortgedauert, indem die eigentliche Verbesserung der englischen Pferdezucht erst unter der Regierung Carls des 2ten (starb 1685) ihren Anfang nahm, und die drei Auslaufspunkte ihrer großen Erfolge 1758 (Herod), 1764 (Eclipse), 1748 (Matchem) also viel später geboren wurden (Justinus). Der berühmte Reiter und Schriftsteller über Reitkunst, Herzog von Newcastle, hat jenes erste in England erschienene arabische Pferd beschrieben, da es Bewunderung durch seine außerordentlichen Eigenschaften erregte. (Justinus.) — Sollte diese Be-

---

Marstallsbahn nicht so war und ist. Hätte Baron Biel Hannover besucht, so würde er unter unserm Freunde, dem Stallmeister, Obristlieut. und Armee-Bereiter Meyer, das gesehen haben was er sich wünschte: so wie auch, daß man dort für die Reitkunst die englischen Pferde mit für die besten hält.

schreibung unsern Stall- und Gestütsmännern vielleicht eines der Vorbilder der sogenannten Vorzeit abgegeben haben? Denn der Herzog von Newcastle theilt mit de la Guerriere die Ehre, daß sich fast alles auf sie bezieht. — Prizelius will aber dagegen aus den groben und plumpen Zäumungen der Vorfahren den Schluß ziehen, daß sie auch kräftigere Pferde gehabt haben müssen, wenn auch gemeinere, — worin ihm gewiß beizupflichten ist, denn jener Araber dürfte diese Zäumung wenigstens nicht getragen haben. — Endlich möchte uns aber Hünersdorf der Wahrheit am nächsten führen, wenn er — wie wir schon oben hörten — sagt: „jeder schafft sich ein Ideal u. s. w." Denn die Wirklichkeit kann, außer dem was die Zucht der gemeinen Pferde lieferte, nichts dargeboten haben, weil nichts da war. Wir werden uns auch noch weiter unten erlauben, zu zeigen, wie selbst bei den aus der Phantasie erschaffenen Vorbildern gewaltige Mißgriffe zu den späteren (Prizelius) Zeiten geschehen sein dürften, woraus mit Gewißheit zu folgern ist, daß man auch da noch auf dem alten Wege — obgleich schon die jetzige englische Pferdezucht ins Leben getreten war — fortwandelte.

Darin kommen aber alle Schriftsteller überein, daß in der von ihnen so gepriesenen Vorzeit kein Reitscholar vor dem siebenten, achten Jahre die Bahn verlassen durfte, wollte er sie als Bereiter verlassen. Dann, daß auf die Bearbeitung der Pferde mindestens zwei Jahr verwandt wurden, und keines vor dem 5ten, 6ten Jahr in Arbeit genommen ist. Rechnen wir nun hinzu, daß man zu der Zeit auf den Manegen der Fürsten, und sonst, gewiß hat futtern können was man wollte, — daß von der Ritter- und Turnierzeit her ein größerer Werth auf ein colossales Reitpferd als auf ein beweglicheres, edleres, und wenig Werth auf Schnelligkeit gelegt wurde, — setzen wir aus eigener Beobachtung hinzu, wie wir auch bei Kunstreitern und hie und da auf den Manegen unserer Zeiten sehen können, daß eine fortgesetzte jahrelange Bearbeitung auch das gemeine Pferd zu manchen ganz gut ausgeführten Gängen und Schulen gebracht hat: so dürfte es sich herausstellen: daß wenn auch die Pluvinels, Guerinieres u. s. w. vortreffliche Bahnreiter auf die Weise unbezweifelt gewesen sind und deshalb unsere volle Anerkennung verdienen, sie doch bei weitem nicht das mit ihren Pferden zu leisten vermocht hätten, was jene englischen Reiter mit den ihrigen — nach Viel — leisteten.

Aus diesem Allen wird für unsere Aufgabe hervorgehen:

1) Wir sehen aus Baron Biels Mittheilungen, daß auch ganz geringe Pferde zu Bahnpferden heran gebildet sind, dagegen sehr edle kräftige sich mit der Reitdressur nicht haben vertragen wollen. Wir werden deshalb, wenn auch ein Pferd zum Schulpferde heran gebildet ist, es doch noch nicht als das Vorbild eines recht brauchbaren Pferdes ansehen können. Es ist deshalb auch ernst zu prüfen, soll es ein Campagne- oder ein Gebrauchs-Pferd abgeben.

2) Auch bei solchen Pferden, welche wir völlig zugeritten nennen, wird Prüfung unerläßlich erscheinen, wenn wir etwas mehr als ein wenig spazieren reiten, und ein kurzes Galöppchen von ihnen verlangen wollen. Dafür spricht auch der berühmte Reiter und Hippolog Aperley (Nimrod) indem er sagt: „Kein Engländer reitet Pferde (wenn er ein Kenner ist) welche man nicht zusammen nehmen kann, und welche nicht auf die Hanschen zu setzen sind. Doch diese Eigenschaften müssen nur das Resultat von gut gebauten Hintertheilen und leichten Schultern sein, und nicht von einer forcirten Reitdressur, welche der Kraft und Schnelligkeit der Pferde zu schädlich ist, als daß ein vernünftiger Reiter dazu seine Zuflucht nehmen sollte."

3) Ein schönes fehlerfreies, völlig zugerittenes Pferd kann ein sehr trauriges Thier in Leistungen sein, während ein Pferd mit Fehlern und verdrehten oder difformen Schenkeln dasselbe in Leistungen gänzlich übertrifft. Nur durch Prüfungen lassen sich solche Beobachtungen, welche ihren Auslaufspunkt in dem geistigen Element — dem Blute — allein haben, herausheben. Deshalb sagt der gründliche Justinus: „Der wahre Werth des Pferdes besteht in seiner Güte und seiner Dienst-tauglichkeit, nicht in der Schönheit. Diese werden bestimmt theils durch seine äußeren sichtlichen Verhältnisse, theils durch seine nichtsichtliche Organisation; die ersten lassen sich ausmessen und anatomisch mechanisch erklären und beweisen. Die Haupteigenschaften des Pferdes, Stärke, Geschwindigkeit und Ausdauer, sind aber mehr in der inneren Organisation als in der äußeren Bildung und den Verhältnissen enthalten. Dieses wird bewiesen durch gleich gut gebildete edle und gemeine Pferde; die ersteren übertreffen im Gebrauche die letzteren."

Wichtig aber sind alle diese Sätze für den Pferdebenutzer. Er wird durch unser bisheriges Pferdebeurtheilungssystem mehrfach abgehalten ein sehr brauchbares Pferd zu kaufen, und genöthigt mit einem bei weitem

geringer leistenden vorlieb zu nehmen. Wenn wir z. B. ein Pferd mit steilen Fesseln hohle Wege und Gräben mit Sicherheit überwinden, ein anderes mit weichen Fesseln vortreffliche Uebersätze in die Höhe vollbringen sehen, so werden wir sicher besser thun sie zu kaufen, als ein Pferd mit den musterhaftesten Fesseln, das nicht gleiches leistet. Bringen wir aber alle drei vor unser bisheriges Pferdekenntniß-Forum, so wird unbedingt das letztere für das tauglichste erkannt. Haben wir ein Pferd mit Spatterhöhung oder Hasehacke, das weite Ritte in starkem Tempo vortrefflich besteht, so sollte es unbedingt einen höheren Werth haben als ein Pferd mit Sprunggelenken ohne solche Erhabenheiten, das ihm, unter gleichen Verhältnissen, nicht zu folgen vermag. Unbedingt würde aber der sogenannte Pferdekenner dem letzteren den Vorzug geben. „Der Unpraktische verräth sich nie leichter, als wenn man ihm ein Pferd mit Hasehacken zeigt“ sagt Baron Biel. „Stolz funkelt sein Auge, daß er Gelegenheit gefunden hat, seine große Pferdekenntniß zu zeigen, und auf den ersten Blick die Hasehacken zu entdecken. Er betrachtet nun nicht weiter das Pferd und spricht, wenn man ihn sprechen läßt, ein rundes Stündchen über diesen Fehler, um seine Weisheit auszukramen.“

Prüfung dürfte auch besser wie thierärztliche Untersuchung zeigen können, ob ein Pferd innen gesund ist. Weder Dampf noch rohren, schlechte Freßlust können sich dagegen verstecken; ein geringer Fresser wird sich sicher matt zeigen. Die Hufe sind durch einen derben Trab auf Steinpflaster, die Augen an Gräben und Bäumen, in Licht und Schatten, auf unebenem Terrain leicht zu erforschen. So läßt sich das Temperament des Pferdes auch nur durch einen längeren Ritt ermitteln. Darum Prüfung, Prüfung, und die so vielfach zu hörenden Klagen über Angeführtsein trotz alles Vertrauens — trotz aller Vorsicht — werden bald ihr Ende finden.

Auch für die Landespferdezucht würde es von erheblichem Nutzen sein, wenn eine praktisch dargelegte Tüchtigkeit der Reitpferde mehr über deren Werth entschiede als unsere bisherige Begutachtungsweise, denn eine begründetere Pferdekenntniß muß dadurch allgemeiner werden. Jedenfalls dürfte es aber doch jetzt endlich zu der Tagesordnung gehören müssen, daß, will man von Seiten des Staats ferner die Hebung der Pferdezucht, durch die Stellung von Hengsten und mittelst der Beaufsichtigung der Privatbeschäler, in der Hand behalten, man es sich auf mindestens 50 Jahre im voraus bestimmt hinzustellen habe: was man züchten will?

— Denn nicht zu verkennen ist, daß mittelst dieser Unterstützung das Nachdenken der Züchter darüber, d. h. über den Schlag nach einem festen Plan, im Allgemeinen nach und nach eingeschläfert ist und wird, während im Gegensatz bei dem ganz freien Deckverkehr in England dieses bei der steten Berichtigung durch Rennen und Jagdreiten, vom Vater auf den Sohn übergehend, so rege, so gründlich geworden ist wie nirgends sonst[1]).

Die erste Frage würde also sein müssen, welche Schläge sind am localgemäßesten zu züchten? — und wie kann zu ihrer Hebung eingeschritten werden?

Das hannoversche Landgestüt strahlt denn auch hiebei voran. Es hat seit einem Jahrhundert stets und immer den Blutimpuls als das vorherrschende Prinzip, trotz dem Wechsel der Personen, den Schwankungen der öffentlichen Meinung, benachbarter ähnlicher Institute, und Länder, durchaus fest gehalten. So daß es jedem ohne Programm klar zu Tage liegt, was man will: auf eine sinnige Weise allenthalben die Veredlung hintragen, dort höher heben, erhalten, wo sie durchgängig heimisch geworden ist. Nicht auf Remontepferdezüchtung hinzuwirken; noch sonstigen zeitweiligen Lieblingsideen sucht man zu huldigen, sondern für allen Gebrauch den Blutimpuls, bei dem Streben nach möglichst richtiger Körperform, zu geben, zu erfrischen.

Nicht so bei der neuerdings durchgängig erst angeordneten Begutachtung der Privatbeschäler, in den verschiedenen Landestheilen (Land-

---

1) Justinus: „Das Unglück der Landeszuchten und der Gestüte — sagt ein bekannter Schriftsteller Hochstätter, der die Pferdezucht von Deutschland, Preußen, Dänemark bereiste — ist, daß sie planlos und nach einem Wirrwarr von Ideen und Meinungen, die weder auf naturhistorische, noch eigene, noch anderer Menschen und Länder Erfahrungen gegründet sind, verwaltet werden und daß selbst diese Pläne, Ideen und Meinungen so vielem Wechsel unterworfen sind.

„Und der berühmte Landstallmeister Koch im Herzogthum Celle entscheidet sehr kurz und richtig über das Schicksal der Pferdezuchten, mannigfacher Mischungen, Kreuzungen, Veredlungen, mannigfacher Eigenthümlichkeiten, Eigenschaften, Schläge, Landesarten und Racen, wenn er sagt: ihr Ruin ist voraus zu sehen. Nicht weniger ist es gewiß, daß England ohne die allgemeine Theilnahme an dem Gebrauch des Pferdes, nicht dahin geführt sein würde, sich selbst alle Gattungen zu allen Diensten zu erziehen. Das Pferd selbst würde nicht gründlich erkannt, die einzelnen Eigenschaften und Vorzüge nicht gewürdigt werden, Bluterfrischung und Kreuzung, Veredlung und Verbesserung, würden noch von einem Wirrwarr von Ideen und Meinungen, wie in andern Ländern, betrieben werden, man würde, wie überall, den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen."

drosteibezirken). Dort wird bis auf Ostfriesland (wo die Züchtung nach Masse, eng mit den Bodenverhältnissen verknüpft, stets, und so auch bei den Khörungen durchaus vorgeherrscht) das was man im Schlage züchten will, dem Ermessen der Khörungscommissionen ganz anheim gestellt. Huldigt eine solche z. B. nun dem durch unser Landgestüt so bewährtem Blutimpulse und beurtheilt die Hengste hauptsächlich nach ihrer mehr oder minder edlen Abkunft mit, oder wo diese nicht nachzuweisen steht, nach dem elastischen Gangwerk, strebt gegen das Gemeine an, so folgt: daß die ihnen unterworfenen Hengsthalter nach diesen Grundsätzen Hengste anschaffen werden, müssen. Nach 5—10 Jahren kann dies denn auch in das Leben getreten sein. Freund Hain, Wohnortsveränderungen, Unlust, Krankheit, liefern dann andere Khörungsbeauftragte, vielleicht mit ganz entgegengesetzten Ansichten. „Größe, Knochen, Masse müssen wir haben, was sollen die feinen Racepferde zur Landespferdezucht?" heißt es nun. Was 8—10 Jahr sehr belobt, in die erste Klasse hingestellt war, fällt sofort nach unten. Das was niedrigst gestellt gewesen, glänzt sofort oben. So haben die Hengsthalter — wollen sie angesehen sein — die Gemeinheit wieder herbei zu holen[1]).

Drehen wir das dargestellte Verfahren um, d. h. lassen wir die Verehrer der Masse zuerst, die der Veredlung später auftreten, wechseln damit in weiterer Zukunft, so giebt das stete Schwankungen für die Geldmittel, die Ansichten, die Züchtung. Nein, will man von regiminneller Seite auf die Privathengsthaltung (außer Gesundheitsforderung) einwirken, so werden vor allen Dingen Geldmittel, bei Feststellung „was man züchten will", oder ohne solche, zu bewilligen sein. Prüfungen aber werden im letzteren Fall allein entscheiden müssen, wohin die Züchter sich wenden wollen. Zu dem Ende würde dann jedem Khörungsort zu geben sein: a) eine Prämie für Zugkraft, wobei das Minimum der Leistung darin festzustellen sein würde, welche die Deckberechtigung noch zuläßt. b) Eine — für Gewichttragen bei Schnelligkeit. Gleiches Gewicht. Wettritt von einer halben Stunde, auf gewöhnlichem Wege. Dem Siegenden die Prämie. Dem zuletzt Ankommenden wird die Deckberechtigung nicht gegeben. Etwa gestürzte reiten zu Ausmerzung des Letzten noch einmal, wenn sie zur Deckberechtigung ihrer Hengste zugelassen werden wollen.

1) Dies ist z. B. in den $18\frac{30}{43}$ Jahren bei den Khörungen in dem Herzogthum Verden ganz so erlebt worden.

Hannover hat etwa 220 Landgestüts — 400 Privatbeschäler.

Der zuerst Ausgemerzte reitet mit, und vermag so noch die Deckberechtigung wieder zu gewinnen.

Damit würde zuerst die sonst fast unversiegbare Quelle von Unzufriedenheit gegen die Einrichtung verstopft; zweitens dahin gewirkt, daß die Hengste nicht aufgeschwemmt, sondern handlich werden, sie insbesondere in den Muskeln, Lungen, Hufen gestärkt, auch außer der Deckzeit nützlich verwandt (gearbeitet) werden, was alles einen sehr heilsamen Einfluß auf die Vererbung hat. Auch der Ungebrauch giebt Schlaffheit, die erbt. Drittens, die Hengstschauungen würden dann eine bedeutende Anzahl Züchter herbeiziehen. Dadurch würde Belehrung durch Praxis weiter getragen werden. Erfahrung ist ja doch nun einmal der beste Lehrmeister.

Ueber die Kenntniß des nicht gerittenen, nicht zu prüfenden Pferdes.

Auch diese ist in zwei Unterabtheilungen zu zerlegen:

a) die des jungen (unter 5 Jahr alten) Pferdes, bei dem auf den Zuwachs und das sogenannte Auslegen mehr oder weniger Gewicht zu legen ist;

b) die des älteren (rohen) Pferdes, bei dem solche Einflüsse nicht mehr Statt nehmen können.

Beide werden sich aber nur — außer dem sogenannten gesunden Zustande — auf die Wahrnehmungen, welche bei gerittenen Pferden mittelst Prüfungen zu machen sind, basiren können. Ein Leist, ein Gepräge, Dimensionen welche wir dort Gutes leisten gesehen, junge Pferde von gleicher Abkunft mit gerittenen Pferden, welche Gutes leisteten, können nur die Wahrscheinlichkeit für sich haben, auch brauchbare Pferde zu werden.

Unsere frühere sogenannte Pferdekenntniß — hier Ahndungsvermögen junge Pferde auf Reitgebrauch zu schätzen — hatte meistens nur allein von der ersten Vergleichsstellung ihren Auslaufspunkt, und da wo die Vorbilder gering waren, oder höchstens in der Schönheit den Grund dazu darboten (wie dies ziemlich viel, nach Versicherung aller Hippologen Statt gehabt haben soll), gingen begreiflich auch die guten Anhaltspunkte immer mehr und mehr verloren, und führten zu immer geringeren Resultaten, oder gar Mißgriffen hin. Hören wir z. B. Prizelius in seiner vollständigen Pferdewissenschaft Leipzig 1777 — ein

Werk das auch jetzt noch manches Nützliche lehrt und zu seiner Zeit dem großen Friedrich zugeeignet werden durfte — so wird daraus hervorgehen, daß in jener Zeit gute Vorbilder sehr selten gewesen sein müssen. Daß man in dem weiteren Verlauf der Jahre — bis zu den neueren Züchtungsimpulsen — wohl immer so gering damit ausgestattet gewesen sein wird, wie wir solches aus den Klagen, die über das stete Sinken der Pferdezucht von allen Gestütsmännern und Pferdekennern auch noch nach Prizelius angestimmt worden, entnehmen können. Nachdem nämlich letzterer von den vortrefflichen Pferden und starken Zuchten älterer Zeiten — von Alexanders des Großen, Strabo's, bis auf seine Zeiten herab — in der Vorrede erzählt hat, sagt er:

„In den jetzigen Zeiten giebt es auf den Bahnen ganz andere Auftritte. Schwache, schappige und bald an diesem bald an jenem Theile fehlerhafte drei und vierjährige Pferde schwanken in Volten herum, die nicht Kraft genug haben, ein altes Weib wegzuwerfen. Peitschen und Sporen werden als Bewegungsmittel, ihr Feuer rege zu machen, gebraucht, statt daß sie sonstens zur Bestrafung muthwilliger Handlungen gereichten. — Welch ein Elend!"

Aus seinen übrigen hieher gehörenden Deductionen, insbesondere bei Capitel I „von dem Leiste, Haar und guten Eigenschaften eines guten Pferdes und dessen einzelnen Theilen", wozu er bildliche Darstellungen giebt, vermögen wir uns seine eigene Pferdebeurtheilung, und damit unbezweifelt die seiner Zeit, ganz klar hinzustellen. Betrachten wir nämlich das auf Tab. II gegebene Vorbild eines Jagdpferdes, so finden wir ein Pferd, das Verfasser der gering formirten Vorhand, des gänzlichen Mangels an Brusttiefe und seiner Rückenlänge wegen sehr Anstand nehmen würde in die Remonte zu kaufen geschweige es denn einmal mit den jetzt vielfach verbreiteten Bildern des Herodot — oder dem des Plenipotentiary, oder den Adamschen der Augustenburger Zucht, oder den Bildern welche wir jetzt von englischen Jagdpferden haben, ja selbst mit den Pferden, welche wir mehrfach in Wirklichkeit in der hannoverschen Cavallerie besitzen, zu vergleichen. Dann dürfte aber auch ein anderweiter Beweis, wie so gänzlich der sogenannte Sachverstand für gut gebildete Reitpferde zu der Zeit verloren gegangen sein muß, deutlich daraus hervor gehen können, daß unter allen den Bildern welche Prizelius, einschließlich dieses Musterbildes, von Reitpferden giebt, auch nicht Eines sich darstellt, das nicht mit einem schweren Kopfe

oder Ramskopf ausgerüstet ist, und dabei das Gepräge der Gemeinheit an sich trägt, während er doch ein englisches Pferd, „eines von der in England mit Arabern oder Barben getriebenen Zucht“ im eigenen Gestütsstall als Beschäler hatte, „das noch im 25sten Jahre 13 Füllen zeugete, die so ausnehmend schön waren, als in vielen Jahren keine ihres Gleichen im Gestüte gesehen sind.“ Welcher Hengst „wovon die wahre Figur auf der Tab. IV zu sehen“ uns ein Bild giebt welches jenes Musterbild und alle anderen als Reitpferde gegebenen bei weitem überragt. Der Geschmack muß aber schon so verbildet gewesen sein, daß Prizelius nicht dieses Bild der Wirklichkeit, sondern jenes bei weitem geringere der Phantasie, als das Musterbild aufstellt.

So finden wir auch in den 1792 zu „Hünersdorf Campagnepferde abzurichten“ von Pforr gelieferten 16 Kupfern nicht ein Pferd, welches dem heutigen Geschmack entspricht. So dürfte es — in diesem Sinne — mit der Pferdebeurtheilung auf dem Continent mit ganz geringen Ausnahmen bis zu der Zeit fortgegangen sein, wo ein bis dahin unbekannter so ausgedehnter Verkehr mit England eintrat, der nicht allein eine nicht geringe Anzahl von Englands ausgezeichnetsten Pferden nach dem Continente führte, sondern uns auch mit den dort aufgestellten einfachen Züchtungsprinzipien bekannt und sie hier einheimisch machte. Mehrere Hippologen konnten Deutschland über das Treiben mit Pferden in England aus eigener mehrjähriger Beobachtung so gediegene Herausstellungen geben, welche unausbleiblich durch ihre Klarheit, ihre Einfachheit, — auf die 100jährige Erfahrung, welche England liefert, gestützt, — sehr viele dahin brachten, sie als die richtigeren anzunehmen; wenn es auch nicht fehlen konnte, daß manche von der älteren Pferdebeurtheilung nicht lassen und sich von dem Werthe der neueren nicht überzeugen konnten. Das Trainiren gab auch den älteren sogenannten Vorbildern für die neuere Pferdebeurtheilung ein „windhundsähnliches Ansehen“, während auch die Jüngeren in ihren Augen geknickten Blumen glichen, zudem man schon früher den Verfall der Continental-Pferdezucht mit in dem frühen Gebrauch der Pferde gesucht hatte. Der jungen Vollblutpferde dereinst hoher Widerriß lag noch tief versteckt. Die anscheinend zum Abbrechen dünnen Schenkel mußten mit Binden umwickelt werden, der Leib war bis zur höchsten Spitze der Flanken zum Erschrecken eingezogen. Hasehacken, Oberbeine, gebrannte Sehnenkläppe waren hie und da zu sehen. So dürfte es natürlich

erscheinen, daß wer nicht tiefer in das Wesen der neueren Züchtungsprinzipien eingedrungen war, vielmehr sich in den früheren Ansichten heimisch gemacht hatte, bei dem Anblick solcher Pferde ein großes Bedenken äußern konnte, denn umwickelte Schenkel veranlaßten früher allein schon ein schwer zu überwindendes Mißtrauen. Während man gegnerischer Seits auf die Leistungen hinwies, und den Demonstrationen nach Anschauung bei weitem geringeren Werth mehr beilegen wollte.

In dem Verlauf der oben gemachten Erörterungen ist auch schon der Versuch gewagt, mehre dieser Ansichtsverschiedenheiten und einzelne ihrer Einwirkungen näher darzustellen, weshalb wir hier nicht weiter darauf einzugehen brauchen. Sie bestehen theilweise noch, obgleich es uns scheint, daß die neueren Züchtungsprinzipien und die daraus zu folgernden Grundsätze der Pferdebeurtheilung sich immer mehr Bahn brechen, da alle ihre Anhänger mit ihren Pferden viel leisten, sei es auf der Rennbahn, auf der Jagd, oder bei sonstiger Gebrauchs- oder Vergnügungsweise, während man gegnerischer Seits derartiges nicht leistet, ja selbst bei der dazu durchaus nothwendigen vorbereitenden trainirartigen Behandlung vielleicht nicht einmal leisten könnte. Wenigstens führt Biel folgendes Beispiel darüber an: „Der große Seidlitz hielt seine Pferde stets in Training und leistete bekanntlich viel damit. Ein Monarch erstaunte darüber und glaubte daß die Behandlung allein daran Schuld sei. Er ließ sich genau die Trainirbehandlung geben, und befahl darnach neun Pferde seiner Gestüte und Ställe zu behandeln. Nach drei Wochen waren vier davon todt, und der Rest so elend, daß man die Trainirbehandlung aufgeben mußte."

Alle diese Betrachtungen werden nun zu folgenden Resultaten führen:

1) Unsere frühere sogenannte Pferdekenntniß entbehrte folgender Anhaltspunkte:

- a. Beurtheilung nach Leistungen,
- b. Folgerungen, welche sich auf Leistungen basiren: Werth der Abkunft und der Gänge,
- c. gute Vorbilder.

2) Folge davon war, daß man den schon als Pferdekenner bezeichnen wollte, der sich Kenntniß der Fehler der Pferde zu eigen gemacht hatte, und das Urtheil „fehlerfrei" als die fast einzige, aber auch unerläßliche Forderung, abgab. Wobei es dem individuellen Auffassungsvermögen des Beurtheilers mehr oder weniger überlassen blieb, bei

gesundem Zustande — Freiheit von Spatt, Gallen, Hasehacken, Mauke, schlechten Hufen, kreuz- oder sonst lahm, Oberbeine, Zahnfistel, Schaale, Zungenriß, Schweinemaul, Anzeichen von inneren bedenklichen Zuständen u. s. w. — sich Muthmaßungen über den Werth oder Unwerth langer oder steilerer Fesseln, des französischen (auswärts) Standes der Vorderschenkel, des sogenannten Zehentritts (Vorderschenkel nach einwärts), der Kalbsbeine oder der vorstehenden Knie, der Säbelbeine, oder zu wenig Winkel im Sprunggelenke, einer hoch oder niedrig liegenden Schulter, einer breiten oder tiefen Brust, des längeren oder tiefen Rückens, der geraden oder abhängigen Croupe, 2c. zu bilden. Woraus dann wiederum folgte, daß mancher solche Partien eben so streng tadelte als Fehler selbst, während ein anderer sie mehr oder weniger übersah, ein dritter auf die eine oder die andere gar kein Gewicht legen wollte.

3) Damit vergrößerte sich aber bedeutend der Tummelplatz, auf dem man sogenannte Pferdekenntniß erwerben, und die Vermuthung, man sei ein Pferdekenner, für sich gewinnen konnte. Zog jemand dann die Urtheile verschiedener Pferdekenner über ein und dasselbe Pferd, ja selbst von einer gemeinschaftlich gehaltenen Musterung ein, so hörte er ganz verschiedene Rathschläge, insbesondere wenn er sie einzeln entgegen nahm. Dieser ja, jener nein, ein dritter temporisirend — geschweige denn, wenn Tage, Wochen, Monde dazwischen lagen. Justinus schildert diese Zustände unserer früheren Pferdekenntniß folgendermaßen:

„Die Ungewißheit im Entscheiden über ein Pferd, ob wir es brauchen können oder nicht, ob wir es für gut halten sollen oder nicht, und das verschiedene Urtheil, so wir heute ein Pferd lieben und loben, und morgen verachten; daß wir so selten mit dem zufrieden sind was wir gekauft haben, und so oft bereuen ein Pferd nicht gekauft zu haben: alles das zeugt von der Ungewißheit, Unzulänglichkeit und mangelhaften Richtigkeit unseres Urtheils überhaupt und hauptsächlich in der Pferdekenntniß. Ja diese Unsicherheit geht so weit, daß wir oft nicht begreifen können, ein Pferd gekauft zu haben — oder wir lachen über die Albernheit eines andern gleich guten Beurtheilers, über das was er gekauft und gut gefunden hat, oder im ganzen Ernste uns empfiehlt."

4) Daß es, wie ganz unläugbar ist, unserer früheren Beurtheilung roher Pferde an der „Erkenntniß des Werths der Gänge und der Abkunft" gefehlt hat, dürfte lediglich seinen Grund gehabt haben in

dem Mangel an Pferden, an denen man die große Verschiedenheit des elastischen Trittwerks des Vollblutspferdes gegen das unbehülfliche des gemeinen, und in geringerer Abstufung, des veredelteren gegen das weniger veredelte, wahrnehmen konnte; — mit einem Worte in dem von allen Hippologen und Schriftstellern beglaubigten gänzlichen Mangel an guten Pferden. Wo auch einmal durch Zufall ein Beschäler gutes Blut brachte, da ging solches doch fast immer sofort wieder in der allgemeinen Gemeinheit oder den Kreuzungen verloren, und dies mußte für die damalige Pferdebeurtheilungs-Wissenschaft das Nachtheilige haben, daß so wie man die Nachkommenschaft hier wieder und wiederum immer schlechter werden sah, man auch auf die Abkunft kein Gewicht legte, und so auch dieser Anhaltspunkt verloren gehen mußte. So konnte man sich, bis auf ganz geringe Ausnahmen, nur an die äußeren Körperformen halten. So verloren sich auch die guten Vorbilder fast gänzlich. — So klagte jeder wohl mit Recht über die Gegenwart — und suchte sich in der Vorzeit und der Phantasie Ideale; oder nahm sich die bildlich gegebenen der Schriftsteller zum Vorbilde.

Die neueren Züchtungsprinzipien haben uns zuerst über den Werth der Abkunft und der Gänge belehrt, und aus ihnen ist die Lehre über die Vergleichstellung der verschiedenen Nüancen der Gänge nicht allein wissenschaftlich hervorgegangen, sondern findet sich auch da schon unter unsern kleinen Züchtern praktisch heimisch, wo die Veredlung schon seit Jahren Eingang gefunden hat.

Wer sich hinsichtlich der ersteren gründlichen Rath erholen will, den brauchen wir nur auf Justinus „Aphorismen über das Exterieur der Zuchtthiere“ hinzuweisen. Dessen Schlußworte lauten: „Wenn das Pferd ganz vollkommen gebaut ist, selbst ein Meisterstück der Proportion und Schönheit, aber dabei nicht gehen kann, so ist es doch eine Mähre. Im Gegentheil aber, wenn das Pferd einen guten regulären Gang hat, mag es noch so unvollkommen gebaut sein, so ist es ein brauchbares Thier.“

Kommen wir nun auf die Frage „warum bei Remonteankäufen dem veredelten, wenn auch etwas verbauten, jungen Pferde vor dem gemeinen richtiger gestellten der Vorzug zu geben sein möchte?“ zurück, so wird die Antwort meistens schon in Justinus eben gegebenen Worten liegen, insbesondere wenn wir uns erlauben, noch folgendes hinzuzufügen:

a) Zum Reitgebrauch kann ein Pferd nach allen Erfahrungen und Beobachtungen nur gut gehen, wenn es von guter Abkunft ist.

b) Es hat sich fast immer heraus gestellt, daß sich das veredelte junge Pferd bei einem verabreichten geringen Futter und nicht sehr nahrhafter Weide, im Auslegen sehr zurück hält, und deshalb nach einem $3\frac{1}{2}$jährigen Ankauf, oft für den unglaubliche Fortschritte im Auslegen macht, der den Werth seiner Abkunft nicht kennt und von jenen Aufzuchtsverhältnissen nicht so unterrichtet sein kann.

c) Je gemeiner das junge Pferd ist, um so mehr verliert es beim Heranwachsen im Tritt. Es wird ihm immer schwerer die Maschine, d. h. den eigenen beladenen Körper fortzubewegen, und in der Regel von jedem in der Veredlung höher stehenden Pferde in allen Gängen auf das Bedeutendste in Kernigkeit überholt. Diese aber können hier nur entscheiden. „Nur richtige Action giebt dem Pferde die Macht, mit Schnelligkeit Gewicht in tiefem Terrain zu tragen" sagt Herr Aperley, der bekannte ja berühmte hippologische Schriftsteller Nimrod.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte es hier noch zweckentsprechend erscheinen, die Begriffe genau festzuhalten, von denen hier bei den Ausdrücken gemein, edel, veredelt ausgegangen ist; auch darauf aus der Erfahrung aufmerksam zu machen, daß die Nachkommen von Vollbluthengsten solche Schattenseiten zeigen können, daß auch sie bei einem Ankauf zur Remonte zurück gestellt werden müssen.

Als gemein wird diesseits jede Pferdeart, jedes Pferd angesehen, das ohne irgend eine Beimischung des orientalischen Blutes, mag es über Rußland, Polen, die Senne, Neapel oder England gekommen sein, geblieben ist. Wir möchten nun aber, um auf das Königreich Hannover speciell zurückzukommen, der Ansicht sein, daß die Mohrenschimmel unserer bremenschen und angränzenden lüneburgischen Haiden, Moore und kleinen moorigen Flußgebiete (Geesten im allgemeinen genannt) dahin mehrfach noch zu rechnen sein dürften, so wie vielleicht noch ganz einzelne Producte der schweren untern Elb- und Wesermarschen und Ostfrieslands. So z. B. wurden im Lande Hadeln die jetzt noch wenig vorkommenden Blauschimmel und andere etwas absonderliche Farben mit Bläßen und weißen Extremitäten, gut von Aufsatz, einigermaßen

trocknen runden Schenkeln, ziemlich festen Hufen, noch vor einigen Jahren als das ursprüngliche Hadeler Pferd bezeichnet; während dagegen im Khädingschen, dem Amte Neuhaus a. d. Oste, dem Oistingschen, dem alten Lande, meistens mit etwas Blutgepräge versehene schwere Holsteiner, zufällig dahin gekommene Senner Hengste, die Landgestütsbeschäler, deren Nachkommen in erster, zweiter, dritter Generation gleichfalls als Privathengste dienen, seit der französischen Occupation so thätig gewesen sind, daß dort von einem rein erhaltenen Khädinger oder Altländer Pferde wohl nicht mehr die Rede sein kann. Weshalb denn auch kein durchschlagendes Gepräge, außer dem welches, wie wir weiter unten vorlegen werden, die Bodenqualität beigiebt, mehr zu entdecken ist, so oft auch im gemeinen Leben noch von Khädinger, Altländer Pferden gesprochen wird. Aehnlich ist es auch im Lande Wursten, Stotel-Viehland, Osterstade ergangen. Statt Holsteiner und Senner Hengste haben dort Oldenburger neben den Landgestütshengsten und deren Nachkommen eingewirkt; und wenn auch dem Oldenburger und dem ihm ähnlich gehaltenen ostfriesländischen Schlage ein durchschlagendes Gepräge (braun von Haar, billig gut vorn heraus, mehrfach mit etwas Ramskopf, ansehnliche Höhe und Masse bei mehr oder minder flachen und behaarten Schenkeln, breiten wenn nicht zur Flachheit übergehenden Hufen) zuzusprechen ist und von Consequenz in der Züchtung Zeugniß giebt, so dürfte doch auf eine Reinerhaltung der Race auch dort nicht mehr hingewiesen werden können. Gar manche Beschäler tragen in dritter, vierter Generation orientalisches Blut in sich. Die Pferde, die als jährige und zweijährige Füllen aus den unteren Elbemarschen dorthin verführt worden und dann erwachsen zu den dort gezogenen gezählt werden, haben durchgängig gleiche, wenn nicht höher im Blut stehende Eltern.

Alle die eben genannten weiten, so reich durch Bodenqualität gesegneten Marschdistrikte haben die Eigenthümlichkeit, hier mehr dort minder, daß in ihnen jede Pflanze, jede Frucht, jeder Baum zu einem außerordentlichen Umfang, rascher wie auf magerem oder trockenem guten Boden gedeiht, dagegen aber an innerer Kräftigkeit nachsteht. Die Eiche erreicht in der Marsch in viel weniger Jahren einen größeren Umfang in Stamm und Zweigen, als irgendwo sonst; doch gefällt, werden ihre Dielen geringer an Qualität gehalten als die der nahen Geest. Die Erdbeere, die Himbeere schwemmt in

der Marsch zu einem großen Prachtstück auf, die bescheideneren Beeren der nahe gelegenen waldbekränzten Höhen sind aber bei weitem schmackhafter. Auf den Weltmärkten unserer nachbarlichen Hansestädte stehen alle Kornarten der Marschgegenden, aus ähnlichen Ursachen, meistens um einiges geringer im Preise als die sogenannten oberländischen Früchte.

Auch auf die Thiergattungen scheint der schwere Boden, mittelst seiner Erzeugnisse, gleichen Einfluß zu üben. Das Marschschaf ist so groß wie ein mäßiger Esel, der Bullenbeißer wird hier zu einem möglichst flätigen Gesellen an Größe, Corpulenz und Tatzen, das Rindvieh der Fettweiden übertrifft an Größe, Umfang, Gewicht alles andere. So auch das Pferd, wenn es nicht in jungen Jahren durch Arbeit nieder gedrückt, oder ihm die Nahrung und die Fettweidegräser entzogen werden, wenn nicht fremdländische Züchtungselemente dem zu schroff entgegen treten. So endlich selbst der Mensch, an den Gebirgen leicht, schnell, kräftig, aber klein, bald hier bald dort, wie die Gemse auf den Gipfeln der Berge, hier in den Marschen umfangreicher, vierschrötig, mit gewaltigen Händen und plumpem Geräth wochenlang an derselben Stelle den Kleiboden verarbeitend.

So dehnt sich auch des Pferdes Huf, auf des Moores, der Brüche schwankendem Boden, in dem tiefen weichen Schlamm der Außendeichsweiden der Marsch, breit, weit, flach, weich, aus einander, daß er gegen den Durchtritt möglichst viel Flächenraum fasse; während wir ihn in Arabiens dürren steinichten Steppen, auf der Gebirge Höhen, zu einer so festen, so compacten Masse, aus ganz denselben Bestandtheilen — auch nicht eine Lamelle fehlt — zusammen drängen sehen, daß er mit Recht dem Stahl verglichen wird, damit er fest, kernig, den harten Boden treten kann. Und so finden wir hinwiederum auch hier, in der jämmerlichsten Mähre Endpuncten, wie in des edelsten Rosses elastischem Auftreten, wie allenthalben wenn wir sie nur finden wollen, dieselbe unendliche Weisheit, still verborgen, stets fortwaltend, wieder, die dem Saturn, dem Jupiter zu ihrem ungeheuren, Jahrtausende überdauernden Dahinrauschen, wie dem nur Minuten angehörenden Flügelschlag des Insects, dem endlich mit dem leisesten Windhauche dahin ziehenden Federgewächs mit der Pflanze Samen, gerade nicht mehr noch weniger Kräfte verlieh als sie zu ihrem Flug bedürfen.

Sehen wir aber der Niederung so weise flach geformten Huf, plötzlich auf das steinichtere härtere Oberland verpflanzt, Schmerzen fühlen; den gedrängteren des Oberlandes so tief in den erweichten Marschboden eindringen, daß dadurch die geistigen Elemente des edlen (orientalischen) Blutes zu Feuer, zu Angst erwachen, so tritt der Mensch gar rasch und oft als strenger Tadler des armen Individuum, ja der Species auf. Dort wird der Flachhuf als unbrauchbar verdammt; hier knüpfen sich kurz weg die lebhaftesten Demonstrationen, „daß das erregbarere innere Leben, die compacter, gedrungener (wie man es nennt, zu fein) gebildeten Schenkel des hochedlen Pferdes sich nicht mit dem Marschboden vertragen", an die Folgerung: die Verwendung der Vollbluthengste passe sich hier nicht zur Landespferdezucht.

So ist der Mensch! — Das Triebrad der Geschäfte, sein und der Seinen irdisches Dasein zu einem besseren Sein zu fördern, reißt ihn fort und fort. Gar oft hat er nicht Rast dabei, in das innere Wesen, den Ursprung der Gestaltung der ihm dazu dienenden Elemente dringen zu können, urtheilt dann um so mehr kurzweg nach den augenblicklichen sichtbaren Erscheinungen, und dürfte manches von ihnen dabei an den unrechten Ort versetzen.

So hören wir jetzt z. B. auch vielfältig, als Beweise für die bessere Einwirkung des gemeinen Schlages auf die Landespferdezucht, auf die Nachkommenschaft von Halbbluthengsten und Halbbluthengstsöhnen hinweisen, während doch gerade das wesentlichst Gute, Brauchbare, was daraus hervor geht, auf Rechnung des edlen Bluts zu stellen ist.

Aus diesem Allen wird nun hervor gehen:

1. Produkte von ganz rein gemeiner — ohne irgend eine Beimischung orientalischen Blutes gebliebener — Züchtung möchten in unserem Lande fast nicht vorhanden sein.

2. Die Bodenart mancher unserer Züchtungsdistricte schwemmt die Hufe zur Flachheit auseinander.[1]) Soll dort für den oberländischen Luxus-Betrieb und den Kriegsgebrauch gezüchtet werden, wo feste compactere Hufe durchaus unerläßlich sind, so giebt es kein anderes Mittel, als sie durch die Einwirkung des orientalischen Blutes zu geben.

---

1) Die mittleren Weserdistricte, die Ufer der Aller und Leine (das sogenannte Hoya'sche) und mehre Lüneburger Elbdistricte nicht.

3. Die Gräser und Früchte unserer weiten Marschen schwemmen zur Masse, zum Colossalen auf. Der Nerv — die immer, stets rege, nie erschlaffen dürfende Triebkraft, die lebhafteren, festen, determinirten Gänge hervor zu bringen — fehlt, oder geht dadurch nach und nach wieder unter. Soll dieser Nerv, wie das für den Kriegsgebrauch und den oberländischen meisten Gebrauch wiederum durchaus nöthig ist, der dasigen Züchtung beigegeben und erhalten werden, so kann das hinwiederum nur durch jenes Blut geschehen. Seine Sehnen, Gelenkbänder sind Seidenfaden, die die gemeinen Hede- und Hanfstricke auch überdauern.

Schlußbetrachtung hierüber.

Wir haben in dem letzten Jahrzehend eine bedeutende Menge Vollbluthengste nicht allein dort, sondern auch sonst in unserer Landespferdezucht verwenden sehen, und dürfen es nicht verkennen, daß unsere Züchter — meistens nur kleinere Landeigenthümer und Bauern — mit großem Vertrauen auf das Blut und dem Glauben „daß dieses manches gut mache" manche ihrer Stuten ihnen zuführten. Dies trat allein schon dadurch hervor, daß das zuerst beliebte Deckgeld von zwei Louisd'or bei recht vielen von ihnen als eine bedeutendere Entreprise zu betrachten sein dürfte, einmal ihrer pecuniären Verhältnisse wegen überhaupt; zweitens da dasselbe vorher bei weitem niedriger stand und nun plötzlich um das Vier- bis Zehnfache erhöht wurde. Ferner dadurch daß weder sie noch irgend sonst jemand des Landes, bei dem Neuauftreten und der Jugend der Hengste, Nachkommenschaft von ihnen kannte, ja daß sie die Hengste bei den Subscriptionen vorher nicht einmal gesehen hatten. So wie, daß die Intelligenteren von ihnen (von denen mehreren eine nicht oberflächliche Kenntniß der Bauart und der Gänge bestimmt zuzusprechen ist) bei einigen Beschälern auch in der Beziehung einige und zwar bedeutende Bedenken nicht unterdrücken konnten, wenn solche auf den Stationen angelangt waren.

Blicken wir nun auf die Resultate dieser Züchtung für unsere hier zu erörternde Aufgabe, Remontenankauf, zurück — ohne weitere Reflexionen über Landespferdezucht, als nicht hierher gehörend, zu machen — so glauben wir, trotz unserer oben vorgelegten aus langjähriger

Beobachtung hervorgegangenen Vorliebe für das Vollblut, dennoch mittheilen zu müssen: daß uns Nachkommen mehrer der mit bedeutenderen Mängeln in der Bauart behafteten Vollbluthengste, wenn diese auch zu besseren Stuten geführt worden, so gering erschienen sind, daß sie nicht angekauft werden konnten, oder, in Vertrauen auf die Abkunft angekauft, recht geringe Resultate zeigten. Anderntheils haben wir auch hinwiederum mehrfach bewahrheitet gefunden, was wir „Ueber Pferdezüchtung ꝛc. ꝛc. 1841 Seite 68 bis 77" schon auszusprechen uns erlaubten: daß eine in Abkunft ganz gering stehende oder selbst ganz gemeine Stute, gepaart mit einem Vollbluthengst der gut in Vererbung steht, oder sich anderweitig später als mit solcher Eigenschaft begabt ausgewiesen, nicht gar oft ein ankaufswünschenswerthes Produkt liefere.

Wo nun aber die Grenzlinie zu finden ist, was bei Bauart und Gängemängeln gekauft werden darf, was nicht? — eine Frage von der bei einem ausgedehnteren Ankauf in gewöhnlicherer Waare (wohin denn doch immer Remontenkäufe zu den leider bestehenden niedrigen Preisen bedeutend zu rechnen sind) niemals ganz zurück zu kommen sein wird, — das ist zu sehr Sache längjähriger Beobachtung, vielfältiger practischer Vergleichung mit den theoretischen Aufstellungen, einer längeren allgemein gehaltenen Beobachtung der Vererbungsfähigkeit des Züchtungsmaterials, verbunden mit der durch nichts zu ersetzenden Naturgabe eines scharfen Auges bei stets rege bleibendem Geist, mögen Hunderte von Pferden vorgeführt werden oder eines, als daß wir darüber hier für die Allgemeinheit zu festen Anhaltspuncten gelangen könnten. Indessen werden wir uns erlauben, weiterhin einige Hindeutungen folgen zu lassen, und verweisen zur Grundbelehrung, wie gesagt, auf Justinus.

Zweites Capitel.

Wie möchte die Cavallerie nach Anleitung der neueren Belehrungen über Pferdebehandlung ihren Pferde-Etat kräftiger heranzuziehen, länger unstruppirt und bei gesunden Lungen zu erhalten vermögen.

Wir erlauben uns hier die Pferde in den verschiedenen Lebensaltern steigend zu begleiten, und dabei die Verhältnisse der hannoverschen Cavallerie zum Grunde zu legen.

I. Remonten.

I. Von der Remonten Einsatz bis zu der Periode, wo sie unter dem Sattel zu reiten sind. In der hannoverschen Cavallerie von Anfang October bis zu Ende Juni oder Juli des nächstfolgenden Jahres. Alter von $3\frac{1}{2}$ jährig bis $4\frac{1}{4}$ jährig. Aeltere mit angekaufte Pferde werden auf gleiche Weise behandelt.

Es dürfte wenige Remonten geben, welche nicht aus den Weiden oder aus geringeren Futtermitteln als zu gehöriger Kornkraftsgegewinnung nöthig sind, in die Cavallerie oder deren Remontedepots kommen; und so muß es um so mehr das Strebeziel sein, das darin Versäumte, so viel wie irgend thunlich, nachzuholen. Dazu gehört zuerst, daß man den für sie bestimmten Wärtern lebhaft vergegenwärtigt, wie die jungen Thiere aus ruhigen, wenig aufregenden Verhältnissen zu der Cavallerie kommen, daß ihnen das Anbinden, die größeren Zusammenaufstallungen, das Hinzutreten in ihre Stände neu und theil-

weise beängstigend sein werde; daß deshalb da wo Unruhe sich zeige, nicht Widersetzlichkeit, sondern Angst die Ursache sei, und es sich deshalb als die erste Pflicht darstelle, den Pferden durch freundliche Behandlung, durch freundlichen Zuspruch Vertrauen beizubringen. Eine gute Streu, Heu auf der Raufe, leinene Halfter (lederne scheuern leichter wund) müssen zu ihrem Empfang bereit stehen.

Drusestoffe werden sich entwickeln oder die Orts- und Lebensveränderung sie leicht hervor rufen. Dem beugt man dadurch vor, daß man gleich eine Zugabe von naß angemengter Weizenkleie zum Futter legt, während Sorge zu tragen ist, daß sogenanntes verschlagenes Wasser[1]) zum Tränken zur Disposition stehe.

In den königlich hannoverschen, meistens nur für 8 Tage zur Classificirung und Vertheilung in die Casernen zu Lüneburg und Verden gebildeten Remontedepots werden die Pferde auf diese Weise aufgenommen, und fernerweit folgendermaßen behandelt:

1. Tägliche Bewegung an der Hand, je nach den Individuen von $\frac{3}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Stunde.

2. Putzen mehr mit Stroh als Kardätsche und Striegel.

3. Einigermaßen Ordnen der Mähnen- und Schweifhaare, wo solche in Unordnung sind.

4. Möglichste Ruhehaltung in den Ställen, namentlich während der Abende und Nächte.

5. Viermal (Morgens 6, Mittags, Nachmittags 4 Uhr, Abends) wird gefüttert. Morgens früh und Nachmittags getränkt, Heu in den Zwischenzeiten und Abends zuletzt aufgegeben, wobei bemerkt wird, daß den meisten Remonten, welche von vielem Rauhfutter meistens herkommen, viel Rauhfutter anfänglich unentbehrlich ist, wenn sie nicht abfallen sollen. Alles nach den Individuen abzumessen, dem großen — schweren — Pferde mehr, dem leichteren sich schon im guten Zustande befindenden weniger.

6. Für gute reinliche Streu ist während des Tages dadurch zu sorgen, daß die Stallwachen den fallenden Mist sofort wegnehmen, und während die Pferde hinaus sind, die Streu wieder aufmachen und alle Feuchtigkeiten wegfegen müssen.

---

1) Brunnenwasser, das schon etwa 12 bis 24 Stunden im Stall oder in der Sonne gestanden hat — oder Flußwasser; oder eine Mischung von durch Feuer erwärmtes Wasser mit Brunnenwasser.

7. Es ist der Wunsch die Pferde unbeschlagen zu erhalten, da dieses die Hufe derber und besser ausbildet. Indessen werden einige beschlagene Pferde mit abgeliefert, deren Hufe durch die Nagellöcher bei gänzlicher Wegnahme der Eisen leicht in den Wänden abbröckeln könnten. Andere Pferde würden sich auf den Märschen zu den Regimentern — namentlich wenn Chausseen dahin führen — die Wände der Hufe zu sehr wegtreten. Nasse Sommer und Jahreszeit weichen die Hufe mehr, als es bei trockner Jahreszeit der Fall ist. Daher ist der Zustand der Hufe jeder Remonte zu untersuchen, und sind die Hufe danach zu behandeln.

Auf den Märschen

zu den Regimentern dürfte dem ähnlich zu verfahren, indessen Morgens vor dem Ausmarsch weniger zu putzen sein. Bei Aussicht nach Regenwetter ist es dienlich den ganzen Rücken der Remonten, vom Widerriß bis zum Schweife, eine Handbreit mit Schweineschmalz oder geschmolzener Butter einzureiben und die Haare schlicht zu wischen. Hals- und Kehlgegend sind auf gleiche Weise gegen das Eindringen der Nässe durch das meistens abstehende Haar, zu schützen. Nach der Ankunft in den Nachtlagern ist eine lebhafte Abwartung der Schenkel mit losem Stroh und Händen und darauf weniger des Körpers vorzunehmen. Insbesondere ist alle Zugluft — woran die Wirthshausställe sehr reich sind — möglichst zu entfernen, auch kein Pferd vor die in Benutzung zum Ein- und Ausgehen stehende Thür zu stellen. Sollte dies nicht zu vermeiden sein, so wird möglichst mittelst eines anderen Zuganges (von der Diele, oder unter oder über die Krippe weg) der Eingang entbehrlich gemacht, und die Thür zugesteckt. Ein großer Kessel mit Wasser muß sofort nach der Ankunft zu Feuer gebracht werden, damit $1\frac{1}{2}$ Stunde nach der Ankunft getränkt werden kann.

Bei der Ankunft bei den Regimentern

dürfte zuerst zu erörtern sein, wie lange es diensam sein werde, die Remonten in den Casernen zu belassen.

Die neueren Züchtungsprincipien legen einen sehr großen Werth auf das Unangebundensein aller Pferde im Stall. Justinus sagt: „Daß

man die Füllen nicht angebunden in den Ställen stehen lassen soll, ist ganz naturgemäß für das Pferd. Das Anbinden, das angebundene Stehen, kann nicht anders als dem Pferde schädlich sein. Es ist im directen Widerspruch mit der Bestimmung des Pferdes. Die Wirkung der freien Bewegung in Freiställen, des ungehinderten Niederlegens bei Pferden mit geschwollenen, kranken oder wohl gar ruinirten Schenkeln ist unwidersprechlich erwiesen. Wettlauf- und Jagdpferde arbeiten ganz anders, wenn sie in Freiställen gehalten werden, das haben die Engländer erfahren." u. s. w.

Fast alle Hippologen sprechen sich auf gleiche Weise aus, wenn sie sich über die Heranzucht junger Pferde auslassen. So hat auch in jeder Trainieranstalt jedes Pferd seine eigene Stallung, mit guter und hoher Streu stets versehen, in der es unangebunden, frei umher geht. Außerdem bewahrt man dort die Pferde vor unnöthigen Aufregungen, und glaubt daß das Futter besser gedeihe, wenn es in Ruhe verzehrt werde, und ihm nichts vorher gehe oder folge, was dem Pferde im Stalle Schreck oder Aufregung gebe. Richtig erscheint dies nach vielfältigen auch anderweit gesammelten Erfahrungen. Ein Pferd ängstigt sich doppelt, wenn der Mensch, zu dem es Vertrauen gewonnen hat, ihm nicht zur Seite steht, oder darauf sitzend ihm nicht zusprechen kann. So kann ein geringer Umstand im Stall Angst hervor bringen, und die Verdauung und die gemüthliche Ruhe hindern. So würde nicht alle d i e Kornkraft gewonnen werden, die zu gewinnen ist.

Die hannoversche Cavallerie hat durch ihre eigenthümliche Bequartirung auf dem Lande mehrfach die Mittel, den jungen Remonten Stallung zu verschaffen, wo ihnen fast allen das von allen Sachverständigen so sehr empfohlene unangebundene Sein im Stall zukommen kann, während man sie in den Casernen, wenn auch mit Beibehaltung der leinenen Halfter, a n g e b u n d e n stehen haben muß. Ja hie und da dürfte es vorkommen, daß man sie am Tage, wegen mangelnder Streu, gar hoch anbindet.

Die Gründe welche man zu der Aufstellung in den Casernen hat, werden in dem Folgenden bestehen:

a) Bei Erkrankungen ist die ärztliche und andere Hülfe ganz nahe;

b) Man will — hie und da — sogleich die Pferde in den Ställen an Geräusch und Schuß gewöhnen;

c) Man meint die Wartung besser zu beaufsichtigen und die Bewegungsertheilung sachgemäßer leiten zu können;

d) Tiefe oder, bei Frost, sehr rauhe Wege im Quartierstande.

Dem ersten Grunde dürfte entgegen gesetzt werden können, daß wenn es auch allerdings zugegeben werden müsse, daß es in einzelnen Fällen wichtig sein könne, ärztliche Hülfe sofort zur Hand zu haben, doch gerade auch die größeren Zusammenaufstallungen in der Regel bei jungen Pferden mehr Krankheiten hervor rufen. Wenigstens stellt es sich fast jedesmal bei den größeren Zusammenstallungen junger Pferde heraus, daß wenn erst einige von der heftigeren Druse oder nervösen Affecten befallen werden, bald sehr viele, entweder durch die inficirte Luft oder Berührungen mit der Nase oder Benutzung derselben Tränkeimer, nachfolgen, und man dann mehrfach doch kein wirksameres Gegenmittel gegen ein weiter um sich greifen kennt, als die Commando aufzulösen und das einigermaßen gesund Gebliebene auf das Land zu schicken, — während wenn die jungen Pferde auf dem Lande stehen, sie in dieselben gemüthlichen Zustände zurückgekehrt sind, aus denen sie kommen. In einem Stall für ein oder zwei Pferde kann die Luft nicht inficirt werden. Eine Druse findet, durch das Herniederlassen des Kopfes und den unangebundenen Aufenthalt im Stall, viel früher Mittel zum Fluß zu kommen, während die getrennten Stallungen alle Ansteckung verhüten. Auch treten die Krankheiten auf dem Lande in der Regel leichter auf, und dürfte ein augenblickliches ärztliches Einschreiten deshalb seltener nöthig sein; wozu indessen auch ein Schwadronsschmidt oder Civilpferdearzt meistens in der Nähe ist. Jedenfalls möchten aber manche Pferde durch eine baldige Verlegung auf das Land vor noch ernsthafteren Krankheiten als Druse ganz bewahrt werden, die ihnen durch die größern Zusammenstallungen sonst leichter zufließen.

Dem zweiten Grunde wird Verfasser aber seine Zustimmung ganz vorzuenthalten wagen.

Das Schießen und Trommeln in den Ställen wird die Pferde (selbst auch nur die älteren) nie an dies Geräusch so gewöhnen können, daß sie draußen dabei stehen. Der Lärm geschieht ihnen im Rücken, von wo ihnen von Jugend auf Schläge, Hundegebell und alles Erschreckende gekommen ist. Sie sehen sich scheu darnach um und vermögen sich doch nicht so viel zu biegen, daß sie alles gehörig

sehen können. Das Selbstsehen ist aber gerade das Wichtigste, weshalb gewiß auch draußen niemand damit beginnen wird, dem Pferde im Rücken mit dem Hahn und der Pfanne zu knacken, abzublitzen, zu feuern oder zu trommeln. Im Casernenstall steckt aber noch dazu das ängstliche Pferd mit seinem Schnauben, Stampfen und Springen das zweite, dritte, vierte Standpferd an, während man draußen das muthigste ruhigste Pferd voran — und die ängstlichen dahinter oder daneben stellt. Schüsse und Trommeln hallen von allen Ecken wieder, und genau erfährt das Pferd nicht, woher der beängstigende Schall kömmt. Der Zuspruch der Wärter, die da sein können, verhallt in dem allgemeinen Getrappel, in den Echos das von den Wänden wiederhallt. Würde aber auch hie und da ein Pferd nicht mehr erschrecken, oder nach überstandener Aufregung seine Freude durch Wiehern kundgeben, daß nun der Lohn — das Haferfutter — folge, so wird das doch nie den Einfluß haben, daß es draußen ruhig bleibt, wenn ihm Trommeln begegnen oder Schüsse von ihm fallen sollen, wenn nicht ohnedem das Temperament ganz dazu neigt. Dagegen haben wir aber schon oben gesehen, welche Nachtheile es auf das Gedeihen des Futters haben dürfte, wenn solche Proceduren um das Pferd an Schreck zu gewöhnen gerade vor dem Fressen oder während desselben unternommen werden. — Ein guter Theil der Haferration geht dabei auch noch über die Krippe.[1])

An das Geräusch und die Anblicke welche das gewöhnliche Casernenleben mit sich bringt (Trompeten, Erleuchtung, Gehen und Sprechen der Menschen, Abziehen der Nachbarpferde u. s. w.) gewöhnen sich die jungen Pferde nach und nach. Verfasser ist aber der Meinung daß wenn nicht mit einiger Vorsicht bei diesem Treiben verfahren wird,

---

1) Nach der Hannoverschen Casernen-Ordnung ist jeder Reiter zu jeder Futtergabe bei seinem Pferde, reicht sie demselben selbst. So weit wir vernommen, ist das in der Königlich Preußischen nicht. Einige Mann reichen dort das Futter allen Pferden, die übrige Mannschaft ist nicht im Stall.

Wir wagen zu Gunsten der diesseitigen Methode hervorzuheben: Die Futtergabe ist das beste, einfachste, ja fast alleinige Mittel das Pferd seinen Reiter lieben, dessen Stimme auch in recht Erfreulichem kennen zu lehren; während das Satteln, die Wartung, dem Pferde mehrfach unangenehm ist.

Der Reiter stellt, setzt sich, nachdem er dem Pferde das Futter mit freundlichem Zuspruch gereicht, traulich bei ihm während des Fressens hin, liebkost es, sorgt daß das Nachbarpferd es nicht befrißt; beobachtet, ob es nicht besser sei, Häcksel, eine feuchte Anmengung beizufügen. So bildet des Reiters Beistand Aufmerksamkeit, Zuneigung des Pferdes zu ihm heran. Unschätzbar für den Krieg.

manches davon einen nachtheiligen Einfluß auf das Auslegen der jungen Pferde haben wird. So z. B. legen sich manche derselben erst nach mehren Tagen hin. So wahrnehmbar, um von jedem handgreiflich aufgefaßt zu werden, ist das aber freilich nicht.

Der dritte angegebene Grund wird zu ausgedehnteren Erörterungen führen müssen, da dabei die Sinnesart der Menschen ganz besonders in Berücksichtigung kömmt.

Eine sachgemäße Wartung und Bewegungsertheilung ist allerdings das erste Erforderniß. Lust und Liebe muß deshalb die Wärter der Remonten für sie insbesondere beseelen. Führt aber die Heranzucht der jungen Pferde die Wärter auf lange Zeit in die Caserne, so dürfte das Casernenleben selbst sehr dazu beitragen, daß diese so nothwendige Lust und Liebe erkaltet, und nur das von den Wärtern mechanisch bei den Pferden abgethan wird was vorgeschrieben ist. Einmal ist das Leben in der Caserne mit größeren Ausgaben verknüpft. Zweitens hat der Mann dort die nicht erfreulichen Dienstleistungen für das Allgemeine, als Stall- und Zimmerwachen, Höfe- und Gängereinigung u. s. w. zu verrichten, welche er, wenn er nicht zur Wartung der jungen Pferde befehligt wäre, nicht zu leisten hätte. Drittens bringt es das Casernenleben mit sich, daß die Pferde der Dienstthuenden mit durchgewartet werden müssen, woran weder der eigentliche Wärter noch der, welcher es thun muß, keine Freude finden kann. Freilich treten da Aufsicht und Strenge ins Mittel, wo gefehlt wird. So wenig aber beide einen schlechten Wärter in einen guten fast niemals umwandeln werden, eben so wenig möchten sie auch das zu ersetzen vermögen, was die Liebe der Wärter an den Pferden thut, wenn dabei nicht andere Hülfsmittel angewandt werden können. Das durchgängige Casernenleben kann solche aber nie in der Maße mit sich führen, als die Bequartirungsart der hannoverschen Cavallerie. Es ist eine ihrer schönsten Eigenthümlichkeiten, daß der rechtliche zuverlässige Reiter, der treue Pferdewärter, mittelst des ihm zu schaffenden gewöhnlichen Lebens, durch Vertrauen zu erheben und durch Annehmlichkeit zu belohnen ist, während der unzuverlässigere einer strengeren Controlle unterworfen werden kann, welche ihm durch den Vergleich mit der Haltung des mehr Vertrauen verdienenden Reiters, insbesondere wenn sie ihn in die Caserne führt, doppelt fühlbar werden muß, da es sich ihm dann schon von selbst aufdringt, er habe sie durch seine schlechte Pferde-

wartung oder sonstiges Betragen selbst hervorgerufen. Der Bessere fühlt sich aber durch das Vertrauen geehrt, sein eines oder zwei jungen Pferde allein und frei von täglicher Aufsicht warten und verpflegen zu können, und setzt seinen Stolz in ihre Heranzucht.

Unbezweifelt dürfte aber dennoch dagegen bei der sogenannten alten Verpflegungsart der hannoverschen Cavallerie in den alt hannoverschen Provinzen, vor dem Jahre 1833, die Aufstallung der Remonten in den Casernen Vortheile vor der auf dem Lande gehabt haben. Die Gemeinden waren verpflichtet einzelne Reiter mit ihren Pferden ohne eine Vergütung aufzunehmen und ihnen rauhe Fourage zu liefern. Der Reiter bekam ein Aequivalent von monatlich 2 Rthlr. 20 ggr. Cassenmünze, wofür er die glatte Fourage selbst zu stehen hatte. Bei einigermaßen hoch stehenden Haferpreisen genügte diese Vergütung aber zu der Herbeischaffung der gewöhnlichen Hafer-Ration nicht, und es wurden allerlei Auskunftsmittel im geheimen (als Rockenschrot, Bohnen u. s. w.) gewählt, den Hafer zu ersetzen. Bei der ganz einzelnen Bequartirung war eine Controlle sehr schwer zu erhalten, ja bei hohen Haferpreisen wurde es ganz unmöglich das Nöthige herbei zu schaffen. Zu der Zeit gab also nur ein Casernement in diesen Provinzen die Sicherheit, daß die jungen Pferde die gewöhnlichen Hafer-Rationen bekamen, wohingegen es jetzt mehrfach Quartierwirthe giebt, welche den Pferden weder den Hafer noch das Heu genau zuwiegen lassen, und es recht gern sehen, wenn mehr gefuttert wird. Dann brauchen jetzt die Dörfer nicht mehr durch einzelne Reiter bezogen zu werden, vielmehr werden sie jetzt auf das ganze Jahr in einem Monat abgelegen, so, daß die Remonten einer Schwadron in einem oder höchstens zwei Orten zu liegen kommen, wo ein sachverständiger Unterofficier die Aufsicht führen und die Bewegungsertheilung täglich zu leiten vermag.

Eine Bequartirung auf dem Lande vermag ferner die Pferde sofort in die Hände der Wärter zu bringen — namentlich wenn solches zu zweien geschieht — welche sie bis zu der zweiten Periode behalten sollen, während ein über zwei Monate dauerndes Casernement eine Vertauschung der Wärter mit sich führt, wobei das, was die Freude und die Ehre an den eigenen Thieren Gutes herbeiführt, verloren gehen dürfte.

Falls deshalb die unter d. bezeichneten Localitäten nicht zu sehr ent-

gegenstehend sind, möchten wir uns für eine der Ankunft sofort folgen- Verloosung unter die Schwadronen, und dann gleich eintretende Bequartirung auf das Land, um so mehr auszusprechen wagen, da die Remonten dadurch auch noch in einer besseren Jahreszeit dorthin kommen, während der spätere Uebergang von den wärmeren Casernen in die luftigeren Landställe sehr leicht Erkältungen zu Wege bringen kann.

Sehr wichtig möchte es aber erscheinen, besonders die Remonten vor Erkältungen oder sonstigen Anlässen zu Krankheuen zu bewahren. Bei einer 14 tägigen — vierwöchigen — Druse setzt z. B. jedes Pferd mehre Tage das Fressen aus, fiebert, wird in seinem Zustande durch Abzüge am Futter und Abführungen sehr herabgestimmt. Die Ausbildung — das sogenannte Auslegen der Remonte — kann also nicht vorwärts gehen, vielmehr erfolgt darin ein Stillstand, wenn nicht gar ein Zurückgang. So muß diese Zeitperiode von dem kurzen Zeitraum, den das junge Pferd noch zum Auslegen — zum Wiedergutmachen des früher bei ihm darin Versäumten — hat, in Absatz gebracht werden. Eine Versäumniß von einigen Wochen bei der Wartung und Behandlnng eines jungen Pferdes giebt deshalb schon einen Theil von dem was aus demselben hätte werden können, unwiederbringlich verloren. Keine Kunst, nichts kann es wieder ersetzen. — Ueberhaupt dürfte es für eine Schwadron — Regiment — hinsichtlich des Materials, nichts Wichtigeres geben können als die Heranzucht der Remonten. Sie sind unbezweifelt die kostbarsten Elemente der Ausrüstung, nicht allein durch ihren Geldeswerth, sondern vielmehr weil in kommenden Zeiten gerade die Kraft und das Blut der Pferde das Bedeutendste mitsprechen werden, wenn es gilt Ruhm und Ehre zu erlangen, und dazu allein sind sie von König und Vaterland überantwortet. In etwa 10—12 Jahren wird eine Schwadron fast durchgehend neu beritten sein; wie wichtig ist es deshalb für ihre Zukunft, die Pferde jedes Jahr sachgemäß heran zu ziehen!

Von solchen Basen ausgehend, erlaubt sich nun der Verfasser seine weiteren Ansichten vorzulegen.

1) Die Wahl der Wärter tritt dabei zuerst hervor. Um ihnen die Freude und die Ehre an der Heranzucht (diesen ersten Sporn, um darin etwas gutes zu leisten) lassen zu können, dürfte es am zweckmäßigsten sein, gleich solche Reiter dazu zu nehmen, welchen diese nicht

einrangirbaren Remonten auch in der nächstfolgenden Exercierzeit zu belassen sind, was dadurch leicht zu bewerkstelligen sein wird, daß man jedem zwei Remonten überantwortet, und ältere zuverlässige Mannschaft auswählt, die der Exercierübung nicht mehr bedarf. Ja es dürfte fast in jeder Schwadron einige Reiter geben, welche durch ihre Jahre schon etwas über die zur Exercice vorzugsweise gewünschte körperliche Rührigkeit und Haltung hinaus gekommen sind, dann aber meistens um so mehr Freude an jungen Pferden finden, wenn sie nicht etwa ihre eigenen Genüsse, namentlich den des Branntweins — diesen großen Teufels-Helfershelfer in unseren nordischen Climaten — über ihre Pflichten setzen.

2) Die Ställe der Bauergehöfte sind mehrfach nicht gut angelegt. Wird die Thür geöffnet, so schießt der eindringende Luftstrom über das ganze Pferd, was insbesondere bei kalten Winden gefährlich werden kann. Bei einer solchen Stallung ist die Thür mit Stroh zu verwahren, und ein anderer Eingang bei schlechtem Wetter — wenn auch über die Krippe — zu nehmen.

Jeder Wärter hat seinen Stall durchzusehen, ob die Krippe und Raufe fest sind, und keine leicht verletzenden Gegenstände (Nägel, Krampen u. s. w.) irgendwo hervorstehen.

3) Bewegung in freier Luft muß täglich gegeben werden, sie muß aber durchaus mit der erlangten Kornkraft im Gleichgewicht stehen. Je leichter die Reiter, desto besser. Sie wechseln unter den beiden Pferden mit dem Gewichttragen ab, insofern nicht das eine das andere an Kräftigkeit bedeutend überragt. Ist aber durch Krankheit oder längeren Weidegang eine Remonte noch matt, so darf sie gar kein Gewicht tragen. Diese Bewegungsertheilung beabsichtigt lediglich, den Stallmuth zu entfernen, nicht aber die Pferde zu ermatten. Alle Reitkünsteleien würden dabei sehr zur Unzeit angewandt sein; die Pferde werden vielmehr dabei ganz bei ihrer natürlichen Gangart zu belassen sein. Mutter Natur lehrt sie besser, als wir Menschen es vermögen, wie sie für ihren Körper am zuträglichsten Gewicht zu tragen haben. Die Trensenzügel möchten deshalb stets in einer Hand geführt, die Pferde nur auf Decke geritten werden müssen, und die Sättel deshalb unfehlbar ihren besten Platz auf dem Montirungsboden finden können. Die Handpferde werden abwechselnd an beide Seiten genommen. Ein stetes Führen an der rechten deplacirt den Kopf.

Außenzügel dürften die gleichen Dienste thun, insofern sie nicht dem freien Austritt hinderlich werden, was sehr leicht geschehen kann. Beginnen junge Pferde kniehängig zu werden, so ist das ein ganz untrügliches Zeichen, daß sie entweder beim Reiten zu sehr in die Höhe gezäumt worden, oder der Reiter ihnen zu schwer gewesen ist oder zu sehr die Vorhand belastet hat.

4) Einem insbesondere dazu befähigten Unterofficier oder Corporal wird die Aufsicht oder Leitung unter eigener Verantwortlichkeit überantwortet werden müssen. Er leitet die Bewegungsertheilung, wählt möglichst solche Wege aus, daß in einem Bogen wieder nach Haus zu gelangen ist, und wechselt möglichst oft mit den eingeschlagenen Wegen. Kehrt man mit einem jungen Pferde auf einem Spazierritt kurz um, und geht auf demselben Wege auf dem man austritt, zum Stall zurück, so hofft es die folgenden Tage schon auf das Umkehren, und geht lauernd vorwärts. Wendet man, so fängt es dagegen an zu eilen. Ein unerfahrener Reiter will dies nicht zugeben, verhält es; die Ungeduld nach dem Stalle vermehrt sich; Reiter und Pferd brouilliren sich. Dann wird oftmals gar umgekehrt! — Es giebt lebhafte Scenen ohne allen Nutzen, nur zum Verderben der Pferde. Das ist der Anfang des Stetigwerdens.

Hat man den Heimweg mit einem jungen Pferde eingeschlagen und es wird — wie das gewöhnlich geschieht — lebhafter, so ist es ja nicht außergewöhnlich zu verhalten, oder gar zurück zu nehmen, nicht in Seitenwege abzubiegen — sondern gerades Weges, selbst wenn es auch eilt — zappelt — stets und immer mit Ruhe nach Hause zu reiten. Das Eilen verliert sich dann nach wenigen Wochen von selbst.

Wenn ein junges Pferd vor Brücken, kleinen Gräben oder sonstigen Gegenständen die es überschreiten soll oder die am Wege liegen, scheuet, so muß der Reiter keine Gewalt anwenden wollen. Diese kann bei einem rohen oder halb angerittenen Pferde nie zum Zweck führen. Selbst bei einem zufälligen Gelingen hinterläßt sie doch stets Furcht, nie Vertrauen. Sobald der Reiter eines rohen Pferdes Aengstlichkeit wahrnimmt, muß er gleich absitzen und das Pferd unter Vertrauen erregendem Zuspruch über den Gegenstand oder an ihn heran zu führen suchen. Etwas Brod oder Hafer dabei verabreicht thut im Gegensatz zu den Bravourstückchen Wunderdinge, und letztere verderben dazu meistens noch auf Jahre. Wo die Aengstlichkeit bleibt, oder so nicht zu entfernen ist,

muß man sich nur in Begleitung von älteren ganz ruhigen Pferden zu solchen Stellen begeben, solche Vorfälle aber überhaupt thunlichst vermeiden.

5) Die Wärter sind zu instruiren dahin zu wirken, daß sich die Pferde mit Willfährigkeit die Schenkel aufnehmen, und sind sie dabei ganz willfährig, mit einem Stock oder Stein auf die Hufe klopfen lassen. Alles mit Güte und unter freundlichem Zuspruch. Letzteres ist ein Ziel, welches bei ängstlichen Pferden nur in einigen Monaten zu erreichen steht. Man fängt mit dem Streicheln der Schenkel von oben herab, an. Steht ein Pferd dabei fest, so wird spielend versucht einen Schenkel aufzuheben; sobald dasselbe indessen dabei die mindeste Aengstlichkeit verräth, wird wieder losgelassen, und beruhigend zugesprochen, später aber die Uebung unter Gaben von Brod oder Hafer, bei ganz gleicher Behandlungsweise, von neuem wiederholt.

So auch hat der Wärter die Verantwortung, dem Pferde kleine Untugenden (um sich beißen wenn geputzt wird, die Ohren an den Kopf legen wenn jemand herzutritt) abzugewöhnen. Wo eine leichte Strafe dabei angewandt werden muß, muß er sofort eine Caresse darauf folgen lassen.

Bei Druse, oder vielmehr schon bei den darauf hindeutenden Erkältungsanzeichen, müssen die oben über das verschlagene Tränkwasser gegebenen Rathschläge von den Wärtern sofort angewandt werden. Eine oder ein Paar Decken dann sofort übergehangen, thun meistens vortreffliche Dienste. Ueberhaupt dürfte es sehr zweckmäßig sein, jeder Schwadron einen Etat von etwa 12 bis 15 alten Decken nach und nach von den Absatzdecken zu überantworten, damit sie für die jungen Pferde zur Disposition stehen. Auch in gesundem Zustande tritt die Kälte dem Auslegen störend entgegen. Was ist überhaupt später Druse? Erkältung. Wer zieht dem Pferde Erkältung im Frieden zu? Nur der Wärter, der Reiter. Wo Druse auftritt, dürfte er also, nach der zuerst überstandenen, dafür anzusehen sein.

6) Nach einigen Wochen derartiger Behandlung beginnt der Unteroffizier nach den jedesmaligen Spazierritten die Pferde an den Anblick der Pistole und dann nach und nach an den Schuß zu gewöhnen. Jeder Wärter hat sich dazu mit Brod zu versehen. Ein Mann stellt sich auf mehre Schritte vor die Remonten hin, in einer Hand die Pistole, in der anderen Brod, ohne Erstere im mindesten zu bewegen. Er hält

den Pferden Brod hin, und sie werden auf ihn eingeführt. Wo er Aengstlichkeit bei einem Pferde wahrnimmt, tritt er langsam zurück, als weiche er (die Pistole) vor den Pferden (nach de Bach's Rathschlägen). Man läßt die Pferde nachfolgen, und Brod aus seinen Händen genießen. Dies wird so lange täglich in kurzen Reprisen fortgesetzt, bis alle Pferde ganz fest darin sind. Hierauf wird die Pistole etwas mehr gezeigt. Dann ganz, und Brod darauf gelegt. Immer aber dabei zurückgewichen wo ein Pferd Aengstlichkeit zeigt, überhaupt aber von keiner Uebung zu einer anderen übergegangen bis alles sich mehre Tage ganz ruhig und vertrauend gezeigt hat. Dann wird mit dem Hahn und der Pfanne geknackt. Darauf von der Pfanne geblitzt, schließlich mit wenigem Pulver — endlich mit mehrerem geschossen. — Der Schießende muß dabei stets unterm Wind stehen. Die Pferde werden nie vorgetrieben, sondern nur durch Brodgaben und freundlichem Zuspruch vorwärts gelockt. Einzelne Versuche der Wärter werden streng untersagt. Sie verderben meistens durch Uebereilung.

Das Schießen vom Pferde wird auf gleiche Weise geübt, nachdem die Pferde auf die eben angegebene Art ganz fest gemacht sind. Zuerst wird die Pistole gezeigt, dann mit dem Hahn geknackt, von der Pfanne geblitzt, endlich geschossen. Die Brodgaben des Reiters geben dabei zugleich Gelegenheit, das junge Pferd nach und nach im Genick biegsam zu machen, indem das Stück Brod von rück- und seitwärts zugehalten wird. Zuerst nahe dem Maul, dann immer entfernter. Sturhalsigen Pferden etwas mehr seit- und höherwärts, dem Nasenstrecker so niederwärts. Dabei ist schon Gelegenheit, die Mannschaft über das Nehmen der Pferde, nach jeder vorhandenen Individualität der Bauart, zu belehren. Bei allem Schießen vom Pferde ist der Trumpf des Schießgewehrs nicht über oder nahe dem Ohr zu bringen, nicht gegen den Wind zu schießen, damit das etwa entzündete Papier der Ladung nicht auf das Pferd treibe. Sein Gehörorgan ist mindestens doppelt so stark als das des Menschen. Den Tauben berührt ein Knall kaum, der den genügend Hörenden, unerwartet gekommen, erschreckt. Pferdegehör steht zu dem des Menschen etwa in gleichem Verhältniß.

Wo durch ein Versehen oder eine Zufälligkeit irgendwo die mindeste Aufregung bei den Pferden eintritt, wird nicht weiter vorgeschritten, sondern sofort von vorne wieder begonnen.

Schluß. Wer „die Schindmähre bei allem diesem nicht fragen"

d. h. anderweitig betrachtet, nicht nach ihrem Temperament behandeln, sondern seinen eigenen Kopf aufziehen und die ruhige Ueberlegung bei Seite setzen wollte, würde stets das in einer Minute verderben, was jener, der sie fragte, in zwei Monaten gewann.

II. Von dem ersten Reiten unter dem Sattel und der Vorbereitung zum Reiten in der geschlossenen Reitbahn. In der hannoverschen Cavallerie von $4\frac{1}{4}$ bis $4\frac{2}{3}$—5 jährig.

1. Wenn die Frühjahr-Exercice beendet ist (meistens Ende Juni), die Absetzer abgegeben sind, und alles auf den Urlaubsgang zugerichtet wird, werden die Remonten sofort in die Hände der Reiter gebracht werden müssen, die sie behalten sollen (damit die Winterreitcommando beim Regimentsstabe, in der geschlossenen Bahn bestehen).

Nach dem Schwadrons-Quartierstande zurück gekehrt, sind alsdann die Sattelequipagen beizugeben, und die Pferde zu beschlagen, wo solches im Laufe der Exercierzeit noch nicht geschehen ist. Gewalt darf dabei nie angewandt werden. Wo sich Unruhe zeigt, muß der Beschlag sofort ausgesetzt und mit den oben vorgelegten Vorbereitungen wiederum begonnen werden. Endlich wenn vollkommenes Vertrauen hergestellt ist, wird, passen die Eisen gut, im Stall beschlagen.

Bei dem Satteln dürfte hervorzuheben sein, daß das Anziehen der Gurte nie stoßweise, sondern langsam, ebenmäßig geschehen muß. Ueberhaupt nicht zu fest zu gurten, die Obergurte fast gar nicht anzuziehen, die Gurte stets vor dem Bauchring zu legen.

Fassen wir nämlich den ungarischen Sattel in Bezug auf Remonte-Heranbildung in das Auge, so tritt hervor, daß er sich dazu nicht so zweckentsprechend darstellt, als die sogenannte englische Britsche, der deutsche Sattel, der der schweren Cavallerie. Alle drei sind in der Construction ihrer Böcke bedeutend leichter. Die Erhöhung ihrer Zwillen ist ganz gering über des Pferdes Rücken. Sie senken sich mit ihren Polsterungen und den Schwitzklappen schmiegsam an den Rücken, um das Rippengewölbe, können also weniger zum Schwanken kommen als der ungarische Sattel mit seiner auftragenden dicken Decke, ohne Rippenanschluß. Deshalb fordert dieser einen stärkeren Gurtenanzug. Die Gurte sind hinwiederum von derbem Leder, jene der Britsche von Zeug.

2. Bei dem Aufsitzen ist dringend zu empfehlen: sich langsam —

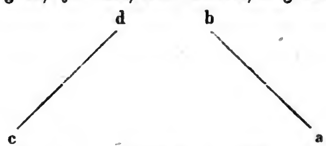
sanft — in den Sattel zu lassen, nach angenommenem Sitz noch etwa eine halbe Minute halten zu bleiben, das Pferd zu beloben, und dann langsam anzureiten. Bei mehren Reitern wartet einer auf den andern, daß jeder diese Proceduren beende. Dann gemeinschaftlicher Abritt.

Jede Unruhe der Pferde beim Aufsitzen, Abreiten, entsteht durch die Versäumniß dieser Aufgabe; ist folglich Schuld der Menschen, nicht der Pferde.

3. Die ersten zwei Monate können nur dazu bestimmt sein, die Pferde an das Tragen des Sattels zu gewöhnen, und sie auch darunter ihre ihnen von der Natur angewiesene Trag- und Gangart selbst ausbilden zu lassen. Die Trensenzügel möchten deshalb in einer Hand wiederum am besten placirt und auch hier alle Reitkünstelei entfernt zu halten sein. Spatzierritte wie die oben angegebenen, unter Leitung des Bereiters oder eines sonstigen intelligenten Unterofficiers, hie und da mit ganz freien Zügeln über unebenes Terrain, ab und an mit Trabreprisen untermischt (wobei die Pferde etwas mehr vor die Zügel zu nehmen sind), mehrfältige Wiederholung der Einschießübungen werden seine Aufgabe im wesentlichsten dabei sein müssen, so wie unterwegs mehrfältig absitzen und die Sattel zurück legen zu lassen. Dabei ist es zu Erhaltung eines freien Trittwerks doch noch nöthig, wöchentlich zwei oder dreimal auf Decke zu reiten. Der Mannschaft ist dabei die noch vielfältig vorkommende Ansicht zu nehmen, ein Fehltritt oder Vorstoßen eines Pferdes verdiene eine Spornrüge. Ein Pferd thut wahrlich beides eben so ungern als ein Mensch, vermeidet sie auch meistens sehr geschickt, insofern nicht der Reiter durch Angsterregung oder unnöthiges Verhalten — nach früherem Sprachgebrauch recht vor den Zügeln — die Verwendung des Gesichts und den zu wählenden richtigen Zutritt in unebenem Terrain, selbst verlieren macht, oder die Hufbehandlung daran Schuld ist.

4. Mitte September etwa, wird auf einer groß ausgesteckten Bahn, ab und an damit zu beginnen sein, daß man die Pferde etwas mehr in Zügelanlehnung und auf das Hintertheil bringt. Dabei werden beide Hände die Trensenzügel führen, und hie und da einige wenige Tritte Schulterein (renvers) — spielend — genommen werden können. Austraben mit ganz bedeutend abgerundeten Ecken ist dabei zu empfehlen, so wie die Ritte auf Decke, an windigen oder sonst schlechten Wettertagen, die Spatzierritte, beizubehalten.

Nach einiger Zeit möchte es zweckdienlich werden, den Pferden Rickwerke mit Dornen umwunden vorzulegen, doch so daß sie vor deren Uebertreten in einen eingeschlossenen Raum gehn; und kann dazu eine allenthalben gleich zu errichtende Vorrichtung dienen.



Die Seitenwände ab, cd bestehen entweder aus 3 bis 4 Fuß hohen Erdaufwürfen, oder aus Stangen in diese Höhe gebracht und mit Busch zu Wänden ausstaffirt. db ist die Uebertret- oder Uebersatzstelle und steht im Lichten. Die Stange (mit Dornen oder Nadelholz tüchtig umwunden, damit ein Anstoß Schmerz giebt) wird anfänglich (mehre Tage) auf die Erde gelegt, und die Pferde, gehen ganz nach ihrem Gefallen entweder mit weiter genommenen Schritten oder einem kleinen Sprung hinüber. Dann wird die Stange etwa ½ Fuß von der Erde erhöht, und es wiederum den Pferden überlassen, zu schreiten oder einen kleinen Sprung zu nehmen. Wiederum nach 8 Tagen etwa wird die Stange auf 1 Fuß erhöht und im kurzen Trabe darauf eingeritten. Dann nach 14 Tagen auf 1½ Fuß, und endlich nach etwa gleichem Zeitraum auf 2 Fuß, wenn sich bei den früheren Sätzen alle Pferde recht ruhig und ohne alle Aengstlichkeit gezeigt haben. Die Springstange wird auf kleine Blöcke, die nach auswärts auf ½ Fuß Dimension von einander stehen und in den Pfählen bei bd stecken, gelegt. Die Pferde welche die Stange überschritten oder übersprungen haben, gehen im ruhigen Schritt auf etwa 12 bis 18 Schritte weiter gerade aus und bleiben dort halten, bis sämmtliche Pferde übergesetzt haben und bei ihnen angelangt sind. Dann wird in Trupp nach dem Auslaufspunct der Uebersatzübung zurück marschirt, oder geendet. Das einzelne Umbiegen kurz nach dem Uebersatze, um gleich einzeln wieder nach dem Auslaufspuncte zum Uebersatze zu gelangen, giebt zu schiefen Sprüngen und Drängen der Nachfolgenden nach rechts oder links (je nachdem die Pferde die gesprungen haben, zurück geritten werden) und zu Aufregung Veranlassung. Insbesondere aber dürfte hier alles entfernt werden müssen, was Unruhe, Aengstlichkeit oder Befangenheit hervorbringt, indem bei allen Uebersätzübungen nichts wichtiger ist, als daß das Pferd dabei die richtige Dimension

von dem zu überspringenden Gegenstande nehmen lernt, und nicht durch den Reiter oder durch Nebenstehende in Angst gesetzt, sich mehr auf denselben zustürzt, als leicht — anscheinend froh — auf ihn eingeht. Durch das heftigere Herantreiben werden entweder zu hohe Sprünge (welche ganz unnöthig ermüden) oder, wo das Vermögen nicht dazu da ist, Polterei (darauf los stürzen), wenn nicht gar das sogenannte Refüsiren (Umdrehen vor dem Gegenstand), hervorgebracht und auch später im reellen Gebrauch beibehalten. Je natürlicher — d. h. den in der Wirklichkeit zu leistenden Sprüngen und den zu überspringenden Gegenständen und dabei obwaltenden Verhältnissen am ähnlichsten — daher die Uebersatzübungen gegeben werden, um so wahrscheinlicher muß es erscheinen, aus den jungen Pferden gute Springer für den Felddienst zu erziehen. Stellt man aber z. B. einen sogenannten Springbock (4—5 Fuß lang, einige Fuß hoch, von Holz, mit Stroh umwunden) auf einen offenen Raum, so wird das darauf zugeführte Pferd es bei weitem natürlicher — sachgemäßer — finden, dabei weg zu gehen, als ihn zu überspringen, und deshalb immer nach dem zu beiden Seiten dazu bereit stehenden weiteren offenen Raume drängen. Denn in den Weiden und im freien Felde, sich selbst überlassen, wird es weder einem Pferde noch einem Stück Wild je in den Sinn kommen, einen Gegenstand zu überspringen, den es, um zum Ziel zu gelangen, ganz leicht umgehen kann. Der Reiter hat also hier zuerst noch mehr der aus der Natur hergeholten und mit ihr ganz im Einklang stehenden Neigung, oder dem Instinkt, oder der Ueberzeugung (je nachdem man es nennen will) seines Pferdes, „daß es vernünftiger (sachgemäßer) sei, nach rechts oder links bei weg zu gehen", entgegen zu wirken, als zu dem Sprung selbst anzufeuern, und wird dadurch meistens mit dem Pferde immer in einem anscheinend zaudernden Zustande vor dem Springbock ankommen. Ja es ist selbst bei Hürden-Rennen auf Rennbahnen (wo die Hürden denn doch oft die ganze Breite der Bahn einnehmen) dennoch mehrfach an den Pferden auf 30 Schritt davor schon wahrzunehmen, daß sie den offenen Raum als den praktischeren Weg in das Auge gefaßt haben. Stellte man aber zu Vermeidung dieses Uebelstandes Mannschaft rechts und links vor den Springbock, würden dabei gar Peitschen- oder Gertenhiebe angewandt, so wird sich in der Erinnerung des Pferdes — diesem lebhaftesten Denkvermögen desselben — etwas dem ähnliches für den Wiederanblick

eines solchen Gegenstandes festsetzen, wie solches unbezweifelt auch bei weiland dem Spießruthenläufer meist der Fall gewesen sein wird.

Aus ähnlichen Ursachen werden auch den Anweisungen zum Uebersatz in der geschlossenen Reitbahn, bedeutende Bedenken entgegengestellt werden können. Auch dort ist an einer Seite der Springstange ein bei weitem weiterer Raum um bei weg ohne Sprung zum Ziele zu gelangen, vorhanden, als die Springstange selbst an Flächenraum darbietet. Auch dort werfen die meisten Pferde einen sehnsüchtigen Blick dorthin — auf dem sich ihnen indessen meistens gleich mehre Menschen entgegen stellen, die ihnen mit lautem Zuruf oder der Peitsche zum Sprung nachhelfen. Ein Pferd folgt rasch, ein Trupp drängt fast den anderen, denn die Zeit ist meistens sehr beschränkt, und das zweite, dritte Pferd nimmt von der Ecke aus die Proceduren wahr, welche mit den vorhergehenden bei der Springstange vorgenommen werden. Sieht es dort Angst und lebhaftes Vorwärtstreiben, so geräth es auch in Besorgniß oder unnöthigen Eifer, und wird dadurch unnöthig aus der ihm sonst etwa eigenthümlichen Gemüthlichkeit gebracht. — So dürfte es auch für die meisten Pferde aufregend sein, daß sich auf dem Boden plötzlich Gegenstände zum Ueberspringen, von Menschen umgeben, erhoben haben, wo sie ¾ Stunden lang vorher nichts dergleichen wahrnahmen. So möchte auch die Wand an der einen Seite dem Reiter bei einzelnen Fällen die Gemüthlichkeit nehmen.

Lichte Dornenhecken von mäßiger Höhe (2—3′) mit festem Erdreich an beiden Seiten, sind unbezweifelt die besten Uebungsstellen für das Uebersetzen.

Böcke, die nicht gehalten zu werden brauchen, der eine (länger und höher) parallel mit der Wand, der andere zum Uebersatz, dürften (soll überhaupt in Bahnen übergesetzt werden) bei weitem zweckdienlicher als gehaltene Stangen erscheinen.

In die Breite springen die Pferde in der Regel lieber. Trockene Gräben sind zum Einüben dienlicher, als mit Wasser gefüllte, oder Bäche. Feste Ufer sind unerläßlich, weil ein einschießendes Ufer — selbst nur der Fall von einiger Erde ins Wasser — leicht zum Umkehren veranlaßt. Einen kurzen Graben auf einer Fläche zu Uebersatzübungen aufzuwerfen, wird als ein sehr fehlerhaftes Mittel zum Zweck, betrachtet werden können. Beiweg ist zu viel Raum.

Ein älteres sicher und beherzt auf alle Gegenstände eingehendes Pferd vorauf, bringt den jüngeren Pferden das beste Vertrauen.

Unter Trense und Decke fühlen sich auch ältere Pferde gemüthlicher, und springen besser als unter dem Sattel. Um so mehr muß dies bei jüngeren der Fall sein.

„Der Hochübersatz nimmt die Kräfte des Pferdes eben so sehr in Anspruch als eine (englische) Meile im Galopp“ sagte neuerdings ein scharf beobachtender Jagdreiter. Die Wiederholung einer geleisteten Uebersatzübung ist so den Kräften des Pferdes oft schädlich, und deshalb sieht man so oft seinen Widerwillen dann erregt. Man lasse deshalb diese weg.

Nach und nach werden nun die Pferde bei den Reitübungen durch sanftes Vordrücken mit den Waden in kurzem Trabe, und stete, weiche Fäuste in mehr Zügelanlehnung in kurzen Reprisen, unter Abwechselung mit den anderen Uebungen, gebracht werden können, und würde damit unter steter großer Berücksichtigung der bei $8\frac{5}{8}$ Pfund wenig steigen könnenden Kornkraft bis zu dem Abmarsch zu den Winterreitcommandos (1 November — 1 Januar) fortgefahren.

III. Aufstallung in den Casernen.

Die Behandlung der Remonten auf den Casernenreitcommandos ergiebt gegen die durch die neuere Hippologie geforderte Haltung einige Verschiedenheit:

1. Es lärmt viel in den Ställen, und die Pferde kommen während 2—5 Monate nicht in die freie Luft. „Es müsse jedenfalls Mattigkeit und Schwäche erzeugen, sagt Chiron (Hippologische Blätter, Jahrgang 1842) wenn die Lungen nicht unverfälschte atmosphärische Luft erhielten, durch welche allein das Blut tüchtig gemacht werde, die für einen gesunden Zustand unentbehrlichen Absonderungsgeschäfte des Körpers zu betreiben. Bei jedem Athemzuge werde eine bedeutende Menge der atmosphärischen Luft eines ihrer wesentlichsten und heilsamsten Bestandtheile — des Sauerstoffes — beraubt, und dadurch zur Beförderung des animalischen Lebens untauglich gemacht; die unbedingte Nothwendigkeit des freien Zugangs frischer Luft zum Stall sei also klar.“ Er empfiehlt dieserhalb nicht allein den täglichen Genuß der freien Luft draußen, sondern auch einen größeren Zudrang derselben in die Ställe, als sie bislang bei den Vollblutpferden meistens gebräuchlich gewesen sei, und will, da die Pferde im Stall nicht erkältet werden dürften,

mehr Decken und Umwickelungen der Schenkel dabei angewandt wissen. Da nun aber bei den Cavalleriepferden diese Schutzmittel nicht zu Gebote stehen, so muß den Ställen derselben wiederum der Zudrang der atmosphärischen Luft mehr, als nach dem oben gegebenen gut ist, entzogen werden, und sich deshalb auch der Nachtheil des Nichtherauskommens um so mehr herausstellen.

2. Das Reiten der Remonten drängt sich in den Zeitraum von $\frac{3}{4}$ Stunde zusammen, während die neuere Hippologie vorschreibt, daß eine längere gemüthlichere Bewegung zum Gedeihen der Pferde ganz unerläßlich sei.

Es wird nun freilich durchaus nicht verkannt, daß die kurzen Wintertage, bei der vielen sonstigen Reithausarbeit, keinen größeren Zeitabschnitt darbieten können. Ein junges Pferd dürfte aber — nach den neueren Prinzipien erst etwa eine gute halbe Stunde in seiner ihm von Mutter Natur selbst angewiesenen Schritt- und Tragart — die Trensenzügel in einer Hand — Schritt bewegt werden müssen (damit der Stallmuth von ihm weiche, und Mutter Natur oben bleibe), ehe es in das sogenannte Schulreiten übergeführt wird. Nachdem ihm dann dieses halb spielend, bei kurzen Reprisen und ganz geringer Stufenfolge, unmerklich „abgestohlen" ist (wie der Herr Obristlieutenant und Armee-Bereiter Meier so richtig sagt), wird hinwiederum eine gemüthliche Bewegungsertheilung, zu Abkühlung des Blutes, erfolgen müssen, so daß die Pferde ohne die mindeste Ausdünstung in ihre Stände zurückkehren können.

Verfasser möchte es deshalb für sachdienlicher zu halten wagen, die Zeit für zwei Abtheilungen ($1\frac{1}{2}$ Stunde) zusammen zu ziehen, und darin nur eine Abtheilung nach obiger naturgemäßer Behandlung vorzunehmen, während die andere, zur Abstreifung des Stallmuthes, für den Tag entweder draußen, oder in der Reitbahn bei schlechten Tagen in den Freistunden bewegt werde, indem in der Winterfrostzeit allerdings eine große hohe Reitbahn des nöthigen Zudranges guter atmosphärischer Luft — vermittelst der, der Luft dann beiwohnenden großen Reinheit und Eindringlichkeit — nicht gänzlich entbehren dürfte.

3. Man sieht die Remonten die angeritten werden hie und da halbe oder fast ganze Tage lang, hoch angebunden, ohne Streu auf den Pflastersteinen der Stände stehen, während die neuere Hippologie vorschreibt: unangebunden und auf Streu.

Jeder Reiter der es gut mit den Schenkeln seines Pferdes meint, meidet so viel wie möglich das Kieselsteinpflaster der Städte und Chausseen. Der Mensch sucht sehnsüchtig die Trottoirs in den Städten, und klagt über Steifheit in den Beinen, wenn er gezwungen war einige Stunden auf Steinpflaster zu stehen oder zu gehen. Kein Pferd der Privaten, vom Ackergaul bis zum Vergnügungspferde, steht ohne Streu auf dem Kieselsteinstand des Pferdestalls. Jeder Cavallerie-Offizier stellt sein Pferd auf Streu, bei den ohne Streu dastehenden Truppenpferden. Jedermann dürfte davon überzeugt sein, daß sich das Bischen Stroh, welches mehr zu einer steten Streu verwandt wird, reichlich durch den Nutzen, den es zu Erhaltung der Pferde schafft, bezahlt mache. Und hört man in der Fliegenzeit von Morgens früh bis Abends spät die tausendfältigen Hufschläge der Cavalleriepferde auf ihre Kieselsteinstände, während sie hoch angebunden dastehen, so dürfte man wahrlich ihr Loos nicht zufriedenstellend nennen, in Vergleich mit allen andern Hausthieren, die doch jedenfalls wenigstens den Kopf frei haben, um sich des Ungeziefers zu erwehren. Diese stets wiederholt gegebenen Dröhnungen müssen bestimmt den Schenkeln sehr schädlich sein.

Verfasser möchte es deshalb sehr im Interesse zu Erhaltung der Cavalleriepferde überhaupt halten, wenn die Strohration auf 8 bis 10 Pfund vergrößert, und es zugleich den Pferden damit möglich gemacht würde sich des Geschmeißes zu erwehren; kann dabei aber nicht umhin, freudig zu erwähnen, wie mehre Regimenter durch große Sorgsamkeit auf die Reinerhaltung der Streu, auch selbst bei der jetzt so knapp ausgeworfenen Strohration, dennoch Mittel finden, fortwährend nothdürftig Streu für alle Pferde zu halten.

So möchten auch hie und da die Krankenställe in den Casernen, Wünsche im Sinn der neueren Hippologie zulassen. Einige liegen gegen Norden; die Sonne — diese Beleberin alles irdischen Daseins — scheint nie hinein. Kastenstände sieht man statt Freiställe, wo das kranke oder lahme Thier, angebunden — ja hie und da hoch angebunden — steht, während wir doch von Justinus schon hörten: „Das angebundene Stehen ist im directen Widerspruch mit der Bestimmung des Pferdes. Die Wirkung der freien Bewegung in Freiställen ist unwidersprechlich erwiesen."

Auf ein Casernement von 100 Pferden dürften wenigstens 5 gegen Süden oder südöstlich gelegene Krankenfreiställe beizugeben sein. Wären

keine kranke Pferde da, desto besser. Die Remonten würden sich des unangebundenen Aufenthalts darin sicherlich erfreuen. Die Kosten würden sich so durch längere Erhaltung der Pferde reichlich bezahlt machen.

IV. Die Reitbahn.

Wenn wir in dem Vorhergehenden unsere Ansicht schon dahin vorzulegen gewagt haben, daß bei dem Heranbilden der Remonten zum Reitgebrauch die vollkommene Erhaltung des freien Trittwerks der Maaßstab zu allen Anforderungen an dieselben sein und bleiben müßte, so wird es nun jetzt, wo wir sie zuerst in die geschlossenen Reitbahnräume eintreten sehen, nothwendig werden, das Warum auszuführen; und hierauf der Folgerungen zu gedenken, welche etwa auch für diese Periode ihrer Reitheranbildung, daraus hergeleitet werden könnten. Wir wollen zu dem Ende jetzt

Erstens: die Dienstleistungen genau heraus zu stellen suchen, für welche die Cavalleriepferde heran gebildet werden sollen. Dann

Zweitens: nachforschen, in wie weit unser Reitbahnunterricht dem mehr oder weniger bislang entsprochen haben möchte?

Drittens: untersuchen, ob nicht vielleicht Mannschaft und Pferde mehr auf den praktischen Gebrauch des Kriegespferdes heran gebildet werden könnten, als es jetzt theilweise geschehen sein dürfte?

Dienstleistungen.

Der Marschall von Sachsen sagte: „In den Beinen liegt das Geheimniß der Manöver, der Gefechte. Die Beine muß man studiren, sie zu verwenden wissen. Wer es anders treibt, ist ohne Kenntniß des Wesens, noch nicht einmal bei den ersten Elementen der Kriegskunst angelangt.“

Das Pferd dient dem Cavalleristen nur mit den Beinen. Märsche folgen auf Märsche. Hunderte von ihnen sind auf einen Schlachttag, einen Gefechtstag zu rechnen. Wer dann ein beiniges, unstruppirt gebliebenes Pferd reitet, dem schwillt höher und höher vertrauensvoll die Brust, wenn es kühnen Tempos bald hierhin bald dorthin geht, während dagegen der Reiter, den das Loos getroffen, ein im Frieden schon struppirt gerittenes Pferd zu haben, immer mehr von diesem fro-

hen, freien, mit der Kriegserfahrung stets so wachsenden Reitersinn zur Befangenheit herunter gedrückt werden muß. Dort ist, je länger der Gebrauch dauert, auf ein augenblickliches Zusammenrappeln, auf die Nachhand setzen, heftiges Erregen, womit man sich bei den kurzen Friedensübungen bei solchen Pferden noch helfen kann, immer weniger und weniger zu rechnen. Dort wird die Kornkraft vollkommen absorbirt; dort bleibt kein Decilliontheilchen des Stallmuthes über. Die Künstlichkeit endet. Die Natur tritt ernst — im Ernste — immer mehr und mehr in ihre Rechte.

Wie so Recht hat deshalb General von Ziethen, wenn er, nach Menzels Preußischer Remontirung, etwa sagt: „Man sollte lieber gar keine Cavallerie halten als eine mit struppirten unbeinigen Pferden.“

Das Cavalleriepferd soll im Gliede, selbst gepreßt im Gedränge, verträglich mit seinen Nachbarpferden sein. Der gemeine Gaul wie das edle Roß sollen, so zu einander gesellt, Tact, Zeitmaaß — wie im Orchester die sanft dahin rollende Flöte mit der schmetternden Trompete, die lebendige Geige mit dem ernsten Baß — hier Tempo genannt — in allen Gängen mit einander halten, das edle nach vorwärts drängende Feuer soll beruhigt, der gemeinen Nachlässigkeit sinnig nachgeholfen werden. Einige Schritte Travers, um stehenden Fußes, — einige in Passade, um mit parallel zur Gliedrichtung bleibendem Pferde anschließen oder abweichen zu können, — ab und an einige Schritt zurück treten, dies dürften die anderweiten Anforderungen an das Gliedpferd im Felde sein.

Des Cavalleriepferdes Einzelverwendung zum Dienst der leichten Truppen ist in mancher Hinsicht der des Jagdpferdes zur Suche ähnlich. Es soll den Wald, das Bruch auf einsamen Pfaden durchziehen, seinen Reiter sie abspüren lassen, — die Höhe, das Gebirge erklimmen, und sinnig wieder von ihnen hernieder steigen, — die Hecke, den Bach übersetzen, — sich gemüthlich in den Graben herab lassen und in ihm fortziehen, — keinen Gegenstand scheuen, auf alles, der Führung und dem Zuspruch seines Reiters vertrauend, eingehen, ja, nicht einmal scheuend zurück schrecken, wenn nach stundenlangem lauschenden Harren, in finsterer lautloser Nacht, plötzlich des Schusses Blitz und Krach auf Auge und Gehör eindringt. Zum Einzelgefecht aber dahin sprengend,

während der Reiter nur den Feind im Auge hat, hat es die Stellen zum Schenkelniedersatz in des Jagdgalopps ebenem Dahinstrich mit seinen Augen zu erspähen. Und traurig der Reiter, der ihm dazu nicht froh und muthig Zügelfreiheit giebt, geben darf, befangen hernieder sieht, mit dem Gängelbande der Zügel ihm die Stellen dazu, bei Furchen, Hohlspuren, Vertiefungen, bestimmen zu müssen meint. Zum Gefecht angelangt, soll es dann tummelnd den Feind umkreisen, schnell wie Wetterstrahl au ihn einfahren, rasch umgewandt neuen Feinden entgegensprengen können.

Unmöglich ist das jeden Falls, wenn das Pferd, sobald es aus dem Frieden in den Krieg geführt wird, nicht frisch auf den Schenkeln erhalten ist.

„Den Krieger kann man wohl durch Reden begeistern, und indem man seinem Ehrgefühl schmeichelt, zu neuer That und Anstrengung ermuntern; allein nicht so das Pferd. Das ist auf seine Natur angewiesen, und wo die Anforderungen an dasselbe nur einmal über die von ihr bestimmt vorgeschriebenen Hinweisungen hinausgehen, werden die verlassenen Bivouacs sofort zu Bildern des Entsetzens," sagt Bismark.

Dürfte unser Reitunterricht diesen Anforderungen ganz entsprochen haben?

Wenn nun so aus dem Vorhergehenden erkannt ist, daß die Grundlage bei aller Heranbildung der Cavalleriepferde im Frieden zum Kriege, die vollkommene Erhaltung ihrer Beinigkeit sein müsse, wir aber nach dreißigjährigem Frieden in manchen Reitergeschwadern noch manche Pferde mit mehr oder weniger ruinirtem Trittwerk, und das gerade in den besten Gebrauchsjahren (6 bis 14), finden können, so dürfte man denn doch auch wohl wagen, den Ursachen dieser Erscheinung nachzuspüren. Wir wollen deshalb zuerst nachzuweisen suchen, woher die größere oder geringere Abnutzung der Gebrauchs- und Cavalleriepferde überhaupt stamme, und was daraus in Bezug auf Cavalleriepferde zu folgern sei? — dann zweitens forschen, in wie weit unser Reitunterricht mit dazu beigetragen habe?

Für die nach und nach immer bedeutender werdende und endlich zur Steifheit führende Abnutzung der Schenkel des Gebrauchspferdes ist, bei richtiger Stallhaltung und Wartung, keine andere Ursache zu entdecken als die Erschütterungen, welche die Schenkel unter dem Ge-

wicht oder im Zuge, durch das Zutreten auf den Erdboden, so wie die Spannungen, welche die Sehnen und Muskeln bei beschränkteren Gängen zu erleiden haben. Je härter, dürrer, unebener der Boden, um so nachtheiliger sind die Berührungen mit demselben unter diesen Verhältnissen; während das Pferd der Wildniß, der Weide, nicht belastet, nicht in der Verwendung seiner Glieder beschränkt, wenn auch stets auf den Beinen, dennoch nicht nur nichts davon zu leiden hat, sondern hier sogar das dort nicht zu struppirt gewordene Pferd die verlorene Schmeidigkeit der Glieder noch einigermaßen wieder gewinnen kann. Je schwerer aber das Gewicht des Reiters, der Belastung, um so stärker die Prellung auf hartem Boden bei jedem Zutritt; während in tiefem Erdreich das stets zu wiederholende Wiederherausziehen der einsinkenden Schenkel die Sehnen und Muskeln sehr in Anspruch nimmt.

Hieraus wird hervorgehen: a) daß je weniger Zutritte, Berührungen mit dem Erdboden — für das Pferd unter Gewicht Prellungen zu nennen — demselben zu geben sind, je wenigere Beschränkungen seines Gehvermögens — Spannungen der Sehnen, Muskeln — dasselbe erleidet, um so mehr seine Schenkel vor dem Abnutzen bewahrt werden; b) daß also, wo wir Cavalleriepferde struppirt werden sehen, dies, bei richtiger Stallhaltung, von den beschränkteren Gängen allein herrühren muß, denn die Remonte kömmt — wenn auch noch jugendlich, unkornkräftig, ja hie und da mit matt erscheinendem Trittwerk — doch mit freiem unstruppirtem Trittwerk in die Cavallerien, und der Excercier- und sonstige Friedensgebrauch dürfte, mit wenigen weiter unten anzuführenden Ausnahmen, ohne eine solche Beschränkung in der Heranbildung zum Reiten sonst nicht schädlich werden können.

Um dies nun noch näher in das Licht zu stellen, wollen wir die Gänge der Pferde, Schritt, Trab, Galopp, in ihren verschiedenen Nachwirkungen auf die Schenkel der Cavalleriepferde in das Auge fassen.

Von einem Cavalleriepferde, dem sein reiner, naturgegebener Schrittaustritt belassen worden, werden vier deutsche Meilen (36,000 Schritt à $2\frac{2}{3}$ Fuß, ein Marschtag) etwa in 30,000 Schritten, Zutritten, zurückgelegt werden können. Ein Pferd aber, dem er benommen, wird darauf etwa 40,000 Zutritte zu geben haben; seine Schenkel werden also um ein Viertel, Achtel, Zehntel, je nachdem der Austritt kür-

zer geworden ist — mehr dabei üsirt werden müssen als nöthig ist. Dabei wird auch nicht zu übersehen sein, daß eine Truppe mit dem kürzer gebildeten Schrittaustritt längere Zeit auf jeden Marsch zu verwenden hat, die Pferde also um so viel länger das Gewicht zu tragen haben, auch länger von der Ruhe, dem Futter, dem Trank entfernt gehalten werden. Begleiten wir endlich das Pferd, dem sein natürlicher Schrittaustritt genommen, und statt dessen mehr oder weniger struppirt (gespannt) geworden ist, in die Winterfrostzeit, die Wintercampagne hinein, wo jedes Geleise, jede Kuh-, jede Schaftrift, jede Falge, zu den Millionen kleinen steinichten Unebenheiten ihren Beitrag liefert; wo nur durch einen gewandteren weiten Austritt ein Stück Eis, dort vielleicht durch einen rasch gegebenen kürzeren das Gleiten in eine Furche zu vermeiden steht, wo jeder Zutritt mehr, auch um so viel Ballen mehr im Thauschnee giebt; sehen wir dann dessen Reiter fast verzagen, lieber gehen als reiten, oder gar durch Sporngeben immer neue Aufregungen hervorrufen, um den durch Ermattung eintretenden Stumpfsinn immer von neuem wieder zu entfernen; das Pferd so endlich hundert Schritte thun, wo andere nur funfzig geben, und doch zurück bleiben: — so wird der Ansicht bestimmt Raum zu geben sein, daß das Pferd mit so herangebildetem Schenkelwerkzeuge bald zu Ende gehen muß. Mehr Verluste bringen dann solche Märsche als Kälte, als Futtermangel.

Wenn auch der Trab, ganz kurz genommen, zum Zuckeltrabe, — zum weiten Ausgriff getrieben, zum fliegenden werden kann, so stellt er sich doch als das Tempo dar, bei dem der Reiter der mit der Bauart jedes einzelnen Pferdes innig zusammenhängenden Bewegung der Schenkel die am wenigsten nachtheiligen Beschränkungen geben kann. Bei dem kurzen Trabe richtet das Pferd, frei umhergehend, schon von selbst, und so auch unter dem Reiter mehr noch als im weiter ausgreifenden Tempo, Hals, Kopf in die Höhe. Es würde sonst die Schulter mit dem Hebel des Vorderschenkels — dem Armbein — zum Ausgriff nicht weit genug vorwärts, das Kniegelenk zum kürzeren Niedersatz der Schenkel nicht genugsam erheben können. Je ausgreifender aber darauf der Trab genommen wird, um so weiter bewegt sich die freie Schulter nach vorwärts, fliegt der Schenkel, wenn er richtig von der Nachhand unterstützt wird, damit in gerader Richtung weiter aus, während die gebundenere (niedrig liegende) Schulter, bei meistens kur-

zem Armbein, mehr Kniebewegung zu Hülfe nimmt. Kurz genommen, prellt der Schenkelniedersatz des Trabes wegen der geringeren Erhebung nicht so sehr; in den weiteren Ausgriffen giebt es um so weniger Berührungen mit dem Erdboden, wenn auch die Prellungen lebhafter werden. Also Halswirbel, Muskeln, Sehnen können im Trabe am wenigsten aus ihrer naturgegebenen Lage gebracht werden, da das Pferd sie dabei, je kürzer das Tempo genommen wird, immer mehr von selbst in die Höhe bringt, alle räumenden Gänge aber, und so auch der ausgreifendere Trab eine naturgemäßere Voranlassung der Gliederbewegung durch den Reiter unfehlbar mit sich führt.

Wie aller Vierfüßler, so ist auch des Pferdes räumendste Gangart der Galopp. Kein Pferd, sich selbst überlassen, setzt sich jemals in dies Tempo, als um eilends von hinnen zu kommen, rasch Terrain zu gewinnen. Dazu ist der Galopp unverkennbar geschaffen. So ist des edlen Pferdes ebener Dahinzug über die Ebene in des Galopps weitester Auslage dem Fluge des Falken zu seiner Seite, an ebenem Dahinstrich, Schnelle, vergleichbar. Jede Beschränkung in dem vollen Ausgriff seiner Glieder durch den Reiter nimmt aber schon dem Fluge einen Theil von seiner Stärke, macht die Zutritte kürzer, den ebenen Dahinstrich zu rascher folgenden, tempoverkürzenden Erhebungen, bis endlich das Extrem dieser Verkürzungen, die kurze Galoppade, zu einer hüpfenden, tanzenden Bewegung, fast auf der Stelle, geschaffen wird, von der der Fürst Blücher auf seine kernige Weise, nach Biel, sagte: „Sie ist eine Allüre, bei der ein altes Weib im Schritt beian gehen kann, und durch welche Männer, die sie viel reiten, alte Weiber werden.“

Je weiter sich also das Pferd zum Galopp auslegt — in demselben räumender wird — um so wenigere Erhebungen macht es in die Höhe, um so geringere Niedersätze giebt es für die Schenkel. Je kürzer dagegen die Galoppade wird, je mehr das Pferd vorn erhoben, versammelt, auf die Nachhand gebracht wird, um so angespannter müssen die Glieder werden, um so häufiger, um so mehr aus der Höhe für die Vorderschenkel, fällt der gespannte Schenkelniedersatz herab. Auf einen naturgemäßen, ruhigen Jagdgalopps-Ausgriff fallen 2 bis 3 des kurzen, ein Pferd im kurzen Trabe kömmt in wenigen Zutritten weiter. Und so wird aus diesem allen hervorgehen können: daß ein kurz gebildeter Schrittaustritt, in Verbindung mit einem zu lebhaften Hinarbeiten auf die kurzen Galoppaden, und deren häufigere Anwen-

bung, die Ursache der afficirten Schenkel der Cavalleriepferde, da wo sie gefunden werden, sei.

Je länger wir denn auch die Bauart der Pferde in ihren so vielfältigen Nüancen studirt, und die Einwirkungen der Reitkunst darauf, beobachtet haben, um so mehr stellte es sich uns denn auch heraus, daß insofern der Reiter nicht diese aufzufassen versteht, er bei aller Reitfähigkeit dennoch bei dem Kampf gegen diese, das Pferd vor der Zeit in seinen Schenkeln spoliiren muß. Wenn deshalb von Tennecker darauf hinweist, „wie manche Pferde durch das zu lebhafte in die Höhe zäumen gezwungen würden, gleich gespannten Hähnen, im Schritt einherzuschreiten," so glauben wir nicht allein, dem nichts entgegen setzen, sondern vielmehr nachweisen zu können, daß diese unausbleibliche Gezwungenheit in den Gängen bei solcher Reiterei, ganz aus der Bauart der Pferde hervorgehen müsse.

Je weniger senkrecht nämlich die Halswirbel über Schulterblätter und Armbeine empor steigen, je mehr sie von dieser Linie ab die Richtung nach vorne nehmen, um so gerad-, sturhalsiger muß sich das Pferd darstellen. Der hochgetragene und sich selbst ohne Beschränkung des Schrittausgriffs leicht hochaufzäumende Aufsatz ist nur Folge der senkrechten Stellung und der größeren oder geringeren Länge (Höhe) des Halses. Der gemeinschaftliche Muskel für Armbein, Hals und Kopf, die Nackenbänder können nur dieselbe Richtung nehmen wie die sieben Halswirbel. So sind sie auch alle kürzer oder länger, und damit mehr oder weniger biegungsfähig, je nachdem die Halswirbel nach der Länge oder Kürze der Halsung weiter von einander stehen, oder näher ja compact zusammen gedrängt sind. Die Lage der Schultermuskeln, der Strecker der verschiedenen Theile der Vorderschenkel hängt damit zusammen, sie erhalten ihr Ausgriffsvermögen von dort allein bestimmt. So kann z. B. das Herbeizäumen um die von Baucher als unerläßlich für alle Pferde geforderte perpendiculäre Stellung der Vorderseite des Kopfes gegen die Erde zu gewinnen (wodurch die hintere Seite desselben, die Erhöhung der Ganaschen weggedacht, im spitzen Winkel am Kehlkopf gegen den Kehlgang zu stehen kommt) bei einem Pferde mit stärkeren (dickeren) Ganaschen und dem damit meistens in Verbindung stehenden sogenannten sturen Genickansatz (der Verbindung des Halses mit dem Kopfe bei vorweg stehender Halsung, wobei der Winkel, welchen die untere Fläche des Kehlganges und die hintere Seite des Kopfes bildet,

in den natürlich belassenen Gängen, insbesondere im Schritt, sich stumpf darstellt) auf keine andere Weise bewirkt werden, als durch eine sehr starke Anspannung der bezeichneten gemeinschaftlichen Muskeln, welche etwa der Anspannung der Armbrustsehne zum Abschuß zu vergleichen ist, und welche auf jeden Vorgriff der Armbeine und damit des Ausgriffs der Vorderschenkel beschränkend hinwirken muß, mehr oder weniger stark, je nachdem diese Stellung sich in stärkerem oder geringerem Grade darstellt. So vermag das gerade oder kurz gehalsete Pferd das von ihm geforderte Höherauftragen des Halses im Schritt auf keine andere Weise zu vollführen, als indem es die Halswirbel und damit die mit ihnen innig verbundenen in den Schultern, Armbeinen, Vorderschenkeln auslau enden Muskeln, Nackenbänder, aus der ihnen von Mutter Natur nach vorne gegebenen Lage ab, und alle reckend in die Höhe bringt. Dadurch von der ganz mit ihrer Bauart verwebten Gebrauchsfähigkeit zum Ausgriff abgezwängt, vermögen nun weder Armbein noch Schulterblatt so weit wie früher sich vorzuschieben, die Hinterschenkel nicht so weit sich unterzusetzen, also alle vier Schenkel sich nur in gespannter Weise vorwärts zu bewegen.

Viele Pferde suchen sich dann die Spannung mit der Aufgabe des reinen Schritt-Tempo und der Annahme des Paßganges (des schnuffelnden kreuzweisen, der Trabbewegung sich nähernden Gefälles von einem Schenkel auf den anderen) zu erleichtern. Dieser wird ihnen dann in einigen Monaten so zur Eigenthümlichkeit, daß sie den reinen Schrittgang fast ganz verlieren. Andere — feurigere — wollen, indem sie sich in dem Gebrauch der Glieder in beiden Fällen gehemmt fühlen, so gern Kopf und Hals in die naturangewiesene Lage zurückbringen, um wieder frei, weit ausgreifend einhergehen zu können. Statt ganz wenig, immer die von der Natur (Bauart) angewiesene Gangart voranlassend, herangezäumt, nach und nach sich im Rücken nachgeben, auf die Nachhand bringen zu lernen, und so endlich, so weit dies überhaupt die Bauart zuläßt, Hals und Kopf ohne Austrittsbeschränkung höher von ihm getragen zu sehen, und auch herbeigezäumt zu werden, — schreitet das Pferd nun zu den sogenannten Wehrungen. Es zieht sich, sobald aufgesessen ist, in den Lendenwirbeln [1]) auf, um dadurch in voraus vermehrte Kraft zu gewinnen, den aufgereckten Hals oder

1) Die 6 Lendenwirbel liegen zwischen Kreuz und den 18 Rückenwirbeln

den beigezwängten Kopf wieder in die naturgemäße Stellung nach vorn zum weiteren Ausgriffsvermögen der Muskeln zurück bringen zu können. Und verliert das mehrfach — in Erinnerung der früheren Scenen — im Leben nicht wieder. Noch härter aber angefaßt, stockt es, kann und will unter diesen Beschränkungen nicht fort. Es drängt — sich möglichst noch mehr in den Lendenwirbeln aufziehend — nach vorne herunter, gegen die Zügel, ja geht sogar zu dem seiner Bauart sonst ganz entgegenstehenden Erheben über, oder schlägt hinten aus, oder versucht umzukehren.

Manche vermeinen dann, es fühle sich schwach in der Nachhand, wolle sich deshalb nicht in den Lendenwirbeln senken, oder es sei von Temperament widersetzlich, ziehe deshalb den Rücken (nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch) auf, während das Pferd mit senkrecht stehender, höherer Halsung, aber mit gebundener Schulter (kurzem Armbein) doch als Gegenbeweis dienen kann. Dieses wirft sich fast nie in den Lendenwirbeln auf, wenn ihm auch der Armbeinvorgriff durch den Reiter beschränkt wird, geht dagegen aber zu vermehrten kürzeren, trabartigen Zutritten (dem sogenannten Zappeln), einer zu großen Sensibilität für die Waden über, um den dem Drange nach Austritt widerstrebenden Anforderungen der Heranzäumung nachzukommen; wodurch eine Aufregung, eine Gangart herbeigeführt wird, die ebenfalls höchst selten wieder zu entfernen ist. Im Trabe selbst aber finden fast alle Pferde ein anderes Mittel, sich bei dem zu raschen Hochaufzäumen Erleichterung zu verschaffen. Sie strecken den Kopf mehr gerade aus (Maul, Ganaschen mehr oder weniger parallel mit der Erde). Damit werden die Wirkungen des Trensengebisses von den Laden ab in die Maulwinkel verlegt, wodurch sich die Anspannung der beregten Theile bedeutend verliert. Doch ist der Trab — wir glauben es wiederholen zu müssen — diejenige Bewegung, bei der eine Beschränkung des Gehvermögens am wenigsten eintreten kann, weshalb wir denn auch sehen, daß die im Schritt darin beschränkten Pferde in dem trabartigen Zappeln, dem, der Trab-Schenkelverwendung sich nähernden Paßgange Erleichterung suchen.

Während nämlich das Pferd im Trabe zwei seiner Schenkel zugleich mit einander gebraucht (querüberliegend, von jeder Seite einen, rechts vorn zugleich mit links hinten, links vorn zugleich mit rechts hinten), hier also die Temposchläge (Zutritte) der vier Schenkel wie

zwei erfolgen, und dabei diesen rascheren determinirten Gang nicht anders gehen kann, als indem es den Hals in die Höhe nimmt, so sehen wir es dagegen, im Schritt, die vier Schenkel in einer ruhigeren, ganz auf Gelassenheit hindeutenden Ordnung gebrauchen. Dem Ausgreifen des einen Vorderschenkels folgt sofort der Hinterschenkel der entgegengesetzten Seite, und ehe dieser völlig zum Niedersetzen zu dem stehen gebliebenen Vorderschenkel seiner Seite angelangt ist, bewegt sich der letztere in gleichem Zeitmaaße vorwärts, dem der Hinterschenkel der Seite des ersten Vorderschenkels folgt. Findet sich nun das Pferd in dieser gelasseneren Fortbewegung der vier Schenkel nacheinander, bei der die Hälsung auch gelassener getragen werden muß (und wobei sie, wie bei allen Pferden, namentlich wenn sie sich selbst überlassen werden, zu beobachten steht, mehr geradeaus, herunter, als im Halten zu stehen kömmt), durch eine höhere Heranzäumung in dem Ausgriff verhalten, und dabei dennoch wieder durch die Schenkel des Reiters zu lebendigerer Verwendung seiner Schenkel angetrieben: so kann nichts anderes als ein Mittelding zwischen Schritt und Trab — das schnuffelnde, übereilte Gefälle — heraus kommen.

Wenn, wie wir schon oben sahen, durch die unnöthig vermehrten Zutritte den Knochen und Gelenken insbesondere mehr Prellungen — Erschütterungen — bereitet werden, so möchte nun auch zugleich aus diesem hervor gehen, daß durch solche vermehrte Anspannungen und Beschränkungen der Sehnen und Muskeln auch diese vor der Zeit üßirt werden müssen, und sich so nach und nach eine Gespanntheit in der Schenkelverwendung herausbilden muß; daß also, ist einmal der Paßgang statt des reinen Schrittes zur Eigenthümlichkeit geworden, auch dieser mit dazu beitragen muß, dem Pferde in den besten Gebrauchsjahren die Frischheit der Gänge zu nehmen, vor der Zeit Steifheit zu geben.

Gehen wir nun endlich zu dem Galopptempo über.

Weder bei dem Schritt noch dem Trabe, räumend oder kurz genommen, wird ein Schenkel der einen Seite mehr in Anspruch genommen als ein Schenkel der anderen. Nicht so bei dem Galopp. Je kürzer derselbe genommen wird, um so mehr Gewicht fällt dabei auf die Schenkel, welche dem Galoppausgriff entgegen gesetzt sind: auf die linken beim Galopp rechts, auf die rechten beim Galopp links.

Das Pferd hat sich nämlich dann jedesmal beim Beginn des

Galoppsprunges auf den Hinterschenkel dieser Seite zu stemmen, ihn nach hinten durchzubiegen, während damit fast zugleich der ausgreifende Hinterschenkel die Vorwärtsbewegung vollführt, und das Gewicht auf den entgegengesetzten Vorderschenkel als neuen Stützpunkt hinüber trägt, während der Ausgriffsvorderschenkel zugleich schon weiter Terrain nimmt. So wird der kurze (künstliche) Galopp zu einer Reihe von kurzen Sprüngen von dem Hinter= auf das Vordertheil, wovon ein jeder einzelne nach drei Zeitpunkten abzumessen ist, und wobei die Tragung des Gewichts hauptsächlich den äußeren Schenkeln, und von diesen wieder dem hinteren am stärksten zufällt. Je weiter ausgedehnt — natürlicher — der Galopp aber wird, um so mehr verliert sich die Senkung, die Stützung auf den Schenkel der Nachhand, das überfliegende Stemmen auf den äußeren Vorderschenkel, bis endlich der weitausgedehnte Jagdgalopp die Erhebungen nach oben ganz entfernt, und damit die Vertheilung der Leistung für alle vier Schenkel gleich, wiedergiebt. Er wird dann heftiger, durchdringender, allerdings in dem Erfassen des Erdbodens zum Ueberwegflug. Doch hinwiederum nicht so heftig, prellend bei den einzelnen Zutritten, wie manche hinstellen, da die Schnelligkeit (Bewegung) sehr viel zu dem Fortschaffen des Gewichts beiträgt. Ein Pferd fliegt z. B. im Laufe leicht über Gräben, die es aus dem Stehen, dem Schritt, als anscheinend zu schwerfällig, nicht nehmen kann.

Wenn wir hiernach das jugendlich matte, unkornkräftige, im Wachsen begriffene Pferd sein ihm auferlegtes Gewicht im Trabe schon recht gut tragen, dagegen aber in dem kurzen Galopp in den Reitbahnen darunter schwanken, sich dabei in die Zügel lehnen, oder gern wieder zum Trabe übergehen wollen sehen, so wird das eben so wenig von Widerspenstigkeit noch von geringem Geschick in der Gliederverwendung herrühren, sondern allein davon: daß die Kraft noch nicht vorhanden ist, um dieses von der natürlichen Gliederverwendung — rasch nach vorwärts, Ausgriff um Ausgriff — so entfernte künstliche Balanciren auf einzelnen Schenkeln zu vollführen. Aus seiner Bauart (der geringern senkrechten Stellung der Halswirbel, bei weniger nach unten durchbiegungsfähigen Rücken= und Lendenwirbeln) geht es anderntheils mit hervor, daß es nur nach und nach im Trabe auf die Nachhand gebracht werden muß, wenn nicht auf Kosten seiner Glieder, seines Temperaments gearbeitet werden soll.

Das junge Pferd mit senkrechter Halswirbelstellung (hochsitzendem und getragenem Aufsatz) bei etwas durchgebogenem Rücken, kann dagegen, wenn auch ganz in denselben Verhältnissen aufgebracht, sich viel leichter zur kurzen Galoppade hergeben; auch dieselbe so, bald und anscheinend gern vollführen, weil ein Pferd mit diesen beiden Attributen sich viel leichter hinten senken und so die Vorderschenkel wie spielend verwenden kann; ohne daß bei dem Ersteren eine größere Kraftlosigkeit zum Grunde läge. Nur durch die Bauart wird es dem Letzteren leichter. Und dennoch sind uns auch selbst Pferde dieser Gattung vorgekommen, welche durch die stets mit ihnen vorzüglich gern wiederholten kurzen Galoppaden, und das Hinarbeiten darauf, so beinlos zu ihren besten Gebrauchs- den eigentlichen Dienstjahren gekommen, so gespannt in der Gliederverwendung durch dies stets hüpfende Tempo geworden waren, daß wenn sie sich zum ausgedehnten Galopp, zur Carriere auslegen sollten, sie dies nicht mehr gehörig leisten konnten; dazu aber aufgefordert, statt dessen — ähnlich dem steif gejagten Hasen — vermehrte Sprünge nach oben thaten, ja selbst im Schritt gar mancher Stein, ein Bult, zum Hinderniß für sie wurde.

Schlußbetrachtung hierüber.

Es kann nicht zu verkennen sein, daß dem in dieser Friedenszeit hie und da immer lebhafter hervorgetretenen Streben, die sämtlichen Pferde mancher Cavallerieabtheilungen so auf die Hanschen, in solche Versammlung zu bringen, daß sie baldigst einzeln, oder in Reitcolonnen, oder zu dreien, in kurzen, hie und da den kurzmöglichsten Galoppaden dem Musterherrn vorüber geführt werden können, der Umstand zum Grunde liegen möchte daß es im Einzelgefecht für den Reiter von Wichtigkeit ist, sein Pferd aus allen Gangarten sofort pariren, gleich wieder damit in Galopp anreiten, rasch wenden (herumwerfen) und auf den Gegner einfahren zu können; daß wo struppirte Pferde gefunden werden, sich die Grundbedingung aller cavalleristischen Heranbildung der Pferde, die vollkommene Beinigkeiterhaltung derselben, bei dem Eifer, es Einer dem Anderen in diesen kurzen Galoppaden zuvorzuthun, nicht ungetrübt hat erhalten wollen. Weshalb es auch nicht in vollkommener Würdigung geblieben, einerseits, wie afficirte Schenkel und Gänge **nie** wieder herzustellen sind; andererseits aber, wenn diese bei einer einfachen

Friedensheranbildung gut (frisch) geblieben sind, es ein Leichtes sein dürfte, das was an der Versammlung junger Reiterpferde bei eintretender Kriegszeit etwa noch fehlen sollte, bei den Märschen nachträglich zu bewirken.

Es kann nämlich wahrlich keine bessere Gelegenheit geben, junge Pferde zum Kriegsgebrauch recht rittig zu machen, als diese Märsche, ja der Gebrauch im Kriege selbst.

Der Schrittmarsch — der ruhige Dahinzug einer marschirenden Cavallerieabtheilung — streift nach einer Stunde den etwanigen Stallmuth oder die Empfindlichkeit der Haut, welche hie und da ein Pferd durch die Sattelung und die Anhängsel derselben (Mantelsack, Schwanzriemen) aufgeregter und deshalb in den Gängen tripplicht macht, ohne das Zuthun des Reiters ganz ab, wenn dieser nur dem Wunsche des Pferdes, mit allen Pferden an seiner Stelle mitzuziehen, Folge giebt. Dann kömmt eine Periode kürzeren Trabes, wo das Pferd sich, wie wir gesehen haben, von selbst aufrichtet, hier noch dazu, um bei den Befreundeten zu bleiben, in die Zügel läuft, und so immer im Tempo der Colonne bleibend, auf die Nachhand, in Stellung, halb spielend zu bringen ist. Kehrt dann der Schritt wieder, so wird sofort von dieser Stellung, Haltung so viel wieder nachgegeben, daß das Pferd zu dem freien Schrittanstritt, welchen ihm Mutter Natur verliehen, völlig zurückkehren kann. Wenn auf diese Weise nach Baron Biels Grundsätzen: „daß das Pferd nur durch Gehen gehen lernt; daß die naturgemäßeste Bewegung des Pferdes ein Fortschreiten mit der freiesten Anwendung aller seiner Kräfte ist; daß wenn dasselbe hierin bis zur möglichsten Ausbildung geübt wird, die passendste Stellung und der beste Wille gewiß von selbst folgt," — fern von der Ansicht, daß der Schulschritt (kurzab) nothwendig sei um das Pferd in Haltung zu bringen — Wochen, Monate gemüthlich mit den Pferden vollbracht sind, so führe man das junge Pferd auf der Hälfte des Marsches, in kurzem versammelten Trabe, von der Colonne ab — nach links, wenn man rechts galoppiren, nach rechts, wenn man links galoppiren will — in Begleitung eines älteren ruhigen Pferdes. Auf etwa 200 Schritt abwärts, wendet man dann in Volte der Marschdirectionsseite wieder zu, giebt dabei die Hülfe zum Galopp, und kehrt längs der Colonne hingaloppirend und nahebei zum Trabe übergehend, zur Stelle zurück. So wird man auch nach und nach das Pferd

zu kleinen Volten auf diesem Heimmarsch zur Colonne leicht bringen können.

Je länger überhaupt der Krieg währt, um so mehr werden durch ihn, durch das rein praktische Reiterleben, die Cavalleristen dahin geführt werden, sich mit ihren Pferden ganz zu verschwistern, mit ihnen eins zu werden, ähnlich jenen Reitern des Orients, die wenigstens der Cäsar unseres Jahrhunderts die besten, die umsichtigsten Reiter der Welt im Einzelgefecht, ohne daß sie je eine Reitbahn gesehen haben, nannte;[1]) die ihre Pferde so handlich, so vertraut zu machen wissen, daß diese lauschend auf ihre Stimme hören, Genossen ihrer Zelte, ihrer Familien sind, willig, freudig jeder nur denkbaren Anforderung bis zum letzten Hauche entsprechen, und selbst noch in ihren Nachkommen, wenn gleich in europäische, härtere — freilich für civilisirter gehaltene — Zustände versetzt, wo sie von den Menschen ferner gehalten werden, dennoch noch zeigen, wie gern sie, trotz dem allen, zu der Traulichkeit ihrer Vorfahren gegen die Menschen, ihrer Handlichkeit, ihrer lauschenden Aufmerksamkeit, Willigkeit unter den Reitern, zurückkehren wollen.

Doch dazu gehört unerläßlich, daß den Reitern das Sein mit Pferden fast bis zur anderen Natur gemacht wird, jeder Einzelne in seinem Pferde das dankbare, gern traulich werdende Thier zu erkennen weiß; in allen Gängen heimisch auf des Pferdes Rücken ist; Jugend und Alter, Kraft und Mattigkeit, edles Feuer von Widerspenstigkeit zu unterscheiden weiß. Wenn nicht, so giebt es dann auch im Kriege andere Resultate. So sehen wir z. B. (nach den Mittheilungen eines in Pferdebeurtheilung und Behandlung sehr kenntnißreichen Officiers, der in Algerien zwei Jahre als Volontair einem Cavallerie-Regimente einverleibt war) bei den Cavallerie-Regimentern der Franzosen in Algerien jene edlen arabischen Kriegspferde, welche bei den Arabern 10 bis 15 Jahre bei viel stärkeren Ansprüchen gedauert haben würden, in 2 bis 3 Jahren enden. Ursache mit, daß der Muhamedaner — dem seine Religion die Liebe zu den Thieren, insbesondere den Pferden, als Gesetz schon auferlegt — sich dort mit solchen Christen (wie er die Franken im Allgemeinen nennt) nie verbrüdern wird. Jener Officier dagegen, ein großer Freund edler Pferde, bald von

---

1) Memoiren von St. Helena von Las-Casas.

ihnen als solcher, und das in seiner untergeordneten Stellung, unter Tausenden heraus erkannt, fand fast immer die freundlichste Aufnahme unter jenen Stämmen, ward gern auf ihren edlen Rossen mit hinaus zu der Hatz des Ebers genommen. [1])

Also die Vorbereitung der Pferde (Remonten) zum Kriegsgebrauch kann durchaus nicht ein so lebhaftes Hinarbeiten auf die kurzen Galoppaden in den Bahnen, im Frieden erheischen. Dagegen werden aber — da das rasche Hochaufzäumen in den anderen Gängen und den Schultritten, die Beschränkung des Schrittaustritts, mehr oder weniger auch als die Vorarbeiter dazu zu betrachten sind — alles zusammengenommen, dabei auch noch folgende Nachtheile für den Gebrauch (das Material) hervortreten:

1) Richtung der Augen nach oben; während sie das Soldatenpferd, gleich dem der Jagd oder des sonstigen praktischen Gebrauchs, stets auf das vorliegende Erdreich gerichtet haben muß, wenn es keine Fehltritte thun, nicht stürzen soll. Zudem des Pferdes Augen auch mehr auf eine niedrige Haltung des Kopfes vom Schöpfer zugerichtet ist. Eclipse lief z. B. nur Kopf herunter.

2) In den Schulen, insbesondere dem Schulterein (plié) und den kurzen Galoppaden eine nachtheilige Einwirkung auf die Knie (lose, zitternd, vorstehend) [2]), auf die Hinterfesseln.

---

1) Pr. Lieut. Claus v. d. Decken a. D. (Ritter der französischen Ehrenlegion), jetzt zu Gut Dose im Khädingschen.

2) Dies tritt mehr bei jungen Wallachen als bei Stuten hervor.

Nachforschungsversuch. Vielgebrauchte Deckhengste werden durch das vermehrte Besteigen und Umklammern der Stuten, je älter sie werden, immer weiter und weiter in den Vorderschenkeln. Schulterblätter und Armbeine werden anscheinend abgedehnt von der Brustpartie, so daß endlich im Alter die Schulterfreiheit mehrfach verloren geht, und ein wallbeiniger, gebundener Gang bedeutend hervortritt. Der jährige, zwei-, dreijährige Hengst und Wallach steht dagegen mehrfach, und viel zahlreicher als es bei Stuten der Fall ist, sehr eng in den Schultern, in den Vorderschenkeln, in den Knien insbesondere zusammen. Im vierten, fünften Jahre verliert sich dies durch die Weitung des Brustkastens und die Auslegung der Glieder durch das Wachsthum immer mehr, wenn die Hochbeinigkeit nicht eintritt. Reihen wir diese Gegensätze an einander, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß auch hier eine weise Einrichtung der Natur zum Grunde liegt, die den jungen Hengst zuerst dort schmaler macht, damit er sich später auch mit durch das Decken weiten möge. Der Wallach aber, durch die Hineinmischung der Menschenhand in eine andere Richtung gebracht, vermag die Formation der Jugend nicht so rasch zu kräftigen, den Vorderschenkeln ohne die Deckung nicht solche Weitung zu geben wie der junge Hengst, weshalb es eher

3) Wo aber das innere geistige Leben — Blut genannt — in erhöhter Potenz concentrirt ist und die angemessene Nahrung für seine Körperkraft erhalten hat, da will es sich Bahn machen, wenn das Pferd, eben aus dem Stall kommend, in dreiviertel- oder einstündigen Lectionen in engem Raum sich in dadurch bestimmten Gängen gegen seine Bauart zusammengenommen, ja vielleicht seiner ganzen Individualität entgegen, zusammengepreßt fühlt. So werden Bauart und Temperament wahlverwandt, und die Eingriffe in erstere zugleich auch zu Verstößen gegen letzteres, wodurch am Ende gerade die besten Elemente der Schwadronen, die edelsten, feurigsten, dauerndsten Rosse als Schläger, als Dränger, Nichtabrittige, Zappler, Durchgänger, nicht einrangirt, oder als spoliirt oder blind geworden, bald vielleicht wieder ausgeschieden (abgesetzt) werden müssen. [1])

V. Forschung nach Verbesserung im Reitunterricht.

Nicht ein cavalleristisches Reitreglement wollen wir liefern. Wir haben ein besseres zur Hand, als wir es zu geben vermöchten.

Nicht als Tadler unseres Reitanweisungs-Systems, das so viele Lichtseiten hat und von Männern der Manege-Reitkunst ausgegangen ist, wollen wir auftreten. Wir zollen ihm vielmehr, im Princip, gern volle Anerkennung. Doch im Interesse der Sache glauben wir den Versuch wagen zu müssen, das wiederzugeben, was sich uns dabei, mitten inne stehend, in einer langen Beobachtungszeit nach und nach als nicht ganz zutreffend für Material und Zweck, hat zeigen wollen, und zu untersuchen, wie dem etwa aus dem Wege zu gehen sein dürfte.

Fassen wir nämlich unsere Reitanweisung in ihren Nachwirkungen auf die unteren Glieder in das Auge, so dürfte hervortreten:

---

bei ihm als bei der Stute schädlich einwirken kann, die noch nicht in richtige Stellung gekommenen Kniepartien bei dem Bahnreiten in Anspruch zu nehmen.

1) Bei solchen Kämpfen pocht das Herz des Pferdes in verdoppelten Schlägen gegen das Bein des Reiters, drängt das Blut mit vollsten Pulsen in die Adern, in die Augen. Jene schwellen hoch auf, diese unterlaufen roth. „Wie vergrellt sieht das Thier (der Satan!) aus“ — hieß es hie und da, wenn das Pferd in Angst halb bittend, so ganz gegen seine Natur erfaßt, unter Peitschenknall, Scheltworten in allen Nerven erregt, dann um sich sieht! — So, in mehr oder weniger Erhitzung von der Reitbahn sofort in den Dunst der Stallung zurückgeführt, und das drei, vier Monate lang, ohne je die frische Luft zu kosten, — das dürfte es begreiflich erscheinen lassen, wie auch das trefflichste Auge leidend werden kann.

Erstens, daß dieselbe bei Schwadronsbereitern, Unteroffizieren, Corporalen und länger gedienter Mannschaft durchgehends nicht so klare Ansichten, ja hie und da auch nicht die körperlichen Fähigkeiten zu Tage fördere, welche unerläßlich erscheinen um junge Pferde bei vollkommener Erhaltung des freien unstruppirten Trittwerks, der Ruhe des Temperaments, auszubilden, unter steter Würdigung wie weit die Kräfte reichen, wie sie durch die Gänge unter dem Reiter zu üben, zu heben, im Gegensatz aber auch leicht zu unterdrücken sind. Dagegen stießen wir bei manchen von ihnen auf einen sehr lebhaften Eifer, die jungen Pferde rasch vorwärts zu bringen, dem nur die Ansicht zum Grunde liegen kann, daß es das Ziel sei, sie möglichst bald zu derselben zusammengenommenen Haltung, Unterwürfigkeit in den Schulen, zu demselben kurzen Galopptempo, wozu so manche der älteren Gliedpferde gewöhnt sind, zu bringen. Nur die Bahn, das bahnmäßige Reiten (wie sie es nennen) will ihnen als das fast alleinige Mittel erscheinen, ein junges Pferd heranzureiten. Was Spatzierritte, insbesondere über Feld, für treffliche Gelegenheiten zur Heranbildung junger Pferde unter vollkommener Erhaltung der Gemüthlichkeit, der freien Schenkelverwendung, darbieten können, wie sehr das Gedeihen der jungen Pferde durch die Bewegung, die Arbeit in freier Luft befördert werde — dies alles dürfte hie und da nicht die Würdigung finden, die es, insbesondere im Gegensatz gegen die Vorliebe für die Reitbahn, verdient.

Zweitens glauben wir beobachtet zu haben, daß das junge Pferd hie und da in seinen Gängen, namentlich da wo kernigere, determinirte, vorhanden, ohne Wissen und Willen des Reiters beschränkt, in seinem Temperament unnöthig erregt wird, weil der Reiter nicht unabhängig genug von den Zügeln im Sitz ist.

Auch hören wir drittens hie und da klagen, daß die Mannschaft sich auf Märschen und bei Manövern im Sitz vernachlässige, daß die gute Reiterei dabei immer mehr verloren gehe, während man doch glauben sollte, daß je mehr geritten werde, um so mehr Reitfähigkeit erlangt werden müsse. Reiten lernt sich ja nur durch Reiten, und jenes Reiten ist ja endlich der Cavallerie Leben, alleiniges Element.

Viertens finden sich unter den, auch von der im Reiten höher stehenden Mannschaft, durchgerittenen Pferden dennoch einige, die fast allein auf dem rechten Zügel gehen.

Wagen wir nun den Ursachen dieser Erscheinungen nachzuforschen, so wird sich herausstellen:

Ueber 1. Bei dem lebhaften Wunsche, in der Ausbildung bald etwas Hervortretendes zu leisten, den günstigen Eindruck hervorzubringen welchen hie und da die künstlichen Reitbahnproductionen anscheinend machen (Passaden in Galopp, Changements dabei und in der Mitte der Bahn, einzeln und im Trupp ꝛc.) kann das Material (die darauf durchgerittenen älteren Pferde der Recruten) leicht Veranlassung geben, daß mit der jungen Mannschaft bald zu dergleichen übergegangen wird. So sah man denn auch hie und da 4—6 monatliche Recruten diese Productionen, oberflächlich betrachtet, ganz hübsch vollziehen, wenn es auch wohl bei Einzelnen zu bemerken war, daß ihnen das Gefühl auf welchem Schenkel sie sind, dabei noch gänzlich abging. Unserm bescheidenen Dafürhalten nach, können solche Herausstellungen aber durchaus keinen Maßstab für den Werth der gegebenen Ausbildung abgeben. Es bedarf nur eines ganz geringen Sitzvermögens, um auf einem auf den kurzen Galopp (die bequemste Gangart) eingeschulten Pferde sich in der Haltung günstig darzustellen. Die tägliche Wiederholung läßt diese Pferde die Changements fast von selbst vollziehen, wenn die Hülfen nur einigermaßen zu rechter Zeit gegeben werden, während die Mannschaft nicht die Selbständigkeit, die Natürlichkeit im Sitz erlangen kann, als wenn sie bei dem kernigen Trabe geblieben wäre. So kann denn natürlich leicht bei ihr die Ansicht mit groß werden: diese Productionen wären das möglichst rasch zu gewinnende Ziel der militairischen Reiterei; so rasch wie sie etwa selbst dahin gelangt, müsse man auch die jungen Pferde dahin bringen können.

Ueber 2. Die fortwährende Trensenzügelführung mit beiden Händen giebt leicht Veranlassung, daß die junge Mannschaft an den Zügeln eine bedeutende Unterstützung für ihren Sitz findet, insbesondere da, wo das Hochaufzäumen Norm zu sein scheint und eine recht kurze Haltung der Zügel veranlaßt. Die älteren gelasseneren Pferde legen sich — hinter einander im Trupp hergehend — zudem auch noch gern in die Zügel. In dem Bestreben die Beine recht zurück zu bringen, den Oberkörper recht gerade zu halten (leicht zu einem Vorbiegen des Rückgrats über die Hüften übergehend) zieht sich die junge Mannschaft dabei auch noch im Gesäß nach hinten aus dem Sattel, statt sich hinein zu senken dadurch daß sie das Gesäß (die Sitzknochen) unter das

Rückgrat, so weit wie nur irgend möglich in den Sitz des Sattels bringt. Damit kommen auch die Knie um einige Linien tiefer zu liegen; wodurch auch zugleich der ganze Oberschenkel mehr Tiefe zum Schluß am Pferde herab, gewinnt; während der Oberkörper gerade aus dem Sattel, ohne Vorbiegung in dem Rückgrat, in die Höhe steigen muß.

Wird dann ein so unter Zügelhang herangebildeter Reiter später auf ein Pferd mit determinirteren Gängen und leichterem Maul gesetzt, so beunruhigt er dasselbe fast stets in Sitz und Führung. An den Stangenzügeln dieselben Anhaltspunkte für den nicht aus der Pferdebewegung hervor gegangenen Sitz suchend, fällt er dann auch selbst den weniger fein fühlenden Pferden zur Last, wenn die Trabbewegungen, die durch plötzliche Erregung kommenden Changements in den lebhafteren Galoppaden im Gliede, die Uebergänge vom Galopp zum Trab kernig von kernigeren Pferden gegeben werden.

So möchten wir hierin auch fast allein die Ursache suchen, daß Pferde mit hohen (determinirten) Trabbewegungen meistens als sehr unangenehm, ja gesundheitsschadend für den Reiter, in den Schwadronen selbst von höher Stehenden angesehen werden, während sie doch gerade höchst schätzenswerthe Elemente derselben an Kraft und Ausdauer sind, indem sie dem älteren Reiter nicht schaden, wenn er richtigen (natürlichen) tagelang zu erhaltenden Sitz bei der Ausbildung gewonnen hat, dem jüngeren aber diesen beibringen, und im Felde kräftig dauern, wenn bequemer gehende liegen bleiben.

Ueber 3. Die Gegensätze berühren sich. Je weniger der Sitz der Mannschaft aus fortwährender Benutzung der kernigeren Gänge ohne Bügel und nicht viel Zügelhang einfach hervorgegangen ist, um so mehr wird die gewonnene Haltung bei dem praktischen Reiten verloren gehen müssen. Es möchte hingegen aber für ganz unausführbar erscheinen, auf Märschen und bei länger dauernden Manövern in coupirtem Terrain über einige Stunden so Sitz zu behalten, die Pferde so beisammen zu halten, wie beides sehr oft von den Reitbahnen her gerade als Norm angenommen wird. Und so entfernt sich der praktische Gebrauch allerdings davon unvermeidlich um ein bedeutendes, während das, was dafür dann hie und da an die Stelle tritt, allerdings nicht wünschenswerth ist: — ein sich vollkommen gehen lassen, die Beine vorgestreckt, den Rücken nach hinten durchgebogen, die Zügelfaust fern vom Leibe, mehrfach auf den

Sattelknopf gelegt. Diese Fehler sind allerdings das Extrem, während die Abdachungen freilich nicht so grell hervor treten.

Ueber 4. Die mehrwärts hervortretende schroffe Auffassung der theoretischen (Reitbahn=) Lehren, führt auch die Mannschaft bei der Stellungsgabe zu weit.

Aus diesem allen wird nun hervorgehen:

Hinsichtlich des Heranreitens der jungen Pferde.

1. Alle cavalleristische Bahnreiterei muß die vollkommene Erhaltung des möglichst weiten Ausgriffs des Schritts als erste Grundbedingung annehmen. Allein schon deshalb werden die eisernen Kappzäume, wenn auch selbst ohne Zügelanwendung, ganz wegzulassen sein, weil das Pferd in dem unangenehmen Gefühl, ein eisernes, so concentrirtes Gewicht von 1 bis 2 Pfund auf dem Nasenbein zu haben, und in dem sehr begreiflichen Bestreben es wieder entfernen zu wollen, meistens zu schnellenden Bewegungen mit dem Kopfe übergeht, die an und für sich schon kürzere Austritte veranlassen, bei dem Entgegenwirken durch Trensenzügel und Waden aber in untergeordneten Händen meistens noch lebendiger werden, und so, nach mehrwöchentlicher, monatlicher Anwendung leicht zur Gewohnheit werden können. Die Biegungslust wird dabei auch leicht zu solchen Abnormitäten Anlaß geben, wie Biel sie anführt.

Dagegen fanden wir aber die von alten Stangenzügeln ganz in derselben Form und Anlegung angefertigten ledernen Kappzäume zur Abwendung des Maulsperrens und Zungenhangs, seit langen Jahren sehr dienlich, die Brodgaben zu freiwilliger Biegung im Genick auch bei dem Bahnreiten vortrefflich.

2. Die Zäumung ist so zu nehmen, daß das Pferd das vorliegende Terrain stets im Auge behalten kann, d. h. individuell möglichst niedrig.

Die preußische Cavallerie zäumt Maul und Hüfte in gleicher Höhe; während man hier von einigen Bereitern das Maul bis zur Nabel=, ja bis zur Brusthöhe des Mannes erhoben sieht, bei anderen eine ganz niedrige Stellung findet.

3. Zu den Galoppaden ist erst dann überzugehen, wenn die Pferde im Trabe vollkommen beruhigt, durch Kornkraft, Alter, Arbeit erstarkt und so nach und nach auf die Nachhand gebracht, versammelt sind, wie solches auch das diesseitige Cavallerie=Reitreglement anheim giebt. „Der Galopp kömmt dann von selbst," sagt es, und wenn auch

bis zum 6ten Jahre auf dies „von selbst kommen" gewartet wird. Der Galopp aber ist überhaupt nie kürzer zu nehmen, als nöthig ist um das Pferd aus einem weit ausgedehnteren Galopp in einigen Schritten ohne Prellung zu einem kürzeren versammeln, mit Ruhe pariren und wenden zu können.

4. Von den Schulgängen dürfen überhaupt am Ende der Heranbildung nicht mehr gegeben sein, als um später den wenigen Anforderungen daraus beim Gliedgebrauch genügen zu können. Plié und travers nie angewandt als im Schritt und auf sehr kurze Strecken.

5. Nie darf man dahin streben, den Pferden die Sensibilität für die Hülfen zu geben, wie sie die Manege-Reiterei fordert. Wo sie hervortritt, ist sie zu tadeln.

6. Ohne zuvor einige Secunden zu halten, lasse man nie eine Remonte zurücktreten.

Hinsichtlich der Heranbildung der jungen Mannschaft.

Ein von den Zügeln durchaus unabhängiger, mit den Gängen der Pferde ganz übereinstimmender Sitz wird etwa das alleinige Ziel in dem ersten Jahre sein müssen. Die Führung und die Kenntniß der Hülfen durch die Waden werden sich dabei so viel als nöthig thut, von selbst mitlernen.

Dazu wird sich als geeignet herausstellen:

1. Reiten nur auf losem Pferde und auf Decke, Trensenzügel ohne alle Heranzäumung, dabei möglichst viel Zügelfreiheit in eine Hand gelegt, während der ersten 4 bis 6 Wochen. Täglich wenigstens 2 Stunden lang, querüber, wo das Terrain es erlaubt, oder sonst auf Wegen, Schritt und viel Trab. In den Reitbahnen in gleicher Weise.

Julius Cäsar sagt von unsern Vorfahren: „Nach ihren Sitten ist nichts schändlicher und unmännlicher als auf Sätteln zu reiten. Ein noch so schwacher Haufe ist daher verwegen genug, sich an den zahlreichsten Haufen von Sattelreitern zu wagen."

2. Vorzugsweise sind Pferde mit kernigen, weitausgreifenden Gängen und ruhigem Temperament dazu zu wählen.

3. Sättel nach und nach den Einzelnen, wo sich herausstellt daß ein unabhängiger Sitz gewonnen ist, zu geben. Trensenzügel in einer Hand, abwechselnd mit Reiten auf losem Pferde und Decke. Bei letzterer dann zuerst Anwendung beider Trensenzügel, bei vollkommener

Erhaltung der freien Gänge. Die Hände, je nach der Bauart der Pferde, möglichst niedrig gestellt.

4. Die Sattelreiterei lasse man nach und nach sich vermehren, unter Belehrung sich möglichst tief im Sitz, durch Unterbringung der Sitzknochen unter den Rückgrat, zu bringen. Ohne die mindeste Zwängung herunterfallende Beine, zurückgehaltener Kopf, bei freiem offenen Blick weit über das Pferd hinaus (nie auf die Mähnen, Schenkel, Zügel herab). Dies dürften mit wenigen Worten die Grundprincipien sein, die hier sowohl wie bei dem Reiten auf losem Pferde und Decke, völlig genügend erscheinen.

5. Sobald die Mannschaft auf den ihr beigegebenen Pferden so einigermaßen heimisch geworden ist, mehrfältiger Wechsel der Pferde auf einzelne Stunden. Untermischt mit einer Führung mit beiden Händen. Auch bei dem Reiten auf Sattel Beibehaltung des Auf- und Abspringens.

6. Den ersten Unterricht auf Stange gebe man während der ersten 14 Tage bis 3 Wochen ohne Bügel. Er wird zugleich als untrüglicher Probierstein dienen können, wer unabhängigen Sitz gewonnen hat, wer nicht. Im letzteren Fall Vermehrung des Reitens auf den Pferden erkrankter Mannschaft oder sonst vacanten Pferden, ohne Sattel mit Stange.

7. Das Durchreiten ist mit der größte Feind der unabhängigen Sitzgewinnung bei dem fortwährenden Unterricht auf Sattel, stets gewesen. Gerade die Mannschaft die am weitesten davon entfernt ist, reitet sich dann meistens zuerst durch. Der Arzt erlaubt zum höchsten reiten mit Bügel, oder findet zur Heilung eine gänzliche Befreiung vom reiten auf Tage, einzelne Wochen nöthig. In beiden Fällen geht wieder viel von dem eben gewonnenen Sitzvermögen verloren, während die zugleich mit eingestellte Mannschaft darin vorschreitet. Dann zum reiten ohne Bügel zurückgekehrt, kehrt mehrfach derselbe Hergang wieder. Der Mann wird empfindlich für den Schmerz, er bleibt gegen seine Cameraden zurück, fällt in geringere Classen, und kann auch selbst da leicht überholt werden. Die Freude am Reiten ist vorbei. So fällt er in die Categorie der in der ersten Ausbildung Verdorbenen, Zurückgebliebenen. Eine Schlacke die mehrfach dem ganzen Reiterleben, den Officier nicht ausgenommen, bleibt, da sie allein nur durch Energie, — die den Schmerz, mag der Wolf auch noch so gar beißen, über-

windet und, bei den dann unbedingt mehr fallenden Mahnungen, alle Aufregung gegen Unterrichtende und Pferd gänzlich unterdrückt, — durch zwei-, dreimaliges Reiten täglich, in den nächstfolgenden Monaten wieder zu entfernen ist.

Wir gedenken hier nur andeutungsweise der Verdienste, welche sich die Unterbefehlshaber um die gute Reiterei in ihren Abtheilungen dadurch erwerben können, daß sie gleich anfangs auf die innere Beschaffenheit jedes einzelnen Beinkleides, so wie auf den nicht sparsamen Gebrauch des Talgs, sorgsame Aufmerksamkeit richten, — und wollen gleich zu den Mitteln gegen die Folgen des Wundreitens, welche im Reitunterricht selbst zu liegen scheinen, übergehen. Man gebe den sich Wundreitenden nie Bügel, entbinde ihn nie deshalb vom reiten, dagegen aber lasse man wo sich der mindeste Schmerz herausstellt, sofort den Sattel, selbst mitten im Unterricht, abnehmen, und dann auf Decke oder bloßem Pferde den Unterricht fortsetzen, bis die völlige Heilung eintritt.

Das weiter hier über den Reitunterricht etwa noch zu Gebende wird, zusammenfallend mit der wissenschaftlichen Belehrung der Mannschaft über das Pferd selbst, später vorgelegt werden.

VI. Die zu jungen Remonten und der Krieg.

Ein Einwurf, welcher der diesseitigen Remontirungsweise hie und da gemacht wird, ist: „die gekauften Pferde wären zu jung; im Fall eines Krieges müßten sie deshalb zurück bleiben und wären dann mehr eine Last als eine Ausrüstung.“

Wir haben im Jahre 1841 über diese Herausstellung unsere Ansicht schon zu Tage gelegt, und erlauben uns darauf zurückzuweisen.[1]) Seit der Zeit haben wir aber aus Mentzel's vortrefflichem Werke „die preußische Remontirung“ ersehen, daß es sich auch dort (wie hier) durch das praktische Leben immer mehr herausgestellt hat, daß bei dem, dem diesseitigen sehr ähnlichen Betriebe der preußischen Landespferdezucht ganz gleiche Alters-Ankäufe die sachgemäßesten sind. So sehr man dort

1) Ueber die Pferdezüchtung und Remontirung der Cavallerie des Königreichs Hannover. Seite 128—134.

wie hier, selbst durch bedeutend erhöhte Preise, ältere zum Cavallerie-Dienst recht geeignete Pferde herbeizuschaffen suchte, so erlangte man doch nur einzelnes, in der nöthigen größeren Ausdehnung nie Erhebliches.

Diese Wahrnehmungen haben darauf die preußischen Remonte-Depots hervorgerufen, wo etwa 3000 Pferde in diesem Alter über den Friedensetat der Artillerie- und Cavalleriepferde alljährlich aufgestellt und nach ein oder zwei Jahren in die Armee vertheilt werden.

Die preußische Militair-Verwaltung mußte ganz nothgedrungen zu dieser Institution greifen (welche 117,878 Thaler jährlich kostet), da die allgemeine Wehrverfassung der Linien-Cavallerie eine nur dreijährige Dienstzeit der Mannschaft herbeigeführt hat, anderntheils die Cavallerie in Casernen und kleinen Städten quartirt ist, wo die Pferde in größeren Ställen bei einander angebunden stehen.

Ein Jahr ist der Cavallerist Recrut, im zweiten geht er zur Mündigkeit über, im dritten wird er auf den Landwehrdienst (Lanzenexercitium) vorbereitet, und denkt an die Rückkehr in die Heimath. Wo sind dabei Remonte-Wärter für die ersten Stadien zu finden? —

Wir wünschen unserer Cavallerie jene dreijährige Dienstzeit und das Casernenleben nicht.

Sollte eins von beiden, oder gar beides dereinst ihr Loos sein, so würden Remonte-Depots unerläßlich sein.

Der preußischen Remonte-Depots grell hervor tretende Schattenseite dürfte Weidegang im 4ten und 5ten Jahre sein. Mehr Hafer wünschen heißt allemal, jungen Pferden die feste Aussicht auf mehr Größe, Gliederumfang, Kraft geben. So auch hier.

Die Beobachtungen, welche wir selbst seit 1841 noch weiter im reichen Maße haben machen können, bestätigen das dort schon Vorgelegte. Es giebt 5, 6, 7jährige gesunde Pferde, an Zahl in der Landes-Pferdezucht genügend. Die Zugarbeit, die Weiden, die geringe Nahrung, die Mutterpflichten der Stute geben aber geringeres Trittwerk und schlaffe Textur, keine Kornkraft. Im Calenbergischen und Hildesheimischen findet man Kornkraft, keine Züchtung, dagegen durch schwere Zugarbeit angegriffenes Trittwerk. Das $3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ jährige Pferd glänzt meist immer unter allen Pferdeversammlungen heraus. Begreiflich, weil sein Trittwerk noch weniger verdorben, sondern rein geblieben ist.

Die Märsche zum Kriege, der Krieg selbst, also tägliche, fast im-

mer gemüthliche, wenn auch starke Bewegung in freier Luft, wenigstens zuerst bei gutem Futter, werden es noch besser, rascher gedeihen lassen als die Friedenszeit. Diese jungen Pferde können, müssen gedeihen, weil sie noch in den Jahren der Auslegung sind, während das ältere Pferd bleibt was es ist, wenn es nicht gar zurückgeht.

Hiernach dürfte hier nur noch vorzulegen sein, wie bei Aussicht auf kriegerische Ereignisse der jüngste Jahrgang der Remonten zu behandeln sei.

Er kömmt September, Anfang October. Der Marsch zum Kriege folgt in der Regel im nächsten Frühling.

Bis zu Ende November müssen wir ganz die oben (erste Periode) vorgelegte Behandlung anrathen. Dann Anfang December den sechs alt Jahr werdenden, Anfang Januar den fünf Jahr alt werdenden, nach Bedürfniß Anfang Februar oder Anfang März den vier Jahr alt gewordenen Pferden, aber Sättel beigeben. Etwas mehr Heranritt im Trabe, Zusammenstellung in Glied nach den Spazierritten, ein, zwei Wendungen im schleichendsten Schritt. Einschießübungen, auch ab und an Nachmittags, bei freundlichem Wetter.

Die Säbel werden in der Mitte dieser Zeit zuerst angelegt, nachdem die Pferde eine Stunde auf Decke schon geritten waren.

Die Herausnahme der Klinge geschieht spielend, einzeln, nach den Ritten zu $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{3}{4}$, nach Tagen, dann so nach ein, zwei Wochen zu der ganzen übergehend.

Vier Wochen vor dem Abmarsch legt man etwas von der Packerei auf, und steigt damit bis zum Abmarsch. Dann aber die Pistolen und Mantelsäcke auf den Bagagewagen, so lange dieser in der Begleitung ist. Die leichtesten Stangen werden angelegt, die Nasenriemen weit geschnallt, die Kinnketten lang eingehakt, oder zuerst ganz weggelassen, beide Trensenzügel werden so stark beigenommen daß sie fast allein die Führung geben. Hohe Galgen, über die Maullefzen ragende Bäume, vermeide man unbedingt bei den Stangen. Die Anschaffung eines sachgemäßen Gebisses kostet den 2 bis 300ten Theil des Preises des Pferdes. Eine mit scharfer Stange leicht gegebene scharfe — den jungen Pferden ganz überraschend kommende — Wendung oder Parade macht es gar leicht auf lange Zeit oder für immer lahm. Eine scharfe Stange ruinirt leicht die Freßlust.

Die unbedingte Verwerfung jeder scharfen Stange für ein junges

Pferd dürfte hiernach der richtigste Haushalt sein, selbst wenn dadurch auch Rechnungs-Monita herbeigeführt werden sollten.

Hafer, und wieder Hafer, und wieder Hafer, viel gemüthliche Bewegung in freier Luft, geben allein Kraft, Geist und Gedeihen. Wer diese Desiderien von den Pferden fordert, suche selbst sie auf diesem Wege ihnen zuzuführen; die Pferde vermögen ja nichts dazu zu thun. Der entgegengesetzte Weg nimmt ihnen die schon gewonnene Kraft rasch wieder, ohne ihr Verschulden.

Und dennoch, wunderbar genug, bleiben sie mehrfach allein die Schuldigen!

II. Wissenschaftliche Belehrung der Mannschaft über das Pferd.

Voraussendungen.

Der Handwerker, welcher das von ihm zu bearbeitende Material in seiner Verschiedenheit zum Zweck nicht zu unterscheiden, zu behandeln, zu verwenden weiß, wird, selbst bei eigener bedeutender technischer Fertigkeit, dem lebendigsten Eifer der Gesellen in seiner Werkstatt, dennoch bedeutende Fehlgänge hinsichtlich der Dauer, der Haltbarkeit der zu liefernden Gegenstände machen. Weiß z. B. der Tischler die verschiedenen Holzarten nicht genau zu würdigen, sie nicht bis dahin, wo er sie zu verwenden hat, nach ihren verschiedenen Eigenthümlichkeiten zu behandeln, für seinen Zweck heranzuziehen, so werden seine Möbel, kaum in Gebrauch gesetzt, doch gleich schon wieder halb unbrauchbar erscheinen. Sie knicken und knacken, werfen sich bald hier bald da. Und doch ist, nach der allgemeinen Redeweise, Holz — nur Holz, ein lebloses Ding.

Wenn der Infanterist das ihm beigegebene Gewehr in seinen Eigenthümlichkeiten nicht kennen lernt, zu schonen, zu bewahren, zu behandeln versteht, so wird er es trotzdem daß es von Eisen, Stahl, derbem Holz ist, doch höchst wahrscheinlich sehr bald außer Thätigkeit setzen.

In dem wunderbaren Reich der Töne schreiet jedes Instrument mißtönend auf, wo nur ein flüchtiger Fingersatz zum Ganzen unrichtig fällt. Und doch entströmen jene Töne alle nur leblosen Instrumenten, Saiten.

Das Pferd ist hingegen ein lebendes, denkendes Wesen. Einfach in ihren Nahrungsmitteln, beständig in ihren Neigungen, Bestrebungen — die, als dem ganzen Geschlecht angehörend, in wie verschiedenen Gebrauch des Menschen auch das Einzelne genommen wird, bei allen hervortreten — sind die Pferde dennoch in den Aeusserungen so vielfach variirend, daß nur der tiefer eingehende Beobachter auch darin noch das Thema stets wieder zu erkennen weiß. Körperformen, Hautdicke, Temperament (hier Ausfluß des mehr oder minder erregbaren Blutumlaufs, des Geschlechtstriebes, empfangener Eindrücke auf das Denk-, Gedächtniß-, Sehvermögen, Aufzucht) bewirken diese Verschiedenheiten.

Je länger wir nun selbst aber das Pferd beobachtet, um so mehr haben wir es als dankbar, treu und gut gegen des Menschen Hand kennen gelernt, und behaupten fest: Kein Pferd wird bös geboren. Wird es bös, so ist es immer von Menschen bös gemacht, weil es nicht nach seiner ihm von Gott gegebenen Individualität behandelt worden. So sahen wir z. B. manche Jahrgänge Nachkommen der bösesten Beschäler, von denen auch nicht ein Pferd bös geworden ist. Schmerz oder Schrecken, Neckereien oder dunkle vergessene Einsamkeit im Stall, sind die Grundlagen in den jüngsten Jahren dazu. Wollten wir aber alle der Widernatürlichkeiten gedenken, die gegen das Pferd — und das noch oft dazu in dem guten Glauben, man befinde sich damit auf dem rechten Wege — in der Behandlung vorgenommen werden, wir würden Seiten füllen können. Und doch ertragen die meisten Pferde sie fast alle geduldig, wenn nur endlich eine geringe Freundlichkeit darauf zur Beruhigung angewandt wird. Ja auch selbst noch ohne diese, sahen wir sie die fast letzten Kräfte noch verwenden, um alles zu thun was Unverstand, Heftigkeit oder Launen an Künsteleien oder Leistungen von ihnen verlangten; — während wir — wir läugnen es nicht — ab und an wünschten, das Pferd möge mit seinem gewaltigen Gebiß um sich fahren, das peinigende Gebein, den maulreißenden, prügelnden Arm wie Spreu erfassen, indeß der stumme Dulder nur bittende, beängstigte Blicke um sich warf.

Reißt aber endlich einmal einem unter hunderten die Geduld, oder wird, richtiger gesagt, so behandelt ganz sinnverwirrt, ist die Kraft dann dabei vorhanden, die — mehrfach von anderen Pferden noch gezogenen — Fesseln zu braviren; wird ein Pferd zum Schläger, das auf seiner feineren Haut die kitzelnde Reibung der scharfen etwa für

ein Dänenhaar bestimmten Karbätsche, Striegel oder den Strang unerträglich findet; will ein Pferd, das vielfältig gestoßen und geneckt, sich endlich gleich Eingangs dessen erwehren; rennt ein anderes, selbst den Schmerz im Maul bravirend, in der terreur panique — die ja auch schon so manche Menschen in den Fluß, in das Verderben, in die Verachtung blindlings jagte — davon, und wieder davon, wenn gleiche Schreckgestalten, Töne, Berührungen nahen, durch die es dazu noch vielleicht gestraft war, wo beruhigend hätte zugesprochen werden sollen: — wen sollte das Wunder nehmen, der Pferde gründlicher beobachtete, ihren Eigenthümlichkeiten nachforschte?

Dies Pferd nun, in seinen einzelnen Individuen, von jedem, der damit in Berührung kömmt, fast allemal in Bau und zu entdeckenden Eigenschaften sofort beurtheilt, gelobt oder gescholten, ist dem Cavalleristen zuerst rohes Material, dann Instrument. Gleich wie der Instrumentenmacher sein Holz zum Resonanzboden, so soll auch er das Pferd von jenem zu diesem sinnig fortgesetzt heranzubilden, zu ziehen wissen, ohne daß es später in Gebrauch genommen, knickt oder knackt. Deshalb sollte er es denn auch in seinen Wesenheiten zuerst gründlich kennen zu lernen suchen; und, vom Schmidt bis zum General hinauf, zeigt sich denn auch fast jeder Cavallerist als Pferdekenner. Belehrungen über das Exterieur werden gehalten.

Es wird vielfältig vorausgesetzt, daß Männer, welche fast stets mit Pferden verkehren, wie länger gediente Cavalleristen, Unterofficiere, Kutscher, Reitknechte u. s. w., sich aus fortgesetzter Beobachtung auch eine richtige Beurtheilung der Fähigkeiten der Pferde erworben haben müßten. Dem dürfte aber, nach vielfältiger Beobachtung, nicht so sein. Zuerst ist bei ihnen der Gesichtspunkt der Beurtheilung mehrfach schon ein anderer als der der wahren Fähigkeit. Ruhe im Temperament, sanfte Bewegung, Leichtigkeit in Wartung und Futter, kurzum die Bequemlichkeit für das den meisten Menschen so liebe Ich, sind meistens dort die erwünschtesten Eigenschaften, und geben gleich von Anfang den Maßstab der Beurtheilung ab. Anderntheils ist auch der Kreis, in dem jeder sich bewegt, viel zu klein, und selbst wenn dieser auch bei Einzelnen weiter wird, kann das Interesse, der Drang sich durch wissenschaftliche oder aus dem praktischen Leben zu greifende Vergleichstellungen zu belehren, nur bei ganz Einzelnen stets so rege bleiben, um endlich zu begründeteren Anhaltspunkten zu kommen, da bei so wenig Umsatz,

Handelsverkehr, auch nicht die Belehrung, welche bei größern Umschlägen die Rückwirkungen im Geldbeutel geben, dabei zu Hülfe kommen kann.

Pferdekenntniß in höherem Sinn wird, wie schon oben angedeutet, nur dann zu erwerben sein, wenn die Gelegenheit und der nie versiegende Trieb vorhanden ist, bei Tausend von Pferden die wissenschaftlichen Aufstellungen mit den eigenen praktischen Auffassungen zu vergleichen, um so nach und nach zu einem selbständigen Urtheil zu kommen, das, auf den Grund anatomischer Kenntnisse, nur ein scharfes Auge, und bei einzelnen Theilen die Zuhülfenahme des Gefühls geben kann. Um recht gründliche Kenntniß — bei der doch noch immer das Bewußtsein bleiben wird, täglich noch mehr lernen zu können — zu erwerben, bedarf es fast ein halbes Menschenalter, wie wir dieses aus eigener Erfahrung, aus den Beobachtungen welche wir an anderen, so namentlich auch an Pferdeärzten von nicht geringer Bildung machten, versichern zu dürfen glauben. Dahin nun aber, bei den einzelnen Gliederungen der cavalleristischen Stufenfolge, zu streben, würde vergebene Mühe sein, ja Schaden bringen können, da bei den Vorträgen auf die Mängel, welche bei den einzelnen Theilen hervortreten, insbesondere aufmerksam gemacht wird, und dann, bei den wenigen zu Gebote stehenden Pferden des Truppenkörpers, von den Eifrigeren so lebhaft nach Auffindung von Fehlern gestrebt wird, was hie und da dahin führt, daß selbst höher Stehende peremtorisch da Fehler im Organismus finden wo gar keine vorhanden sind, dagegen aber wirklich vorhandene schädliche Wesenheiten (z. B. Trittverderb, Versäumniß der Hufnahrungsgabe) übersehen.

Selbst die von der Lehranstalt kommende, gut begründete, mit der Jugend Feuereifer auftretende Thierarzenei-Wissenschaft kömmt endlich, selbst hinsichtlich der rein thierärztlichen Behandlung, mehrfach zu dem Geständniß, daß auch sie mehr oder weniger ihre Kirchhöfe füllen müsse, ehe sie zur Reife, d. h. zur Demuth in Werthschätzung ihrer Mittel in Vergleich zu denen die in dem Individuum selbst, von Gott gelegt, wohnen, kommen könne.

Was also von beiden Materialien — Kenntniß der Bauart und der Gänge, Behandlung auf Gesundheits-Erhaltung — den unteren Gliederungen, mit Vermeidung des zu viel und zu wenig, zu lehren sei, dies zu

erfassen, dürfte hier die ziemlich schwierig zu lösende Aufgabe sein. Wir zerlegen sie deshalb auch in zwei Theile:

1) Belehrung in Bezug auf Wartung, Erhaltung.

2) Belehrung in Bezug auf Reitunterricht.

1. Wartung, Erhaltung.

Voraussendung: Graf Bismark weist sehr bestimmt darauf hin [1]), wie äußerst wichtig es sei, nur Freiwillige oder nur solche Recruten zu Cavalleristen zu nehmen, die von Jugend auf bei Pferden waren; daß Menschen, die nie mit Pferden umgegangen sind, nie recht vertraut damit werden, nie reiten lernen; und schildert sehr genial die Stellung eines solchen Reitersmannes mit dem durch Unverstand wüthend gemachten Pferde in den Gliederungen. Er sagt endlich: „Ein solcher ungeschickter Reiter bringt oft eine ganze Schwadron in Unordnung, was besonders während des Chocs von den verderblichsten Folgen sein kann, nicht zu gedenken daß ein Mann, welcher nicht einmal sein Pferd beherrschen kann, dem Feinde keinen Schaden zufügen wird."

Die reiche Bildergabe des genialen Schriftstellers führt hier den Leinwandweber, den Strumpffabricanten gleich in die Reihen der Schwadronen, mitten in den Kampf, während wir ihn zuvörderst nun auch einmal als Wärter, als Verpfleger seines Rosses betrachten wollen. Reiten ist ihn durch reiten, und wieder reiten, um wenigstens einen zweiten Gliedmann aus ihm zu machen, noch wohl zu lehren. Sein Pferd lieben aber, es selbst auf Kosten seines Ichs, wo es Noth thut, zu verpflegen, meistens nicht.

Ja wunderbar ist es anzuschauen, wie ein Pferd unter der Hand eines schlichten Reitersmannes, der aber unter Pferden aufgewachsen ist, gedeiht, aufgeht wie ein Licht, während es in die Hand eines andern sehr Beredten gebracht, bei gut begabter Krippe dasteht trauernd, kolleräthulich, hungerhaarig. Keine Ermahnung, keine Aufsicht des Wärters kann das ändern. Ja wir sind allein, unbeachtet, zu verschiedenen Zeiten zu solchem Trauernden herzugetreten, haben ihm andere noch für besser gehaltene Gaben dargeboten; auch sie wurden kaum beachtet. Und dennoch haben wir später dasselbe Pferd, in eines andern Mannes

1) Taktik der Reiterei Seite 120—122.

Hand gebracht, nach einiger Monde Frist wieder zu schöner Condition gedeihen, zum guten Fresser werden sehen, während vorher fast jeder meinte, es fehle der Soldatenmagen, oder es sei dummkollerig, müsse ausrangirt werden, und Pillen und Mixturen vergeblich verwandt waren.

Wenn nun solche betrübenden Wahrnehmungen im Frieden schon zu machen sind, bei dem Städter, dem Handwerker — Heuerlingssöhnen, jungen Männern die vorher nie mit Pferden umgegangen waren oder nur mit jenen Kreuzträgern des wuchernden Betriebs, die bis zum Tode ausgemartert werden, — um wie viel mehr im Felde, auf den Märschen dahin, wo die Wartung, die Verpflegung des Pferdes immer mehr und mehr alleinige Sache des von aller Aufsicht befreiten Reiters wird.

Wir haben denn auch schon aus der Neuzeit ein Beispiel dargeboten, was der Mangel an Pferdeliebe und einer nur durch diese möglichen Aufmerksamkeit bei den geringsten Anzeichen sich entwickelnder Krankheitsstoffe, von der kleinsten Druckstelle bis zur Strahlenfäule, der Hornwandstrennung, für eine unendliche Pferdeconsumtion zu Tage fördert, und müssen der Ansicht sein, daß sie überhaupt bei weitem mehr Pferde im Kriege hinrafft als die Kugeln oder ab und an fehlende Nahrungsmittel. Wenn deshalb der denkende Cavallerist wünscht, daß nur Menschen, welchen diese Liebe, bildlich gesprochen, angeboren ist, seine Kampfgenossen, die Füller seiner Glieder werden, so darf er zu Begründung dieses Wunsches auch auf die Geschichte hinweisen. Der Thessaler, selbst Hannibals Numide, der Sohn der Wüste und der Steppen (Attila's welterobernde „unzählbare" Heerschaaren, wie sie Gibbon nennt), der Ungar in Oestreichs, der Normann, der Elsasser in Frankreichs, der Deutsche der Flächen in Carls des XIIten, Preußens, Hannovers Heeren, die Llaneros der Savannen, — kurzum wohin der Blick nach gut genutzter Reiterei, ihre Grundursachen erforschend, sich wendet, da tritt, in größerer oder kleinerer Maße, die Pferdeliebe einer Völkerschaft, der Bewohner einzelner Provinzen, Länderstriche, als Grundursache trefflicher Reiterei hervor.

Man gab von jeher als Bild hervorragender körperlicher Ausdauer eines Menschen: „Pferdenatur". Und doch sahen wir fast in allen Campagnen die Zahl der Pferde bedeutend über die der Menschen schwinden. Entweder ist also jenes Bild durch Jahrhunderte hindurch

unbezeichnend gegeben, oder wir haben auch hier hinwiederum den erneuerten Beweis, wie auch das Stärkere der Einwirkung des Schwächern unterliegt, wenn dieses an seinem Dasein fortgesetzt, wenn auch nur unscheinbar, nagt. Hölt ja so der Tropfenfall das todte Gestein, das Picken eines Spechts und ein wenig Regenwasser nach und nach die eisenfeste Eiche aus. Wie viel rascher der Mensch — in seinem Wahn, seiner Unbedachtsamkeit, unerfahrenen Bequemlichkeit — das Pferd!

So wird also Pferdeliebe wecken, erhöhen, das wesentlichste Element beim Unterricht in der Pferdebehandlung, in Absicht auf Wartung und auf den Reitunterricht, sein müssen.

Möchte es nun etwa dem entsprechen können, wenn die Recruten hören, wie ihre Oberen die ihnen und anderen beigegebenen Pferde in übergroßem Eifer etwa „alberner Satan" oder „faules Kameel" oder ähnlich charakterisiren? — wenn ihnen bei dem vierten, fünften oder zehnten Standpferde die Warnung zugeht, sich vor dem Schläger oder dem bissigen Hund in Acht zu nehmen? — wenn sie die Bremse in den Schmieden und bei dem Scheeren der Schenkel mehrfach verwandt sehen? — Wir müssen es ganz bestimmt zu bezweifeln wagen, vielmehr der Ansicht sein, daß schon eine gute Dosis Pferdeliebe und damit gepaartes Nachforschungsvermögen „woher denn das eigentlich komme?" von dem jungen Mann, gleichviel Offizier oder Gemeinen, mitgebracht werden müsse, wenn dabei der Glaube an die Gutmüthigkeit der Pferde festgehalten werden, nicht zu der Ansicht übergegangen werden sollte, wenigstens manche Pferde wären doch hier falscher unbändiger Natur, und es bedürfe mehrfach gewaltsamer Einschreitungen, um sie in Gehorsam zu erhalten. Der Ansichten zu geschweigen, welche der fern von Pferden aufgewachsene junge Mann für seine Lebenszeit so gewinnen muß.

Hiernach wird denn auch schon die mehr oder weniger vorhandene Anzahl mißtrauisch gewordener Pferde, der Ton in dem überhaupt über Pferde geurtheilt wird, den Maßstab mit abgeben können, wie viel Pferdeliebe d. h. richtige Behandlung ihrer Natur, in jeder Abtheilung wohne. Mit ihr lernt sich das Einfachere, was Allen von Pferdekenntniß nothwendig ist, fast von selbst. Ohne sie möchten hingegen aber die best gegebenen Lehren nur sehr geringe Früchte bringen.

Weiter unten wollen wir vorzulegen uns erlauben, wie etwa die

Verschiedenheit der Stimmungen rasch aufgefunden und fehlendes nach und nach entfernt werden könnte. Wir beginnen mit den Schenkeln und bei diesen hinwiederum mit dem Fundament der ganzen Maschine, dem Hufe.

Der Huf.

Wir haben schon oben der wunderbaren Kräfte gedacht, welche der Schöpfer gerade vorzugsweise in diesen Theil des Pferdekörpers gelegt hat. Nässe, feuchter Boden zieht den Huf in die Breite, Dürre, trockener Boden in die Enge. Weder an uns Menschen noch an einer anderen Thierart dürfte ein Theil vorhanden sein, der einer solchen Ummodelung in gesundem Zustande zum Fortkommen des Individuums fähig ist; kein einzelnes Glied, das so des fortwährenden Zusammenlebens mit dem Wechsel der Naturkräfte um seinen Zweck erfüllen zu können bedarf, als der Huf. Der Thau der Oase, der Wüste, der nordischen grünenden Flur, ist in der dürresten Gegend, der trockensten Jahreszeit, in jeder Nacht seine Nahrung. In hundertfältigen kleinen Wassertheilen spendet das Kronenhaar die an den Schenkeln gesammelte Nässe, unbeachtet, noch dann zu seiner Erfrischung und Nahrung wieder, wenn schon längst der Sonne sengender Strahl den Thau verschwinden ließ, träufelt und näßt später noch, nachdem das seltene Gewässer schon längst durchschritten oder zum Trank betreten worden, herab.

So ist die allnächtlich wiederkehrende, stets von oben träufelnde Feuchtigkeit die Beleberin, Erhalterin des Hufes von Eisen, Stahl des orientalischen Pferdes in Sonnenglut, in dürrester Zeit. Die Regenzeit giebt hingegen der unteren Fläche mehr Feuchtigkeit, weitet so den Huf etwas wieder, während hingegen die fast stete Nässe der nordischen Niederungen die Bilderin des Platthufes ist.

Je mehr Fläche der Huf gewinnt, und wäre es auch nur die Breite des Nadelknopfes, um so weniger sinkt er mit dem eigenen und des Reiters Gewicht in sandiges, künstlich aufgelockertes, oder durch Nässe erweichtes Erdreich ein.

Dem Huf des Pferdes wird, wenn es in unsere Ställe gebracht ist, allnächtlich der stets neue Belebung gebende Thau entzogen. Nägel durchtreiben dabei seine Wände, gehen sehr nahe an dem sogenannten

Leben (den Lamellen) vorüber, dringen ab und an, beachtet oder nicht, in dasselbe ein.

Aus diesem folgt: a. daß die länger von den Kronen herab träufelnde Feuchtigkeit zu seinem vollen Gedeihen unentbehrlich ist; b. daß die Beschläge, und würden sie auch noch so sachgemäß angelegt, durch die Nägel eine Störung in der Fortbildung des Hufes machen müssen.

Die meisten Lähmungen der Vorderschenkel der Cavallerie- und Luxus-Reitpferde sind Hufleiden. Ja wir sind der Ansicht, daß Sehnenkläppe, Knievorstand, Ueberfesselung mehrfach dadurch entstehen, daß das Pferd, um sich des gelinderen, immer schon dagewesenen [1]) und nur unberücksichtigt gelassenen Schmerzes im Huf zu erwehren, die Berührung des Bodens mit dem schadhaften (ausgewirkten) Strahl, der Sohle oder Balle, den Auftritt mit dem drückenden Nagel vermeiden will und deshalb eine lebhafter vorgeschobene Anspannung der Sehnen, fast bei jedem Niedersatz, um mehr vorn aufzutreten, anwendet, deren Folge endlich ihre Ueberanstrengung oder eine Verstauchung der Gelenke ist.

Der Hinterhuf hat denselben Organismus wie der Vorderhuf, und dennoch sehen wir ihn viel seltener einer Krankheit unterworfen. Wir müssen deshalb die Ursache dieser sehr beachtenswerthen Erscheinung in von außen her kommenden Anlässen suchen; und es dürfte sich zu dem Ende denn auch herausstellen: einmal, wie vermöge der Construction des Hinterschenkels zum Untersatz, zum Senken in den Hanschen, die untere Fläche des Hufes weder bei dem Trabe noch den kurzen Galoppaden so schroff hernieder fallend zur Erde kömmt. Zweitens, daß, damit in Verbindung stehend, die Rücken- und die Lendenwirbel so blitzähnlich bei der Hand sind, den plötzlichen heftigen Druck der Zügelwirkung für die Nachhand zu mildern, so daß auch dadurch eine geringere Nachwirkung auf die unteren Theile der Schenkel kömmt; während der Vorderhuf (namentlich bei Pferden, die nicht perpendiculär im Halse stehen, recht schulterfrei sind, sich nicht in den Lendenwirbeln senken wollen, d. h. können) die Prellung des schroffen Haltens fast allein zu bestehen hat. Ein solches Pariren giebt deshalb für die Vorderschenkel dann mehrfach ein vollkommenes Vorstemmen, mitten

---

1) Bedauerliche, und dennoch mehrfach zu hörende Entschuldigung bei Ritten mit lahmen Pferden!

aus der heftigsten Gangart, z. B. beim Choc. Auch möchte noch insbesondere hervorzuheben sein, daß bei alle diesem das Gewicht des Reiters meistens mehr der Vorhand als der Nachhand bei Pferden von geringerer Brusttiefe zufällt, so sehr man auch hie und da bei ihnen durch zu pressendes Zurücklegen der Gurte dem entgegen zu wirken sucht. Drittens steht, durch Urin, Wasserverwendung und Dünger, der Hinterhuf bei Aufstallungen mehr in Feuchtigkeit als der vordere. Viertens überheben die dem Hinterbeschlag stets beigegebenen Stollen den Strahl und die Sohlen mehrfach des druckgebenden, schmerzhaften Auftrittes auf Steine, Grand, Rauhfrost, Holzsplitter, welchem jene Theile des Vorderhufes, ohne Stollen, unterliegen.

Es tritt auch auffallend hervor, daß weder das Pferd des Frachtfuhrmannes, noch das Zugpferd zu anderen Zwecken, wenn gleich sie in der Regel viel mehr auf Steinen gebraucht werden, doch bei weitem weniger an Hufen leiden als die Cavalleriepferde.

Die meisten Ställe, in welche solche Pferde kommen, sind nicht gepflastert, werden nicht gar oft ausgemistet, sind deshalb weich und halten Feuchtigkeit.

Je schwerer die Last ist die fortzubewegen ist, um so mehr legt sich das Pferd vorn über, und erfaßt so mit der Zehe des Vorderhufes zuerst den Boden, während bei dem Reitpferde die hintere Fläche des Hufes, insbesondere wenn dasselbe recht heran gezäumt wird, mit ihren weicheren Theilen zum Niedersatz zugleich mit der Zehe, und dann recht herabgedrückt, in Anspruch genommen wird.

Da wo hohe Trachtenwände bei dem Zugpferde fehlen und damit die reibenden, verletzenden Berührungen der inneren Theile um so mehr zu erwarten stehen, sucht man, je flacher der Huf dadurch wird, mit um so höheren Stollen diesen Reibungen aus dem Wege zu gehen.

Ferner ist hervorzuheben, daß das zu tragende Gewicht die Hufe mehr in Anspruch nimmt als das zu ziehende.

Endlich sollte es klar zu Tage liegen, daß eine tägliche gemüthliche Bewegung in freier Luft allen Theilen des Pferdekörpers und insbesondere dem Huf mehr zusagen muß, als der Gebrauch von einer Stunde in geschlossener staubiger Reitbahn, der hoch angebundene Stand auf Eichenbohlen, Steinen. Wir haben wenigstens in letzterer Beziehung Fälle erlebt, daß Pferden, die, mit Eisen ohne Nahrungsgabe so aufgestallt, keine nennenswerthe Bewegung hatten, die Hufe (von guter Ter-

tur nach und nach so eingeschrumpft, vertrocknet waren, daß die untere Fläche geringeren Umfang hatte als die Kronenweite, Strahl und Eckstreben ganz vergangen waren, und die Trachten nahe zu einander traten. Anderen ohne Eisen, im feuchten Stall unangebunden aufgestallt, waren die Zehen hingegen so lang gewachsen, daß sie nach oben vollkommen überschlugen, der ganze Huf, von vorn angesehen, eine mollenförmige Bucht nach der Mitte zu bekommen hatte, die Trachten durch die zu weit vorgewachsenen Zehen und zu große Feuchtigkeit ganz vergangen und der Strahl über sie hinaus hervorgetreten war. Alles aus Mangel an Bewegung (Gebrauch des Hufes). Und so finden wir auch selbst hier noch des Kosmos Ausspruch bethätigt: „In dem Gesamtleben der physischen Natur, der organischen wie der siderischen, sind an Bewegung zugleich das Sein, die Erhaltung und das Werden geknüpft."

Erkältungen, Brustaffecte, das sogenannte Verfangen wirken fast jedesmal auch in den Hufzuständen nach. Ein Pferd mit Ringen auf der Hufoberfläche, hat meistens immer ein halbes oder ein Viertel Jahr vorher eine solche Krankheit überstanden. Von Koliken erscheinen sie nicht. — In welcher Weise, und ob mehr oder minder oder gar nicht schädlich, sie vorher schon auf die innere, sich ja stets nach außen fortschiebende Hufbildung einwirkten? dürfte zu rein individuell sein, je nach dem erlangten Stadium der Krankheit, dem Affect des Blutes dabei, je nach dem Organismus (der Wiederabwerfungskraft) des Hufes selbst, als daß hier bestimmte Aufstellungen für das Allgemeine von diesen äußeren Erscheinungen hergeleitet werden könnten. Doch beachtet werden sie bei unseren Pferdekäufen in ihren verschiedenen Nuancen sehr, und sind wir dabei denn auch so nach und nach zu einem Resultat gekommen, wie weit man sie etwa mit in den Kauf nehmen könne. Denn allerdings kann dabei das Schreckbild „Hufgelenklähmung" im Hintergrunde erscheinen; mehr aber noch der Besorgniß Raum gegeben werden, daß die Hornwandungen, die Sohle, die nöthige Kräftigkeit zum soldatischen Gebrauch nicht wieder gewinnen.

„Was ist Hufgelenklähmung?" sind wir oft gefragt worden. So weit wir es vermögen, wollen wir uns deshalb erlauben, diese Frage, die vielleicht auch hier aufgeworfen wird, zu beantworten.

Im Huf, fast in der Höhe der Krone nach vorne zu, stößt das oben im Fußgelenk articulirende Kronenbein mit seiner unteren Fläche

auf das Hufbein (den untersten knochigen Theil des Hufes) und articulirt in zwei Pfannen desselben. Unter dieser Verbindung (Hufgelenk) liegt, dazu gehörend, das kleine Strahlbein (Weberschiffchen) zur Unterstützung quer unter, fast die ganze Breite des inneren Hufes einnehmend. An den Seiten durch mehre kleine Sehnen, Bänder gehalten, ruht es zugleich mit, aber articulirend, auf der von oben kommenden mächtigen Beugesehne. Diese wird hier so breit wie fast der innere Huf, geht unter das Strahlbein weg, und verzweigt sich dann, in viele Aeste auslaufend, mit dem ganzen inneren Huf, um den ganzen Schenkel mittragen, die Prellung des Niedersatzes elastisch aufnehmen zu können. Das Strahlbein hat, zur Articulation mit der Beugesehne, auf der unteren Fläche eine eingefurchte Stelle für dieselbe, und bildet so mit derselben: das Strahlgelenk.

Dies Weberschifflein (Strahlbein) kann nun durch einen Fehltritt (Ueberkipp des Hufes nach rechts oder links) in seiner Seitenverastung leiden, oder durch Zusammendrang der Hornwände in dem nöthigen Spielraum (balancirend in der Breite) beschränkt werden; oder auch durch eine plötzliche Ueberanstrengung zu heftig mit der Mitte auf die Beugesehne stoßen, dadurch defect, porös werden, wodurch sich dann nach und nach eine Vertiefung in ihm bildet, in die von der Beugesehne sich Theile saugen (absorbiren) und darin endlich verwachsen. So auch spendet die Natur reichlichen Gelenkschleim, die fortgesetzte Bewegung (Reibung) der Beugesehne mit dem Strahlbein schlüpfrig zu erhalten. Durch die Nahrungsentnahme (den vertrocknenden Zusammendrang) des Hufes, wenige Bewegung im Zustand der Ruhe (angebunden im Stall) wird dieser öhlichte Schleim verringert, verdorben, wässericht. Beide Theile reiben sich, werden so nach und nach selbst angegriffen, verwachsen.

„Warum man früher diese Lähmung nicht gekannt?" Die Sectionen, Präparate des inneren Hufes sind schwierig. Man suchte die Lähmungsursache nicht dort, sondern meistens in der Buge. Deshalb warnte man zu der Zeit vor einem raschen kurzen Umdrehen im Stall. „Buglahm" sagte man sonst, während man jetzt hufgelenklahm sagen muß.

„Was wird man den jungen Reitersmann über den Huf zu lehren haben?"

a) daß die von dem Kronenhaar herab träufelnde Feuchtigkeit zu

guter Erhaltung, zu Erfrischung des Hufes, in für ihn trockener Zeit nothwendig ist.

Das Warum? wird dem Sohn des Landmanns, des Pferdezüchters leicht begreiflich zu machen sein. Als Knabe schon ritt er, wenn die Sonne sank, die Stute hinaus in die Weide, in den milden Nebelthau, der jene schon umflorte, während die übrige Erde noch dürstete. Höher trug sie da angelangt ihre Nüstern, ihn sicher dahintragend, wo die Heerde, gleich gespenstischen Gestalten, bald hier bald dort aus dem Dunstmeere auftauchte. Wie sie, abgetrenst, so schön frei galoppirend dahin strich, umgaukelt von dem reizenden Treiben des Füllen! — wiehernd, bald verloren im Thau und der Heerde Menge. — Er vergißt das nie; nie, wie er sie Morgens wieder fand, während ihre Spur, dahin ziehend durch Myriaden Thauperlen, Kunde gab daß ihr Huf, sie abstreifend, durstig trank.

Nicht so der Sohn der Stadt, des Gebirges, des Handwerkers. Er wird solchen aus den natürlichen Zuständen hergeleiteten Folgerungen wenige Aufmerksamkeit schenken. Deshalb lasse man mit ihm früh Morgens hinausreiten, daß er selbst sehe, und folgere dann erst mit ihm. Einfach. Ist sein Sinn willig (d. h. sich gern dem neuen Stande fügend), so wird er immer aufmerksamer werden, Glauben fassen, je mehr Sorgfalt er die Erfahreneren, vom Officier bis zum älteren Cameraden herab, täglich auf die Nahrung des Hufes verwenden sieht.

Die Mittel welche man in den Casernen und Reitpferdeställen meistens verwenden sieht, um dem Huf den entbehrten Thau zu ersetzen, sind weit entfernt von einer möglichst getreuen Nachbildung seiner Feuchtigkeitsspendung. Entweder man fegt alle Woche zwei- oder dreimal kurzen Mist (die Excremente der Pferde ohne Strohzusatz) vor den Krippen zusammen, feuchtet ihn mit Wasser an, mit der Absicht die Pferde einige Stunden darin stehen zu lassen. Oder, was jetzt mehr geschieht (weil es weniger Unrath und Umstände macht): reiner Kuhmist wird angekauft, und damit die innere Fläche der Vorderhufe bis zur halben Eisenhöhe, für mehre Stunden ausgefüllt.

Bei dem ersten dieser Mittel haben wir den Zweck, Feuchtigkeit an den Huf wenn auch nur unten zu bringen, mehrfach verfehlen sehen. Entweder waren diese sogenannten Patschstände viel zu klein bei den meisten einzelnen Pferden eingerichtet, oder sie entbehrten auch der ganz

nothwendigen gehörigen Anfrischung durch Wasser alle 2 Stunden. Anderweit traten auch die Pferde zur Seite oder zurück von dem Patsch, weil sie nicht in der Nässe stehen wollten.

Die Erfahrung hat bethätigt, daß der Kuhmist, auf längere Zeit mit dem inneren Huf in Verbindung gebracht, demselben die vertrocknende Härte zum Theil nimmt, daß er, ähnlich der Verwendung von Oel und fettigen Substanzen, ihn schmeidiger macht. Gegen seine Verwendung wird hervorgehoben, daß er den inneren Theilen Reizung, Hitze gebe, und die oberen und äußeren Theile des Hufes dabei leer ausgingen.

Es fragt sich also, was ist anzuwenden?

Wir möchten glauben, daß dem Wege welchen wir die Natur immer wieder und wieder mit dem besten Erfolg gehen sehen, am nächsten bleiben, auch hier zunächst zum Ziel führe. Wo es also stattfinden kann: früh Morgens Hinausritt in den Thau, ab von den Fahrwegen. Wo nicht, Nachbildung desselben. In den Cavallerie-Casernenställen zu Anbeginn jedes Morgen-Stalldienstes über jeden Vorderhuf in der Fessel einen Kranz Hede mit Bindfaden (besser noch breites Band), nachdem diese tüchtig in Wasser getaucht ist, angelegt — und dann während des Stalldienstes alle Viertelstunde mit dem Schwamm nachgefrischt, ohne Rieselungen anzulegen.

Jeder Reiter würde auf jedes Pferd zwei tüchtige Topp Hede und Bindfaden geliefert und beides nach etwa 14 Tagen neu ersetzt erhalten. Die Kosten würden wahrscheinlich nicht mehr betragen als die der Anschaffung des Kuhdüngers, oder als der Verlust durch die Auswässerung des Pferdemistes. Doch stets erneuerte Wachsamkeit, Wichtigkeit, muß der Angelegenheit beigelegt werden. Des Dienstes, des Casernenlebens Tag ein Tag aus stets gleich gestellte Uhr vermag sonst gar leicht — wie ein schleichend Gift — das Interesse für die Sache, bei solchen Allgemeinheiten, nach und nach abzuflachen.

Die sogenannten Patschstände haben folgende Nachtheile: 1) Sie benehmen den Pferden auf zwei Tage der Woche die Streu. 2) Sie verderben die Luft, und das ganz unmittelbar unter den Respirationswerkzeugen. Daher wird ihnen selbst die Kuhmistverwendung vorzuziehen sein. Bei beiden Verwendungen bekommen die oberen und äußern Theile des Hufes wenig ab. Wo sie angewandt werden sollen, dürfte deshalb diesen Theilen mit fettigen Substanzen auch das Ihrige

zu geben sein. Kammfett in einem Büschel Hede ist das Beste dazu. Zu theuer mögen Speckschwarten an die Stelle treten.

Eine andere, mit Wohlthun des Hufes in trockener Zeit Hand in Hand gehende Belehrung gewährt der Hinausritt an Ruhetagen zu einem Bach, einer Lache. Hindurchritt aller bis an die Fessel. Dann Aufforderung, solche Stellen dereinst bei Cantonnirungen, bei den Hin- und Hermärschen zu den Uebungsplätzen aufzusuchen, zu benutzen. —

b) Wie aber in einer für den Huf nassen Zeit dies alles wegfallen müsse.

Nässe (fortwährende, schon bei einer Verwendung von 4 bis 6 Stunden, insbesondere im ätzenden Thauschnee) erweicht den Huf in den unteren Theilen, afficirt in den äußeren die Krone, zu kräftiger Fortbildung zu lebhaft. Oele, fettige Substanzen (ohne Salztheile) oben in das Kronenhaar und die unteren Theile des Hufes gebracht, wirken diesen Angriffen beruhigend entgegen.

Anderweite Betrachtungen über den Huf.

Erste. Aperlei (Nimrod) sagt: „Ein ausgezeichneter Huf kann selbst bei mangelhafter Behandlung nie zum schlechten werden, ein schlechter mit aller Kunst nie zum guten."

Dem müssen wir, um einen festen Boden zum Grunde zu legen, beipflichten. So auch heben wir Aperleis Schlußfolgerung hieraus hervor: „man solle sich deshalb bei einem Soldaten und Jagdpferde den möglichst kräftigsten Huf mitkaufen." Und fügen hinzu: hoch und breit von Trachten, bei breitem Strahl. Denn wir halten z. B. bei einem Offizierpferde zum Felddienstgebrauch, jeden solcher Hufe mindestens 5 Pistolen mehr werth als einen zart gebildeten. Ein Anstoß, Auftritt, Eisenverlust zieht letzterem bei aller Vorsicht eine Lähmung zu, die jeden ernsteren Weitergebrauch hindert, während er hingegen spurlos an dem Ersteren vorübergeht.

Wenn man nun aber aus solcher Herausstellung folgern wollte: „alle Forschung, alle Sorgfalt für eine möglichst tüchtige Erhaltung der Hufe der Cavalleriepferde sei doch vergebens", oder wenn man anführte, wie der praktische Gebrauch der Fracht- und anderer Fuhrleute, so roh weg, ohne weiteres Nachdenken, doch nicht so viele Lähmungen,

Hufschäden zu Tage fördere als der cavalleristische, — Aufstellungen, denen wir auch schon von sehr gediegener Seite her begegnet sind, — so dürfte dem denn doch gar manches entgegenzustellen sein.

Einmal: Wir haben hier meistens mit den Stadien zu thun, welche etwa zwischen den von Nimrod gegebenen Gegensätzen liegen. Weder Engel noch Teufel. Doch werden wir auch allerdings, je höher der Blutimpuls bei den Cavalleriepferden steigt, immer derberes Material gewinnen.

Zweitens: Das Cavalleriepferd ist namentlich bei Casernements für den Huf in so unnatürliche Zustände gebracht, daß wenn man ihm nicht dabei zu Hülfe kommt, Krankheiten, Verartungen auch selbst bei den Hufen, welche als tadellos zu bezeichnen sind, eintreten können, ja müssen; sehr schwierig aber ist es, einen verschrumpften, oder mit Steingallen oder getrennter Hornwandung behafteten Huf wieder herzustellen.

Drittens: Der hier beste, kernige Huf ist gerade der, der gern eng wird, solcher Huf aber muß bei dem Soldatenpferde möglichst in die Breite gezogen werden, um Fläche für das Erdreich zu gewinnen, das er durchschreiten, durchlaufen soll.

Viertens: Mit der Sorglosigkeit der Fuhrleute hat es, näher beobachtet, wie schon oben angedeutet, nicht viel auf sich. Ja vielmehr, gleich wie der Artillerieoffizier hinsichtlich der Bespannung zur Fortbewegung großer Lasten, bei der Frachtfuhrmanns-Bespannung nützliche Folgerungen für sich ziehen kann — so können auch wir hinsichtlich der Beschläge ab und an, Gelegenheit dazu finden.

Zweite Betrachtung. Steingallen haben bei den Pferden etwa eben dieselben Entstehungsursachen wie die Krähenaugen bei den Menschen. Zu enges oder das zu tragende Gewicht auf irgend einen Punkt hindrängendes Schuhwerk: bei den Menschen, meistens durch hohe Hacken, nach vorn, den Zehen zu; bei den Pferden durch zu lange Zehen, nach hinten zu. Versäumniß einer regelmäßigen Verwendung von öhlichten (fettigen) Substanzen, Wasser, insbesondere bei eingezogenen Wänden, Umänderung des Schuhwerkes bei nur eben beginnendem Druck.

Brokelhuf, so wie der spröde Huf, entspringen beide aus einer mangelhaften (krankhaften) generellen Fortbildung von innen nach außen, ohne daß dafür die Entstehungsursache auf einen einzelnen Punkt zurückzuführen ist. Sonst ganz gesunde Pferde behalten ihn ihr Leben

lang, und dennoch müssen wir der Ansicht sein, daß beide von den Säften (Nahrungstheilen) welche den Hufen zufließen, allein herstammen, vielleicht als Ableiter dienen. Und führt uns dabei die Erinnerung hinwiederum zu den untrüglichen Kennzeichen längst überstandener Lungenaffecte, den Ringen am Huf zurück. So zeigt auch die Influenza: Weggang des Strahls, mehr bei den Hinterhufen.

Insofern die Strahlenfäule von innen kömmt (nicht durch äußere schädliche Einwirkung, z. B. längeren Stand auf heißem Mist, Einsatz von kleinen Erdtheilen ohne baldige Entfernung, Zusammendrang durch den Beschlag), kann sie nur dieselbe Ursache haben; sie wird so als ein von der Natur erwählter Ableiter zu betrachten, und deshalb auf ihre Entfernung nicht gar lebhaft Bedacht zu nehmen sein.

Folgerung.

Unsern jungen Mann mit diesen einzelnen Krankheitszuständen des Hufes gleich Eingangs bekannt zu machen, erscheint uns — um die Begriffe durch Einfachheit bei den Belehrungen rein zu erhalten — durchaus nicht gerathen. Sind Pferde mit solchen Uebelständen vorhanden, so werden sie doch älterer Mannschaft anvertrauet, und dem Einzelnen ist dann eine abgesonderte Anweisung über den vorliegenden Fall leicht ertheilt. So wird das praktische Leben unsern jungen Mann vielleicht auch einmal zu einem solchen Pferde, später gereift, führen. Hat er Liebe zu den Pferden, etwas Intelligenz, so hat er dann schon vielleicht bei dem Pferde eines Anderen Gelegenheit gehabt zu beobachten was nöthig ist.

Dagegen führt uns aber die Strahlenfäule schon darauf zurück, daß der eintretende Reiter auch darauf aufmerksam gemacht werde, wie nothwendig es sei, daß er den Huf nach jeder Heimkehr vom Ritt auswasche, reinige. Denn eben so wie unsere eigene Haut sich sofort veranlaßt fühlt zu eitern, wenn eine kleine, fast unsichtbare Distelspitze irgendwo hineingedrungen ist, um sie wieder abzuwerfen, eben so ist es auch mit des Pferdes Natur, wenn auch der kleinste fremde Körper in seines inneren Hufes Bestandtheile sich drängte. Auch der königliche Löwe leckte dankbar des gehaßten Menschen Hand, welche ihm die eiterüberzogene unscheinbare Dornenspitze aus der gewaltigen Tatze zog.

Das Pferd kann nicht sagen, ja nicht einmal wie der Leu leckend zeigen, wo ihn das Steinchen, der Dorn, so zu sagen der Schuh

drückt. Der Mensch muß also um so mehr danach forschen, beobachten, durch das Reinigen der Hufe die Entfernung der gesammelten Erdtheile oder Steinchen aus den inneren Theilen desselben nach jedem Gebrauch zu bewirken suchen. Das geschieht denn auch allenthalben in den Cavallerien. Der Hufräumer bringt tiefmöglichst zwischen Sohle und Eisen, um alles dazwischen sitzende herauszuholen, fährt längs den beiden Seiten des Strahls hin, und unser junger Mann sollte dabei angewiesen werden, daß er die Vertiefung der Strahlenmitte, zwischen den Ballen hinaufsteigend, mit den Fingern reinige.

Wir möchten indessen diese Reinigung des Hufes, welche in der Regel gleich zu Anfang der Heimkehr geschieht, viel lieber zu Ende der Abwartung des Pferdes legen. Ist nämlich der Gebrauch desselben ernster, prallend auf hartem dürren Boden, oder in Gängen gewesen, die die Schenkel insbesondere afficiren, so erhalten die Hufe auch einen vermehrten Zudrang des Blutes; so daß sie auch wärmer, erhitzter als im natürlichen (normalen) Zustande, selbst gegen die härteste Hornwandung anpulsirend, anzufühlen sind. Eben so wenig wie es nun der Gesundheit zusagen kann, wenn der Mensch den von einer Fußreise erhitzten Fuß, selbst wenn er auch barfuß ginge, an dem Ruheort angelangt, sofort in kaltes Wasser steckte, eben so wenig wird das dem stets so regen Hufeleben ganz entsprechend sein können. Nachtheile bringen könnte eine solche Verlegung nie, wohl aber auch anderweit vortheilhaft sein. Eine sofort eintretende Abwartung (Friction) der Schenkel bei allen Pferden wird dann z. B. sogleich bestimmt gefordert werden können, während man jetzt gleich zu Anfang einzelne Reiter nach dem Eimer gehen, suchen, auf denselben bei einem andern Reiter warten sieht, und die Pferde währenddem ohne Wartung dastehen.

Ungesäumt muß aber hier eine der allerwichtigsten Lehren gleich ertheilt werden. Wo auch geritten wird, und das Pferd zeigt die geringste Lähmung, sofort herunter, zu forschen, ob nicht ein Eindringling in den Huf die Ursache sei. Gefunden oder nicht, und das Pferd lahmt noch im mindesten, ziehen, und kömmt man auch Stunden später in das Quartier oder Bivouac.

Wir haben gar betrübende Beispiele erlebt, wie durch die Versäumniß dieser Regel Uebel, Schmerzen für das Pferd entstanden sind, die Monde währten, ja das Pferd zum Absatz führten, während die

Ursache in einem Augenblicke zu entfernen gewesen wäre. Eines der grelleren wollen wir wiedergeben.

Zwei junge Officiere ritten Trab über Haidewege. Das eine Pferd tritt plötzlich lahm mit einem Hinterschenkel, eben mit der Zehe nur den Boden berührend, ganz steif in der Fessel. Man meint, das Fesselgelenk sei verstaucht, und reitet im Schritt heim. Unterweges verliert sich die Lähmung etwas wieder. Zurückgekehrt ist das Fesselgelenk erhitzter anzufassen. Der sofort herbeigerufene sehr intelligente Pferdearzt läßt den Huf auswaschen, findet nichts, und wird auch der Ansicht, die Lähmung sei Ueberfesselung. Bei der Heftigkeit derselben (das Pferd stand ganz auf der Zehe) wurden sofort spanische Fliegen angewandt. Nach 3 Wochen stand das Pferd noch eben so. Es wird hinwiederum eine neue Einreibung angeordnet. Der Wärter soll deshalb den Fuß mit erwärmtem Wasser abwaschen. So geräth er zufällig dabei auch in den Huf, stößt auf eine hervorragende Eiterung am Strahl, und darin tief versteckt, einen Nagel ohne Kopf.

Wie so mancher Mensch blieb lahm sein Lebelang, weil er die Verstauchung, Verdrehung eines seiner Gelenke nicht achten wollte, nur eine kleine Zeit, oder bei einem kleinen Sprung das erlahmte Bein noch anstrengte, — er, der auf einen Stock gestützt, jeden Augenblick sich setzen konnte, kein Gewicht zu tragen hatte. Um so viel mehr das Pferd, wenn es Lähmung zeigend, trotzdem noch von seinem Reiter vorwärts getrieben wird, der mit Sporngaben, Maulrissen, in der Besorgniß daß das liebe Ich mit dem lahmen Thiere ja nicht zusammenbreche, die letzten Kräfte herauspeinigt!

Nicht so Du! Einsam in einsamer Haide, vor Feldherren und vor Fürsten, wie Blitz herunter von der bedrückten Mähre! das ist des wahren Reiters Ehre.

Der Beschlag.

Abgesehen von den durch den Beschlag herbeigeführten Mißständen am Huf, ist das Pferd ohne Beschlag doch viel wohler daran. Es gleitet nicht so auf glattem Boden; der Dreck, der Stein setzt sich nicht so leicht unter; leicht geht es durch den Schmelzschnee dahin, während dieser sich bei dem beschlagenen Huf zu Stelzen, immer und immer zu neuer Plage wieder, zusammenballt. Ohne Gefährde läuft das unbe-

schlagene Pferd über das inmitten einer Reise, eines Abmarsches plötzlich dastehende Glatteis dahin, eine Bahn voll Angst und Schweiß für das beschlagene mit ungeschärften Eisen.

So sagt Graf Bismark: „Ein im Beschlag vernachläßigtes Pferd ist gewöhnlich für den ganzen Feldzug unbrauchbar; bei weitem die größere Anzahl der Pferde, welche die Reiterei zu den Depots sendet, sind Hufkranke, von denen mehr als die Hälfte stürzen."

Pferde ohne Eisen und Schönmachen werden ohne äußere Einwirkung nicht hufkrank. Ja es giebt Beispiele, daß Pferde die unter Eisen fast fortwährend lahm gingen, ohne Eisen wieder in Gebrauch gesetzt die Lähmung verloren, und diese nie wiederkehrte, selbst wenn die Pferde auch in demselben Reitgebrauch blieben.

Das zu tragende Gewicht, die einen härteren Zutritt fordernde Zusammennahme der Reiterpferde, die Kunststraßen erfordern aber dennoch im Allgemeinen — die Hufe mit schmalen oder niedrigen Wänden und Trachten; und der bei letzteren fast immer gleich hoch liegende Strahl fordert hinwiederum speciell den Beschlag, wenn gleich er auch nach solchen Beobachtungen fast als ein nothwendiges Uebel zu betrachten ist.

Wäre dem etwa nicht so, würde dann, nachdem schon so viel über den Beschlag gesprochen, geklagt, gezürnt, systematisirt und geschrieben ist, noch immer die Wiederkehr der verschiedenen Weisen seiner Anlegung vorkommen? — Hier z. B. ohne Nachtheil für die Gänge, dort dasselbe Pferd sofort nach einer anderen, auf einer dornenvollen Bahn! Würde dann ein solcher Kreislauf von Aufstellungen möglich gewesen sein, wie er durch die Erzählung — ob wahr oder nicht, zur Bezeichnung gleichviel — von einer Sammlung eines beobachtenden Hufschmidts veranschaulicht wird, der in einem Zeitraum von vielen Jahren, von jeder neuen Aufstellung in Anfertigung von Eisen, welche er unter seinen verschiedenen Oberen erfahren hatte und ausführen müssen, ein Eisen aufbewahrte, und sich endlich, nach einem bedeutenden Kranz, ganz wieder zu derselben Form zurückgeführt sah, womit er begonnen.

Was ist Theorie? Die Quintessenz der Erfahrungen aus dem praktischen Leben. Je mehr man diese Quintessenz nun zu läutern strebt, um so mehr dürfte man aber dabei in Gefahr gerathen können, dasjenige, was das währenddem unaufhaltsam fortgehende praktische Leben von neuem und wieder von neuem an zu würdigenden Beobachtungen

ergiebt, augenblicklich unbeachtet zu lassen, — wenn es auch später wieder vielleicht von anderen herbeigezogen wird. — Und so dürfte hier auch das Streben nach einem System — d. h. möglichst eine Form für alle Fälle zu haben — mit einer dann auch nicht gern ablassenden Consequenz bei den Beschlägen verfolgt, und wieder bei dem Auftreten neuer Personen und Ansichten neue Formen hervorbringend, dem unter solch verschiedenen Aufstellungen ergrauten Hufschmidt gar manches zu denken gegeben haben. Während er den Huf — fast sein ein und sein alles was er an Beobachtung, an Wissenschaft hienieden hatte, — täglich vor Augen hatte, an allen den Pferden, die unter seinen Augen groß gezogen waren.

Auch wir haben manche Jahre mit einem solchen Schwadronsschmidt zusammen gedient, und glauben ihm vieles zu danken zu haben. Stünkel war sein Name. Sohn eines Schmidts, ansäßig in einer Gegend mit lebhaftem Pferdehandel, wurde er, bei dem fast täglichen Heranzug ganzer Koppeln Handelspferde, zu Rectificirung der Hufe, der Beschläge, der Nachhülfe bei mangelhaften Gängen herangezogen, vor seines Vaters Schmiede groß. Darauf nach England als Cavallerieschmidt hinüber geführt, fand er hier reiches Material zu seiner weiteren Belehrung, zu sofortiger vorsichtiger Erprobung des Beobachteten an den ihm anvertrauten Hufen. So lebte er, fern vom Vaterlande allein dastehend, nur für die Hufe und deren Beschlag jahrelang allein. So sah man ihn, treu diesem Geiste, auf der pyrenäischen Halbinsel, zu sechs auf einem Fleck von Kanonenkugeln niedergeschmetterten Pferden seiner Compagnie zurückreiten, mitten in der Kanonenkugeln Strich hinein, um ihnen die Eisen noch abzunehmen. Nicht des kleinen feilen Gewinstes wegen, wie etwa ein niedriger Sinn gleich wähnen möchte. Nein, oh nein! Rohes Eisen war fast nicht mehr herbeizuschaffen; die Kohlen fehlten um Hufeisen anzufertigen; so war Mangel an Eisen für die ihm anvertrauten Pferde eingetreten. Deshalb holte er, umtanzt von des Feindes Rollschüssen, noch die Eisen von den Dahingerafften.

Ein solcher Ritt möchte mindestens ebenso viel Heldenmuth in sich schließen können, als der des Ritters im Turnier um ein lieblich Augenpaar, oder des jungen Kriegers, der den Schwadronen voranglänzend mit den Kampfgenossen in Ruhm- und Ordenssucht begeistert wetteifert. Und so wollen wir nun auch um so lieber vernehmen, was unser alter,

nachher vor dem Ambos und den Hufen im Rücken ganz krumm gewordene, und so längst schon in das Grab versenkte Schmidt über die Hufe, die Beschläge sagte.

Zuerst war er der Ansicht, daß der bessere Zustand der Hinterhufe ganz allein von der ihnen mehr zufließenden Nässe (Nahrung) stamme. Wir haben trotzdem gewagt, oben noch einige Gründe hervorzuheben, während Rohlwes z. B. meint, der Hinterhuf habe eine andere Construction. Dem ist aber nicht so, wie dies die Zergliederung der Hufe lehrt. Ein an Wissenschaft und beobachtenden Erfahrungen reich ausgestatteter Pferdearzt ist auch jetzt noch der Ansicht Stünkels. Wir folgern für unser Thema: wie wichtig es deshalb sei, auch den Vorderhufen fortwährend Nahrung zu geben.

Zweitens. Die Schmiede in den Schwadronen trügen nicht allein die Schuld, wenn die Pferde durch die Beschläge litten. Sie könnten mit Feuer und Eisen wahrlich nicht wieder gut machen was an der Nahrung versäumt werde. Es sei ihnen doch wohl unmöglich, damit einen Huf umzuwandeln, der ihnen verdorrt, eingeschrumpft zugeführt werde. Selbst der best genährte Huf müsse, je nach Bedürfniß, zu dem Beschlage vorbereitet werden. Die Aufstellungen auf kurzem Mist genügten dazu meist bei weitem nicht. Es werde zweckgemäßer sein, in den Casernements ein für allemal 3—4 bestimmte Patschstände auf 120 Pferde, von durchnäßtem Kuhmist oder Lehm, anzulegen.

Wir folgern: Jedem Schmidt, wie er sein sollte, sollte das Recht beigelegt werden, den unvorbereiteten Huf vom Beschlage zurückzuweisen und davon Anzeige zu machen.

Drittens. Je mehr nach vorn, um so mehr ende das sogenannte Leben, d. h. gehe der Huf in breitere Hornwand über; je mehr nach hinten, um so mehr pulsire, wirke dort das sogenannte Leben, bilde sich, näher demselben unmittelbar anliegend, die Hornwandung heraus. Deshalb seien die Nagellöcher so viel wie individuell thunlich, möglichst nach vorne anzulegen.

Viertens. Die Hornwand sei dazu da, mit ihrer vollen Fläche zu tragen. Das Eisen müsse deshalb auch, so breit wie die unterste Hornwand bei den zu beschlagenden Pferden sei, in gerader Richtung darunter liegen, und erst da, wo diese naturbestimmte Tragfläche nach innen ende, abzufallen anfangen. Deshalb zeigten die Eisen, welche fast gleich von außen nach innen abdachten, oder eine geringe Unebenheit

in der Tragfläche hätten, durch die Hornwand glatt geriebene Stellen. Beweis, daß der Beschlag der Construction des Hufes nicht gefolgt sei, und die Hornwand durch die Reibung mehr gelitten haben müsse.

Fünftens. Beobachteten wir die Einwirkung jedes Zutrittes auf den Huf bei einem stets unbeschlagen gebliebenen Pferde, so fänden wir, daß der Strahl sich dabei bis fast auf den Boden hernieder senke, und die Trachtenwände nach außen gedrückt würden. Durch die Dazwischenkunft des Eisens könne aber dieser stets wiederholte Druck nach außen nicht so statthaben. Weitung des Hufes, um damit für den Strahl den gehörigen Raum zur Lebensthätigkeit zu erhalten, scheine ihm die Absicht der Natur dabei zu sein. So ließe sich auch für das Dasein der Eckstreben, zufolge ihrer Construction, kein anderer Endzweck entdecken. Sie, vollkommen gleich Zweigen der Trachten, von den Enden derselben auslaufend, sich so seit- und rückwärts dem Strahl zuwendend, und sich zwischen ihn und Tracht in vollständiger Hornwandsubstanz legend, könnten nur geschaffen sein, um Tracht und Strahl von einander zu halten und zugleich dem Innern des Hufes Schutz zu geben. Nun liege das Eisen zwischen Hornwand und Erde, verhindere so die elastische Ausweitung der Trachten bei den Zutritten, selbst in etwas den Hernieder- d. h. den Dazwischendruck des Strahls. Deshalb müsse der Beschlag auf Weitung des Hufes Bedacht nehmen, indem den Trachten je zwischen zwei Beschlägen zu Weitung nach außen, Raum gelassen werde. Der Strahl aber — im normalen Zustande mit dazu bestimmt, in weichem Erdreich den Boden zu berühren und somit Tragfläche zu geben — müsse von den sogenannten abgestorbenen Theilen nicht befreiet werden, denn diese wären ja gerade in ihrer Abgestorbenheit (Unempfindlichkeit) mit dazu bestimmt, Schutz für die lebenden, darunter wachsen sollenden, jung empfindlichen Theile zu geben. Aehnlich verhalte es sich mit den Eckstreben. Sie wegzunehmen, sie als abgestorben, hart, nutzlos auszuwirken, sei aber so der Natur entgegen. Wo aber etwa der Strahl so erhaben liege, daß er auch auf hartem Erdreich (z. B. in Haiden die harten Stengel, auf dem Kiessand die kleinen Steinchen) fast jedesmal mit berühre, was sich in trockener Zeit gar bald durch einen ängstlichen oder vorstoßenden Gang verrathe, müsse man ihn durch die Anlage von Stollen oder Auftragen der Trachten bei den Eisen und Kürzung der Zehe, davor zu bewahren

suchen. Dieses halte er in einem solchen Fall meistens für anwendbarer als runde Eisen, schon der Schwere wegen.

Sechstens. Wer sich aber auch auf dem richtigen Wege befinde, und übertreibe in den einzelnen Beschlägen — wolle gleichsam mit dem einen Schritt schon zu dem Sachgemäßesten kommen — der schade meistens mehr als er nütze. Der Mensch müsse hier nur der Natur folgen, die auch nicht in Riesenschritten, sondern nur in unmerklichen, zur Besserung führe.

Siebentens. Ein junges Pferd dürfe nie eher beschlagen werden, als bis es ganz vertraut sich die Schenkel aufnehmen lasse. Jede Anlegung der Bremse, oder die Anwendung sonstiger Gewaltmittel müsse in den Schmieden nie Statt haben. Angst, Erregung schadeten den Pferden sehr, außerdem daß einem mißtrauisch gemachten Pferde im Felde, wo es dränge, am Ende gar kein Eisen anzulegen sei. Nur die Menschen wären Schuld, wenn die Pferde sich nicht willig beschlagen ließen.

Wir bemerken, daß die meisten der oben gegebenen Andeutungen über Vorbereitung junger Pferde auf den Beschlag, von ihm stammen. Nie versäumte er, ähnliche Hinweisungen den Remontewärtern zu geben, so daß sich in seiner Schwadron (während der 17 Jahre daß wir bei derselben standen) nicht ein Pferd fand, das sich nicht aus freier Hand, hinten wie vorne, willig hätte beschlagen lassen.

Achtens. Die Hufe mittelst Brand und Schnitt nach den Eisen modeln, statt die Eisen nach den Hufen, sei allemal ein Beweis, entweder, daß der Schmidt den Zweck seines Thuns nicht aufgefaßt habe, oder das Geschäft in Bequemlichkeit oder Uebereilung von der Hand schlage, oder dem Wunsche Anderer Raum gebe, niedlich geformte Hufe, einen wie der andere — in der Schwadron! — zu bilden. Da werde dann auch noch geraspelt und geraspelt, bis der Huf, bis zu dem kleineren Eisen abdachend, in der untersten Fläche keinen größeren Umfang fast behalte als in der Mitte, während der Huf doch unten, nach des Schöpfers Bestimmung, bedeutend weiter sein solle. Kleine Eisen wären etwa das für die Pferde, was zu enges Schuhwerk für die Menschen sei, doch mit dem großen Unterschiede, daß Eisen sich nicht durch den Gebrauch weiteten wie Leder, sich nicht auf den Block schlagen ließen, nicht auszuziehen wären, sondern angenagelt blieben.

Während das Wachsthum den Huf nach außen dehne, preßten sie nach innen.

Neuntens. Die Schwadronsschmiede könnten im Felde nicht allenthalben, wohin die Pferde gingen, sein. Dahin marschiere die Feldwache, dorthin die Patrouille auf Meilen, Tage, Wochen. So würden die Pferde in derartigen Zersplitterungen von ihnen entfernt. Losgetrocknete, losgegangene Niete weiteten die Nagellöcher aus, ließen die Eisen lose werden. Sie müßten wenigstens gleich nachgetrieben werden, wenn das nicht geschehen solle. Der Ausfall eines Nagels mache das Eisen schon beweglicher. Ein loses oder durch Gewalt abgerissenes Vordereisen ruinire, selbst bei nur kurze Zeit fortgesetztem Gebrauch, den Huf außerordentlich. Deshalb müsse er der Ansicht sein, daß man im Frieden lebhaft dahin wirken sollte, in den Schwadronen eine Anzahl intelligenter Reiter, Corporale, zu den Beschlägen mit heranzuziehen, damit sie wenigstens Nägel nachzutreiben (nachzunieten), ein abgerissenes oder Vorraths-Eisen anzulegen lernten.

Wir aber möchten hiernach, und auch im Zurückblick auf Graf Bismarks Eingangs gegebene Aufstellung, zu glauben wagen: daß es nie schaden könne, wenn es ein für allemal zum Grundsatz erhoben würde, den Unterricht der Unteroffizier-Ausbildung darauf ganz insbesondere mit auszudehnen; selbst auf Kosten einer Schreibstunde. Auch der junge Offizier dürfte nicht übel thun, solche praktische Handhabung zu erlernen.

So, in etwas ausgerüstet, zu der Frage zurück: „was hat man den jungen Reiter über die Beschläge zu lehren?“

a) Spätestens eine halbe Stunde vor jedem Austritt die Eisen nachzusehen, ob sie fest liegen und die Niete, auch einzelne, nicht abstehen. Nach dem Einrücken ein Gleiches. Wo etwas daran mangle, je nach den Umständen, bei der Versammlung oder im Stall, baldmöglichst den Schmidt herbei zu schaffen.

b) Junge Pferde insbesondere, aber auch ältere, könnten auf weiteren Märschen, durch Mangel an Futter, in den Gängen schlaffer werden, und so in einzelnen Tritten mit einem Huf gegen die Fessel des anderen Schenkels schlagen (streichen); oder auch mit der Spitze des Hinterhufes gegen die Ballen oder die Eisen des Vorderhufes treten. Beides ließe sich vielleicht dadurch heben, daß man etwas weniges vom Huf wegnehme, wenn nicht im ersteren Falle ein hervorragender

Niet daran Schuld sei. Danach habe er, seine Oberen, der Schmidt, wenn so etwas bei seinem Pferde eintrete, sofort zu forschen. Eine wund gewordene Stelle sei, nachdem sie vorsichtig, ohne Reibung, mit einem Schwamme gereinigt worden, mit Talg oder ungesalzener Butter zu verwischen.

c) Wenn ein Pferd ein Vordereisen verliere, müsse der Reiter sofort absitzen und dasselbe ziehen.

d) In trockener Zeit müßten ein, zwei Tage vor jedem Beschlage die Vorderhufe außergewöhnlich erweicht werden.

Des Herrn Miles, Esquire, Schrift: „des Pferdes Fuß." — Schlußbetrachtung über den Huf.

Nachdem das Vorstehende geschrieben war, erhielten wir das Manuscript einer trefflichen Uebersetzung dieses Werkes, das in mehreren Auflagen in England große Anerkennung gefunden, von dem im October 1847 verstorbenen Major Hay des Garde-Husaren-Regiments, nebst von ihm herbeigezogenen Anmerkungen des Regiments-Pferde-Arztes Baumgarte. Durch diese Uebersetzung wurde uns jenes Werk rascher zugänglich, als es uns sonst, mit unserer bei weitem geringeren Kenntniß der englischen Sprache, bei den vielen darin gegebenen technischen und anatomischen Bezeichnungen, möglich gewesen sein würde.

Das Werk verdient die Aufmerksamkeit der hippologischen wie cavalleristischen Welt auch hier in bedeutendem Grade, und deshalb würde der Druck jener Uebersetzung sehr am rechten Orte sein [1]). Wir wenigstens gestehen, in dankbar wehmüthiger Erinnerung an den dahin geschiedenen Freund, durch das Studium desselben einen bedeutenden Schritt vorwärts in der Hufebehandlungs-Kenntniß gewonnen zu haben, und hätten wir das Vorstehende nicht schon beendet gehabt, so würden wir, an passend erscheinenden Stellen, schon Manches daraus mit vorgelegt haben. So schien uns dies nun aber den Einklang der nun einmal ohne diese Kenntniß gegebenen individuellen Ansichten leicht stören zu können. Wir wollen jedoch das, was uns für unsere Zwecke als das Belehrendste erschienen, im Zusammenhang herausheben, wobei sich

1) Wir wollen ihn gern veranlassen, sobald eine genügende Anzahl Aufforderungen dazu eingeht.

dann zugleich ergeben wird, was wir von unseren eigenen Aufstellungen als rectificirt betrachtet wissen wollen.

Zur Sache.

Zuerst wird eine Darstellung von des Pferdes Huf im natürlichen Zustande, durch bildliche Darstellungen erläutert, gegeben.

Es heißt: „Der Huf besteht aus Hornwand, Hornsohle, Strahl. Die Hornwand wird durch die zahlreichen Aederchen der weichen vorspringenden Wulst (der sogenannten Krone) ernährt.

„Die Hornwand wird eingetheilt in Zehe, Wände, Eckstreben, Trachten. Ihr Gewebe ist unempfindlich, aber in ihrem ganzen Umfange elastisch; und dem Gewichte des Pferdes nachgebend, gestattet sie der Sohle, sich zu senken, wodurch dem inneren Theil des Hufes viel unangenehmer Druck erspart wird. Wird nun ein großer Theil des Umfangs des Hufes durch Eisen und Nägel gefesselt, so ist es klar, daß dieser Theil wenigstens sich nicht so ausdehnen kann wie früher. Da die nothwendige Elasticität, dieses Zwanges wegen, nun nicht mehr wirken kann, so wird die Structur verändert, und die fortgesetzte Wirkung derselben Ursachen wird endlich die Elasticität nur auf solche Theile beschränken, an welchen keine Nägel eingetrieben sind, und dadurch eine Reihe von Folgen entstehen, die die Gesundheit des Hufes zerstören müssen.

„Die Zehe des Vorderhufes ist der dickste und stärkste Theil des Hufes, daher weniger elastisch als jeder andere Theil, und kann der Wirkung des Eisens und der Nägel am besten widerstehen. Die Dicke des Horns nimmt allmählich gegen die Seiten- und Trachtenwand ab, hauptsächlich an der inneren Seite des Hufes," u. s. w.

Wir übergehen Hinterhuf, Eckstreben, Hornsohle (trefflich), und heben vom Strahl heraus: „Wenn wir sorgfältig die Form und Größe des Strahls bei einem 4 oder 5jährigen Pferde beim ersten Beschlage beobachten und dann die Veränderungen bemerken, die er nach wiederholtem Beschlage erlitten, so werden wir uns bald von einer sichtbaren Abnahme des natürlichen Zustandes überzeugen. Zuerst erscheint er groß und voll, mit bedeutender Elasticität, die Spalte oval, offen und sich ausdehnend, mit einer fortlaufenden, deutlich bestimmten und etwas erhabenen Abgrenzung. Die fleischigen Ballen sind ganz entwickelt, weich und abgerundet, und die ganze Masse nimmt

etwa $\frac{1}{6}$ des Umfangs des Hufes ein. Allmählich erscheint das Volle, Elastische vermindert, die fleischigen Ballen schrumpfen zusammen und verlieren ihre Weichheit. Die Spalte wird enger, die ovale Form verschwindet, die hintere Abgrenzung giebt nach und schrumpft zu einer schmalen Ritze zusammen, zurückgebogen zwischen den halb verschwundenen, vielleicht ganz zerstörten Ballen, und zeigt nur die traurigen Ueberbleibsel eines Strahls, wie er noch bei den meisten Pferden nach mehrjährigem Beschlag zu finden ist."

Von der Darstellung der Hufknochen heben wir das Strahlbein heraus.

„Das Strahlbein ist in Betreff des Beschlages bei weitem der wichtigste, denn die Nutzbarkeit des Pferdes beruht hauptsächlich auf der gesunden Beschaffenheit dieses Knochens und des zwischen ihm und der Sehne liegenden Gelenks, das unter ihm zum Hufbein geht und das Strahlgelenk genannt wird.

„Die obere und untere Fläche und ein Theil der Seiten dieses kleinen Knochens — der bei einem 16 Faust hohen Pferde $2\frac{1}{4}$ Zoll im längsten Durchmesser, $\frac{3}{4}$ Zoll am breitesten Theil seines kürzeren Durchmessers mißt, und in der Mitte, dem dicksten Theil, nur $\frac{1}{2}$ Zoll dick ist — sind mit einer dünnen Decke von Knorpeln belegt und mit einem feinen absondernden Häutchen bedeckt, das bei der geringsten Verletzung sehr leicht entzündet wird. Es ist durch seine Lage beständiger Gefahr ausgesetzt, da es sich genau über dem Huf, hinter dem Hufbein und unmittelbar hinter dem Kronenbein befindet, wodurch es gezwungen wird, fast das ganze Gewicht des Pferdes zu tragen, so oft der entgegengesetzte Fuß vom Boden erhoben wird."

Die Fleischsohle des Hufbeins sei etwa $\frac{1}{8}$ Zoll dick, und bestehe fast ganz aus Blutgefäßen und Nerven (Lamellen). Sie sei eine der gefäßreichsten und empfindlichsten Theile des ganzen Körpers

Wörtlich. „Das Strahlgelenk, dessen geringste Beschädigung die verderblichsten Folgen nach sich zieht, ist nur eine Art falschen Gelenkes oder Beutels, zwischen der unteren Fläche des Strahlbeins und der Oberfläche der Sehne des Muskels; der durch seine Wirkung auf das Hufbein den Fuß zu biegen bestimmt ist. Es liegt unter und etwas hinter dem Hufbein, und ist durchweg mit einer zarten, absondernden Haut bedeckt, zu Versorgung der zum Glitschen der Sehne über den Knochen erforderlichen Flüssigkeit, nach Art eines Flaschen-

zuges. Jede Verminderung in der Menge der Flüssigkeit, sei es durch Entzündung der Haut oder aus anderen Ursachen, muß eine gegenseitige Reibung an diesen Theilen verursachen, und den Grund zu der traurigen Reihe von Wirkungen auf einen Theil legen, der so beständig und so stark gebraucht wird wie das Strahlbein. Nämlich erstens Entzündung der Haut, dann Schwären und Vergehen des Knorpels, und endlich Krankheit des Knochens selbst, wo ein Fleck nicht größer als ein Nadelknopf Lähmung hervorbringt, die keine menschliche Macht zu heben vermag."

„Die natürliche Form des Hufes." Wir heben wörtlich heraus: „Es giebt sehr wenige Dinge in der Natur, die so wenige Verschiedenheit zeigen wie die Form der Hornwand der Pferdehufe. Denn der Huf mag steil oder flach, groß oder klein, breit oder schmal sein, die Form der Grundfläche bleibt sich gleich, so lange man sie nur ganz der Natur überläßt. Die äußere Wand bis zum Ballen ist bedeutend und jählings nach außen gebogen, während die innere Wand sich zwanghufartig an die Sohle legt und daher eingezogen erscheint. Der Vortheil dieser Form ist augenfällig, daß man nicht begreift, wie man je dahin ein pfuschen mag. Die erbreiterte äußere Wand vergrößert die Basis und vermehrt die Festigkeit des Hufes, während die eingezogene innere Wand die Gefahr, den Fuß gegen das andere Bein zu stoßen, vermindert." u. s. w.

Der Herr Baumgarte führt dagegen sehr treffend an, wie bei den vielen Kreuzungen der Continentalzuchten, den so bedeutend verschiedenen Einwirkungen unserer Bodenverhältnisse, der steten Aussonderung der kernigeren Hufe für Militair und andere Zwecke aus den Zuchten (wobei die weichen, geringen, krankhaften zur Zucht — Vererbung — meistens zurückbleiben) diesseits auf eine sogenannte Normalform für alle Hufe, eng oder flach, wohl nicht hingewiesen werden könne. Während wir doch Herrn Miles so weit wenigstens beizupflichten uns erlauben müssen, als allerdings fast bei jedem Hufe, der uns unbeschlagen, gleichviel kernig oder zum flacheren verschwommen, vorgekommen ist, uns niemals die innere Wand in einer mehr nach außen gehenden Abdachung als die äußere erschienen ist, sehr oft aber, und das gerade bei Hufen recht kerniger Textur, mehr senkrecht, wenn nicht gar eingezogen, während dabei die äußere die Richtung nach unterer Weitung, und zwar gleich von der Krone und dem Ballen ab, nahm.

Weshalb man denn auch die schadhaft eingezogenen Wände immer innen, nie außen findet. Wir haben ferner einzelne aus England gekommene Hufe von eben so schlechter Textur als hiesige nur sein können, gesehen; obgleich sie hie und da expreß herüber geholt waren um sie zu Vervollkommnung der Continental-Züchtung mit zu verwenden!

Doch sagt auch Herr Baumgarte später (Vorbereitung zum Beschlag): „es wäre sehr wahr, wenn man sage, es sei naturgemäß, wenn die innere Wand eingezogen, während die äußere ab- und ausgebogen sei; doch sei dabei zu bedenken, daß die Natur solche Formation immer nur bis auf einen gewissen Punkt ausgedehnt wissen wolle;" und weist dabei kurz auf die vermehrte Anspruchnahme der inneren Wände bei mehreren Arten sogenannter verbaueter Vorderschenkel hin, worauf auch wir schließlich zurückzukommen uns erlauben werden.

„Beschlag. Vorbereitungen zu demselben.

„Beim Abnehmen des alten Eisens müssen alle Niete mit großer Vorsicht vorher gehoben und jedes gewaltsame Abreißen vermieden werden. Das Ziehen der Nägel mit ihren heruntergebogenen Enden durch die Wand verursacht dem Pferde nicht nur Schmerz, indem sie auf die inneren empfindlichen Theile des Hufes wirken — wie sich dies ja durch des Pferdes Zucken und seine Anstrengungen, sich den Griffen des Schmidts zu entziehen, kundgiebt —, sondern es trennt auch die Fasern des Horns mehr als nöthig ist und thut dem nachherigen Befestigen der Nägel Eintrag. Widersteht so noch das Eisen einem geringen Streben es abzunehmen, so müssen der oder die Paar Nägel, die am festesten haften, allein für sich vorher ausgenommen werden. Durch diese kleine Mühe wird später viele Unbequemlichkeit erspart, die Vergrößerung der Nagellöcher verhindert und das Horn bleibt fester und gesunder zum Nageln."

Eine Lehre, die so ganz aus der Natur der Sache hergenommen und so leicht zu befolgen ist, daß es uns wahrlich Wunder nimmt, sie so selten mit solcher Sorgsamkeit ausgeführt zu sehen. Der Gegensatz, mehr oder minder grell, ist dagegen mehrfach wahrzunehmen. Wir schließen: man muß ihren Werth nicht so erkannt

haben, um Anweisung und strenge Aufsicht darauf genügend hinzurichten.

„Das Auswirken des Hufes“ mit seinen Unterabtheilungen, „Gründe für ein verschiedenes Auswirken a) nach der Jahreszeit, b) nach der Verschiedenheit der Hufe“, „Allgemeine Regeln“, „Gründe warum das Messer nie den Strahl berühren sollte“, werden sowohl von dem Verfasser wie von dem Anmerkungsgeber, wenn auch in einigen divergirenden Aufstellungen, sehr gediegen behandelt.

Der Verfasser will den Strahl gar nicht mit dem Messer behandelt, überhaupt gar nicht ausgewirkt wissen, tadelt dabei insbesondere auch das Ausschneiden der Hohlkehle zwischen Strahl und Eckstrebe sehr (wie uns bedünkt, alles mit sehr triftigen Gründen belegt); während derselbe dagegen bei engeren, compacteren Hufen insbesondere, und dann bei feuchter, kühler Jahreszeit, das Messer sehr derbe bei der Sohle, ja bis auf das Leben angewandt wissen will. „Oh! welch ein Naturraub!“ sagt dazu gleich der Bemerksteller, bei nachheriger gründlicherer Entgegenstellung.

Diesseitige Erörterung: Daß der Strahl bei den meisten beschlagenen Pferden von seiner natürlichen Größe ($\frac{1}{6}$ des Ganzen) nach und nach zu $\frac{1}{10}$, $\frac{1}{12}$ des ganzen Hufes (der Hälfte der von der Natur bestimmten Größe) zusammenschrumpfe, giebt der Verfasser meistens der Verarbeitung desselben und damit indirect den Beschlägen Schuld, während der Anmerksteller auch auf die Dürre des Hufes (die verabsäumte Nahrungsertheilung) wie uns bedünkt mit Recht hinweist.

Nicht allein das Vorstehende, sondern auch gar manche andere eigene Beobachtungen der Nachtheile, welche durch das Auswirken (Oeffnen der Spalte des Strahls, Ausschneiden der Hohlkehle zwischen Strahl und Eckstrebe), die unbedachte Lust mancher Schmiede den innern Huf schön zu machen, den geringen Trieb ihre Kräfte zu der nöthigen Wegnahme von der Zehe und der Sohle zu verwenden, hervorgebracht werden, führen uns jetzt endlich zu der festen Ueberzeugung: daß es sehr ersprießlich wäre, wenn an alle Cavallerieschmiede der Befehl erginge, nie von diesen Theilen bei allen gewöhnlichen Beschlägen und Hufebearbeitungen etwas wegzunehmen, und wo sie es für nöthig hielten, Autorisation dazu einzuholen.

Haben wir aber den Verfasser recht verstanden, so dürfte ein bedeutender Theil von dem großen Bedenken, welches auch gewiß gar

mancher mit dem Anmerkungsgeber gegen die Aufstellung desselben: „tüchtige Auswirkung der Sohle, ja wo es nöthig ist, selbst noch etwas von dem Lebenden", theilt, verschwinden.

Der Verfasser weist nämlich gleich Eingangs darauf hin: „daß überhaupt nie da ausgewirkt werden solle, wo der innere Theil des Hufes weich ist, sondern nur da, wo er so hart wie Kieselstein sei, so daß es bedeutender Anstrengung bedürfe, diese harten Theile wegzunehmen"; zweitens, auch dieses nur in mäßig nasser Zeit, nie in trockener, heißer; drittens, wiederum nie bei Pferden mit flachen Füßen und niedrigen Trachten — wo das Horn nur langsam wachse, und die daher immer sehr schwache Zehe nur wenige Verkürzung zulasse. Und sagt dann weiter: „Solche an und für sich schon niedrige Trachten sollten kaum mit der Raspel berührt werden, und bietet die Sohle so wenig abgestorbenes „Horn", daß das Messer nur mit großer Vorsicht gebraucht werden darf."

Dagegen hebt er aber freilich viertens hervor: „Vollkommene oder selbst nur ziemlich gut gebildete Hufe mit genügendem Hornwuchs müssen an den Zehen verkürzt, an den Trachten niedergeschnitten und die Sohle gut ausgewirkt werden, d. h. alles abgestorbene Horn entfernt, und wenn es nöthig ist, selbst noch etwas von dem lebenden, bis die Sohle in geringem Grade einem starken Druck des Daumens nachgiebt."

Hieraus ist nun wenigstens für uns hervorgegangen:

Das Auswirken der Sohle soll überhaupt

a) nur da geschehen, wo der Huf mit recht kräftiger Hornwandung, mit guten höheren Trachten versehen ist;
b) dann auch nur in Zeiten, wo der Boden weich und kühl ist;
c) innig zusammenhängen mit der bei solchen Hufen nothwendigen Abnahme der unter dem Schutze der Eisen stets fortwachsenden Zehen und Trachten, welche beide, wäre das Pferd unbeschlagen geblieben, durch die Friction des Hufes mit dem Erdboden sich in den zweckentsprechendsten Zuständen würden erhalten haben; während sie jetzt, mit dem Beschlage, über ihre Verbindung mit dem inneren Huf so bedeutend herunter wachsen, daß die unteren Theile, wenn die Eisen abgenommen sind, abgesondert dastehen, wodurch sie bei weiterem Gebrauch zur Seite gebogen und also,

nicht weggenommen, zu den getrennten Hornwandungen und zu einem stelzartigen Gange Anlaß geben würden.

Fassen wir nun aber diese Hufe (von denen hier nur allein die Rede ist) speciel in das Auge, so stellt sich bestimmt heraus: einmal daß sie in der Zehe meistens sehr kräftig wachsen (weil, wenn sie unbeschlagen sind, die Zehe ganz insbesondere abgenutzt wird); zweitens: der Zehe Hornwandung beim Wachsen fast gleiches Niveau mit der, mit ihr ganz zusammentretenden, Hornwandung der vorderen Sohle hält.

Wird nun, und das scheint uns endlich der Sinn der Folgerung des Verfassers — während längerer trockener Zeit, in mehreren Beschlägen die herunter gewachsene Zehe allemal wieder abgenommen, dagegen aber die daranstoßende Hornwandung der Sohle, zum Schutzgeben für die darunter liegenden Theile, mit Recht stehen gelassen, so wird es sich doch endlich mehrfach finden, daß die Friction mit dem Erdboden bei der Sohlenhornwandung, in Vergleich zu der stets vorgenommenen Abkürzung der Zehe, nicht genug gethan habe. Dann möge der Eintritt einer weichen, den Huf kühlenden Zeit genutzt werden, um die der Zehe ganz nahe stehenden, kieselsteinharten Theile der Hornwand der Sohle wegzunehmen, welche sonst endlich der richtigen Anlegung und Befestigung des Eisens durch stete Erhöhung — während die Zehe bei jedem Beschlage verkürzt wird — in den Weg treten würde.

Und damit dürfte denn doch dort, wenn man nicht zu heftig verfährt, wohl keine Unbill geschehen können, während, wie ja auch der Verfasser will, die übrigen Theile der Sohle ganz verschont werden sollen.

Ueber den Beschlag selbst.

Diesen Abschnitt hat der Verfasser in allen Theilen, gestützt auf jene Voraussendungen, gründlich und trefflich durchgeführt.

Wir gestehen, daß uns noch niemals, weder schriftlich noch mündlich, ein klareres Bild über das, was man mit dem Beschlage bezwecke, im Zusammenhang gegeben worden ist als hier, so viel wir

uns auch darnach umgesehen haben [1]). Dadurch ist uns denn auch ein bestimmteres Erkennen einiger, aber der wesentlichsten Gesichtspunkte, die für alle Beschläge dienen können, gleich überkommen, wie je zuvor, und heben zu dem Ende heraus:

1) Bei jedem Zutritt weitet sich der hintere Theil des Hufes in den Trachten elastisch. Die unmerkliche Senkung des Strahls dabei ist für innere und äußere Theile Erhaltungsprincip. Der Beschlag muß also ihr so wenig wie möglich entgegenstreben.

2) Die innere Wand wird bei sehr vielen Pferden mehr in Anspruch genommen als die äußere. Sie hat eine geradere Abdachung, ja sie erscheint meistens schwächer construirt als die äußere. Ihr Wachsthum muß also möglichst befördert werden.

3) Je mehr nach der Zehe zu, um so mehr hört die Elasticitäts-Weitung, die Biegsamkeit der Hornwandung auf, um so weniger edle Theile liegen unter der Sohle, um so breiter und saftloser und damit derber wird die Hornwandung.

Folgerungen.

Da nun die Nägel und nicht die Eisen die Hufe in ihrem elastischen Weitungs-Niedertritt einklemmen, beschränken; da nicht die Eisen, sondern die Nägel, durch die Hornwandung getrieben, dem ungefährdeten Gedeihen, Wachsen, Ersatz des Abgenutzten derselben in den Weg treten, so müssen

a) überhaupt so wenig Nägel wie möglich angelegt werden;
b) die innere Wand entweder ganz damit verschont bleiben, oder sie muß doch wenigstens ein oder zwei oder drei Nägel weniger zu halten haben als die äußere;
c) alle Nägel aber, so weit es nur irgend die Befestigung des Eisens zuläßt, der Zehe thunlichst nahe gebracht werden.

Dies wird in möglichster Kürze etwa das sein, was der Verfasser, in reichen, trefflich hingestellten Deductionen, bei den Beschlägen festgehalten haben will.

---

1) So haben wir z. B. alle und jede Behandlung des Hufes in dem so trefflichen Werke des Herrn Directors Günther „Ueber das Gangwerk der Pferde" schmerzlich vermißt.

Nicht als rein wissenschaftliche Aufstellungen stellt er das Vorgelegte hin. Er prüfte vielmehr zuvor ernst und lang, und sprach dann. Er sagt auch, daß nicht er, sondern Herr James Turner dies System der Nägelanlegung zuerst empfohlen habe.

Wir führen ihn deshalb wieder selbstredend ein: „Vor drei Jahren begann ich eine Reihe von Versuchen mit dem Beschlage, in der Absicht, zu ermitteln, wie wenig Nägel unumgänglich erforderlich sein dürften, um unter gewöhnlichen Verhältnissen die Eisen fest auf den Füßen zu erhalten. Meine Versuche erstreckten sich auf sechs meiner Pferde und drei die Freunden gehörten. Es vertraten diese neun so ziemlich die verschiedenen Arten der Luxuspferde. Es waren zwar nicht Jagd- und Rennpferde, die beide eine eigenthümliche Behandlung erfordern; aber Wagen-, Damen- und Reitpferde, und sie vereinigten zugleich in sich die gewöhnlichen Abweichungen in Gestalt und Textur der Pferdehufe im Allgemeinen.“

So begann er mit 7 Nägeln vorn, 8 hinten. Dann folgte bei jedem Eisen ein Nagel weniger, und als er nach Ablauf eines Jahres fand, daß die Eisen aller Pferde eben so fest gelegen hatten wie früher, ward wieder von jedem Eisen ein Nagel zurückgelassen, so daß nur 5 Nägel in den Vorder-, 6 in den Hintereisen blieben. Bei den letzteren (insbesondere bei Wagenpferden) ist er jedoch zu sieben zurückgekehrt.

Vorzüglich habe er, sagt er weiter, jedesmal darauf gesehen, daß die Nägel nicht hoch in die Wand getrieben wurden, sondern bald hervortraten, und daß man sie nur leicht einschlug, ehe die Niete umgeschlagen wurden; nicht aber, wie das gewöhnlich geschehe, mit aller Kraft.

Sollten die Niete heraustreten — heißt es etwas später —, so müßten die Nägel unverzüglich ausgenommen und ersetzt werden, da durch ein solches Heraustreten die Nägel lockerten und dadurch die Nagellöcher sicher erweitert würden, welches Uebel oft noch durch das heftige Hin- und Herrücken der Schmiede beim Abnehmen des Eisens vermehrt werde. Da nun wenigstens drei Beschläge vergingen, ehe die Löcher herunter wachsen könnten, so würden sich, selbst bei nur sieben Nägeln, doch immer 21 solcher getrennter Fasern zu gleicher Zeit in dem Horn befinden, und da sie oft durch verschiedene Ursachen in einander liefen, so müßten sie den Huf natürlich in einem spröden,

ungesunden Zustande erhalten und wesentlich nachtheiligen Einfluß auf die spätere Festigkeit der Hufe üben. Leider vermehre man unter solchen Umständen gewöhnlich aber noch die Anzahl der Nägel, um sich einer größeren Haltbarkeit der Eisen zu vergewissern, während dies im Gegentheil das Uebel nur schlimmer mache. (Wie so oft hörten wir klagen: „da ist doch kein Nagel mehr anzubringen!")

Seine Absicht sei, zu zeigen, daß solche lockere, brüchige Stellen durch das Weglassen eines oder zweier Nägel gebessert werden könnten, ohne die Festigkeit des Eisens zu gefährden. Er werde immer bei fünf Nägeln bleiben, wolle aber doch zu sechs bei allen Arten gewöhnlicher Gebrauchspferde (vier außen, zwei innen) für gewöhnlich rathen, obgleich er die Ueberzeugung habe, daß fünf Nägel, bei richtiger Auflage des Eisens, völlig genügten. Er wisse aber zu gut, daß wenn einmal durch eine Zufälligkeit oder durch unrichtige Auflage ein Eisen verloren gehe, der geringeren Zahl Nägel die Schuld allein zugeschrieben, und so wahrscheinlich das arme Thier dann wieder, und das bis zu Ende seiner Tage, zu acht oder neun Nägeln verurtheilt werden würde. Deshalb lieber den einen mehr.

Für sechs Nägel führt er folgende Beispiele an:

1. Oberst Luttrel, Besitzer der Sommersetshire-Fuchshunde, habe ein Pferd während der ganzen Jagdzeit mit sechs Nägeln allein an der äußeren Seite geritten (weil das Pferd sich bedeutend strich), ohne die geringste Gefährde.

2. Das 13te leichte Dragoner-Regiment beschlage seit mehreren Jahren alle Pferde nur mit sechs Nägeln. Er habe die sämtlichen Beschläge derselben durchgesehen und natürlich die verschiedenartigsten Hufe gefunden. Kein Eisen sei aber durch mehr als sechs Nägel festgehalten worden. Alle in der äußeren Wand und der Zehe, und das ganze übrige Eisen frei und ungeheftet auf dem Fuß. Das Regiment habe mit diesem Beschlage während eines ganzen Jahres den Dienst der Escortirung der Königin verrichtet, ohne je ein Eisen dabei verloren zu haben, und Ihro Majestät pflege sehr schnell zu reisen. Das Regiment habe auch, nach Versicherung des sehr unterrichteten Pferdearztes desselben, Herrn Legren, selten ein Eisen an Manövertagen und bei allem anderen Gebrauch verloren.

Wir vernehmen nun endlich auch dagegen, was der Herr Anmerkungssteller dazu wörtlich sagt: „Wie viele Nägel in ein Eisen

geschlagen werden sollen, hängt in der Regel von der mehr oder minder gesunden Beschaffenheit der Hufe ab, jedoch ist so viel gewiß, daß man in vielen Fällen mit viel weniger ausreichen kann, als man zu verwenden gewohnt ist. Jedenfalls aber müssen die Umstände dem Beschlage mit wenigeren Nägeln sehr günstig sein. So z. B. würde ich diesen Beschlag jedesmal da anrathen, wo kein Marsch-, Lehm- oder Moorboden ist, keine schwere Lasten gezogen oder getragen zu werden brauchen, und die Hufe dann eine solche Beschaffenheit haben, daß sie den Nägeln die gehörige Haltbarkeit gewähren. Dagegen aber dürfte damit nicht auszureichen sein, wo es gilt, in unwegsamem, anklebendem Boden entweder Reiter oder schweres Fuhrwerk durchzuschleppen, denn wie haltbar das Horn auch sein mag, so werden die einzelnen Nagelstellen doch immer nicht genug sein, um den auf sie fortwährend einwirkenden Gewalten auf die Dauer zu widerstehen. Wo also die Beschaffenheit des Bodens und der übrigen Verhältnisse es erlauben, stimme auch ich sehr für den Beschlag mit fünf Nägeln in einem Eisen, d. h. zwei an der inneren Zehenwand, drei in der äußeren Zehen- und Seitenwand, da diese Art zu beschlagen der so nothwendigen, naturgemäßen Elasticität des Hufes den größten Spielraum gewährt. Regel bleibt es aber immer, daß, wie viele Nägel auch zu einem Eisen erforderlich sein mögen, stets dahin gesehen werden müsse, diejenigen Punkte vom Einschlagen derselben frei zu halten, welche über den weitesten Durchmesser des Hufes nach den Trachten zu liegen, mithin die Trachten und einen Theil der Seitenwände, damit die nothwendige Elasticität des Hufes auf keine Weise dadurch beschränkt werde. Aus eben diesem Grunde soll die innere Wand auch die wenigsten Nägel halten, die überdem dünner von Horn ist und daher leichter den Angriffen von Nägeln unterliegt."

Eigene Betrachtungen hierüber.

1. Angeregt durch den alten Stünkel, hatten wir schon längst eine Vorstellung von der Nothwendigkeit der Senkung des Strahls bei *jedem* Zutritt, namentlich zur Weitungserhaltung des Hufes, gewonnen; gestehen aber, daß wenn wir auch bei der Vorführung und genaueren Beobachtung der Gänge so vieler unbeschlagener Pferde die Ausbiegung der Trachten oftmals wahrgenommen haben, uns dadurch

doch nie deren inniger Zusammenhang mit dem Strahlniederdruck, zu Erhaltung des inneren Hufes, so klar geworden ist wie hier. Selbst auch da noch nicht, wo die Trachtenwände so bedeutend ausbogen, daß eine Schwäche (zu große Dünne) derselben zu befürchten war, und eine genauere Untersuchung mit Werkzeug, Hand und Auge vorgenommen wurde.

So ist uns auch bei allen dabei vorgekommenen Erörterungen von keinem der Herren der thierärztlichen Wissenschaft eine Hinweisung darauf jemals geworden, so manche andere unterrichtende Mittheilungen wir ihnen bei ähnlichen Gelegenheiten auch zu danken hatten.

Eine solche könnte nun allerdings hier zufällig unterblieben sein. Doch unmöglich können wir glauben, daß, hätten in der deutschen thierärztlichen Litteratur (in der wir nicht sehr bewandert sind) so fest hingestellte Erörterungen über diesen Gegenstand, wie sie z. B. hier gegeben sind, zur Hand gelegen, wir bis dahin immer noch hufgelenk- oder sonst lahme Pferde aus Freiställen (Landställen) in die Casernenställe unserer Cavallerie würden haben führen sehen, um sie dort Wochen, Monate angebunden hinzustellen, mit der Hoffnung, die angewandten Medicamente könnten so das Pferd von jeder Lähmung, gleich viel welcher, befreien, während der Huf doch nun ganz unausbleiblich in seiner ganzen Textur verarmen, verschrumpfen mußte.

2. Daß bei compacteren Hufen der Strahl nach und nach verschwand, und die Trachtenweite sich damit auch zugleich verengte, das beobachteten wir; wie begreiflich, hundertfältig. Wir gaben der geringen Nahrungsspendung und den Beschlägen die Schuld, und vermeinten: man müsse die Eisen dann etwas weiter richten (etwa 1—2 Linien) als die Trachtenwände da ständen, damit der Huf Spielraum habe, sich auch nach außen, während des Herunterwachsens, je zwischen zwei Beschlägen, auszudehnen; was ja nicht Statt finden könne, wenn am Ende des Beschlages das Eisen den Huf so eng in seiner Form noch zusammenhalte, als es ihn bei der Anlegung, nachdem die herunter gewachsenen breiteren Trachten weggenommen worden, gefunden habe.

Auch im praktischen Leben haben wir derartig angelegte Beschläge häufig gefunden und folgern: daß auch bei manchen Anderen gleiche Ansicht vorgeherrscht.

Allerdings nahmen wir, schon etwas besorglich, dabei wahr, daß

dadurch das Eisen eine etwas geradere Richtung nach den Trachtenenden, als die Trachten selbst laufen, gewinne; vermeinten aber, die Hornwandung werde, dem Winke folgend, sich ausdehnend dahin nachwachsen.

Nachdem nun aber Herr Miles dargelegt, auch bildlich, mittelst eines durchsichtigen Eisens, daß divergirende und so hinten weiter als des Hufes Trachtenwände gerichtete Eisen besonders da bedeutend davon ausweichen, wo zugleich auch noch das Eisen nach den hinteren Theilen zu schmaler angefertigt werde und so spitzer zulaufe, indem er hinzufügt: „Es ist ersichtlich, daß die Trachten des Eisens keinem Theil des Hufes irgend Stütze oder Schutz verleihen, und daß die so vorstehend gelassene innere Seite das Pferd auf rauhem Boden sehr leicht veranlassen wird, den anderen Fuß auf den Vorsprung zu setzen und das Eisen abzureißen; der Rand des Eisens sollte überall auf den Rand des Hufes passen“ — so müssen wir das Letztere für die richtigste Anlage des Beschlages halten.

3. Der Herr Anmerkungssteller vermeint, es dürften in unwegsamerem, anklebendem Boden (also auch insbesondere in mehreren Theilen unseres Landes) die einzelnen Nagelstellen doch immer nicht genug sein, um den dabei auf sie fortwährend einwirkenden Gewalten (das Eisen abzusaugen, abzureißen) zu widerstehen. Wir begegnen dieser Ansicht auch bei mehreren Technikern, die kopfschüttelnd und zweifelnd lächeln, wenn man ihnen von fünf, sechs Nägeln sagt. Wir vermögen indessen, nach genauer Erwägung aller entgegengesetzten Aufstellungen, dieser Ansicht nicht beizupflichten.

Zuerst liegt ein bedeutendes Moment für die Forderung, nur einen oder zwei Nägel in die innere Zehenwand, vier oder fünf in die äußere Zehen- und Seitenwand zu legen, darin: daß die innere Seiten- und Trachtenwand fast allemal schwächer, loser, kurzum nicht so fest in der Hornconstruction ist als die äußere; daß also, werden Nägel zu vermehrter Befestigung des Eisens auch dort mit hineingetrieben, diese doch jedesmal zuerst erschüttert und lose werden müssen, wenn die fortwährend wirkenden Gewalten auf den Huf eindringen. Ja, käme z. B. eine gleichmäßig vertheilte Gewalt plötzlich auf beide Enden des Eisens gefahren, oder der Versuch, es so zu erschüttern, abzureißen, so würde es einer geringeren Einwirkung dazu für die inneren als für die äußeren Nägel bedürfen; so wie etwa, wenn die

eine Seite des Eisens an Eichenholz, die andere an Weichholz genagelt wäre, bei einem gleichmäßigen Anzug die Nägel im Weichholz unbezweifelt früher erschüttert werden und nachlassen müssen.

Hieraus ist nun zu folgern: Ein Nagel in der äußeren Seiten-Trachtenwand giebt mehr Befestigung als etwa zwei in der inneren. Hingegen tritt hier ein Nagel der gesunden Fortbildung der Hornwandung mehr entgegen als in der äußeren etwa zwei, ja vielleicht drei.

Dazu können wir auch anführen, daß uns noch so eben ein denkender, erfahrener Hufschmidt mittheilte: bei der Abnahme der Eisen fänden sich die hintersten Nägel an der inneren Wand gar häufig abgebrochen: „weil hier wohl die meiste Bewegung sei."

Zweitens, hat sich uns aus vielfältigen Beobachtungen im praktischen Leben schon längst ergeben: daß die innige Zusammenfügung — Haltung — des Eisens mit dem Huf bis an das Ende, wahrlich nicht allein durch die Nägel und deren Anzahl bedingt wird, sondern zum großen Theil zugleich durch die mehr oder minder sorgfältige Bearbeitung des Eisens selbst und so auch der Nägel, so wie endlich dadurch daß das Eisen genau nach dem Huf angefertigt werde.

Verfasser und Bemerksteller sind auch völlig einig: a) daß zu den Hufeisen das beste Material genommen und jedes einzelne Eisen auf das sorgfältigste geschmiedet werden müsse; daß die Trachtenwände desselben mit ganz ebener, wie Stahl glatter Fläche auf die Trachten der Hornwand liegen und derselben genau folgen müßten; auch selbst die Abdachung zu der Sohle weder brüchige Stellen noch im mindesten Verbiegungen zeigen dürfe; b) daß nur Nägel, die sich sehr glatt (ohne Fasern) und biegsam, ohne brüchig zu werden, zeigten, anzuwenden wären.

Der Verfasser räth außerdem noch an, die Eisen durchgängig gleich stark und breit zu machen (wodurch auch die Sohle zwischen Strahl und Tracht gehörigen Schutz erhalte); dann, ja nicht in dem Wunsche leichte Eisen zu haben, sie so dünn anzufertigen, daß sie bei längerem Gebrauch irgendwo sich verbiegen könnten: „ein sich verbiegendes Eisen verzerre die Nägel in den Löchern am meisten"; und sagt am Ende: „Kein Eisen sollte je aufgenagelt werden, bevor man sich nicht überzeugt habe, daß der Druck der Hände genüge, es fest auf seinem Platz zu halten und jede durchscheinende Lücke auszuschließen,

da bei einem nicht ganz genau aufpassenden Eisen die Nägel einer steten Spannung ausgesetzt sein müssen, um das Eisen an seiner Stelle zu erhalten, während letzteres ohne Gewalt und Spannung, gleichmäßig aufliegend, durch die Nägel eben nur auf dem Fuß festgehalten werden solle."

In diesem Sinne will er lieber (nachdem Raspel und Wirkmesser die Tracht völlig geebnet hätten) das Eisen heiß ausprobirt wissen, um so endlich auch die kleinste Stelle zu entfernen, die uneben trage. Der Anmerksteller dagegen warnt: daß dabei unter 100 Malen 99 Mal zu viel von den Schmieden geschehen würde, namentlich da, wo das Geschäft etwas im Großen (wie z. B. bei den Cavallerien) betrieben werde.

Wir urtheilen: Schon unser alter Schriftsteller Prizelius warnt vor den in den Schmieden in Menge hängenden Vorrathseisen. Uns sind sie auch mehrfach wie Marktschuhwerk im Gegensatz zu den auf einzelne Bestellungen sorgfältiger angefertigten Eisen erschienen, während es allerdings nicht in Abrede zu stellen ist, daß auch bei diesen die Verschiedenheit der Vögel an den Federn zu erkennen war. Wir haben deshalb schon längst auf eine gute technische Bearbeitung der Hufeisen gleich von Anfang an, hohen Werth gelegt. Als wir so einstmals, bei der Durchsicht einer sehr bedeutenden Menge Vorrathseisen, auf gar manche blättrige Stellen und die so wenig die Abdachung markirenden Tragflächen aufmerksam machten, wurde uns von dem recht eifrigen, recht wissenschaftlich gebildeten Vorstande wörtlich die Antwort: „Das bringe keinen Schaden, diese Eisen würden nur zu guten Hufen verwandt." Was etwa zu deutsch heißen dürfte: diese zu geringen herunter bringen wollen.

Bei unserer eigenen Schwadron gingen einstmals in einer Exercierzeit fast täglich zwei bis vier Eisen verloren. Nach einigen Tagen wurde darüber mit den Schmieden lebhaft gerechtet. Bald sollte indessen das Terrain, dann wieder die Dürre der Zeit, ein andermal ein Auftritt daran Schuld sein. Wir forschten endlich selbst näher, und fanden, daß zwei Tönnchen kroßer, blättriger Fabriknägel ganz allein die Schuld trugen.

So gut deutsch wir nun auch gesonnen sind, so dürfte doch nicht zu verkennen sein, daß man in England in Stahl- und Eisenwaaren insbesondere, mit größerer Nettigkeit und lebhafterer Sorgsamkeit, auf

den Zweck, die Haltbarkeit fortgesetzt hinzielend, arbeitet, als auf dem Continent. Und wird dies wohl die Aufstellung rechtfertigen können: daß man dort, gleichviel in welchem Boden, auch mit einem oder zwei Nägeln weniger möchte ausreichen können als hier. Bevor also diesseits die Eisen nicht mit gleicher Nettigkeit und Sorgsamkeit für jeden einzelnen Huf, gleichviel derbe oder nicht, geschmiedet werden und die Nägel und Nagellöcher nicht durchgängig ohne Tadel wie die englischen sind, so liegt in dem Verluste eines Eisens mit sechs Nägeln noch gar kein Beweis für die Meinung, es sei damit hier, nicht auszukommen. Acht schützten davor, auf dem ebensten Boden in größerer Ausdehnung mehrfach doch noch nicht. Zehn würden es eben so wenig thun. Und doch sehen wir schon mehre unserer eminentesten vielforderndsten Reiter mit fünf und sechs Nägeln ihre Ritte fast täglich querfeldein vollführen [1]).

4. Bei diesen Aufstellungen ist unerörtert geblieben: die Stärke der Nägel. Der dickere Nagel hält das Eisen sicherer fest als der dünnere, bringt dagegen aber ein größeres Loch in die Hornwand. Es wird also bei einer Vergleichstellung zwischen England und hier, bei wissenschaftlicher Ausmittelung der nöthigen Nägelzahl überhaupt, eine Feststellung der Stärke derselben durchaus erforderlich.

5. Unmöglich dürfte es aber Nachtheil bringen, vielmehr sehr günstig sein, wenn auf den Herbst- und Winter-Reitcommando's, im Frühling und Sommer die Eisen der Cavalleriepferde innen mit nur einem oder zwei Nägeln in der Zehenwand befestigt würden; was nicht ausschließt, daß recht Besorgliche noch für zwei andere Nägel Stellen mit einlochen lassen können.

6. Bei der Gediegenheit der vorliegenden Erörterungen haben wir es schmerzlich entbehrt, daß der Verfasser den Einwirkungen der Bauart der Schenkel und damit der Gänge auf die Heranbildung der Hufe von Jugend auf, ihrer Form in späteren Jahren und der dadurch bedingten Anlage der Eisen, nur bei dem Streichen, Eisenschlagen und Einhauen Aufmerksamkeit schenkt. Während wir doch fanden, daß die Form der Hufe in unbeschlagenem Zustande (außer den durch Boden und Abkunft compacten und flachen) der fast alleinige Ausfluß der von der oberen Gliederstellung bedingten Bewegung sei, wenn

1) Z. B. die Rittmeister v. Reitzenstein, Garde du corps, Halkett, Garde-Husaren.

nicht Verwahrlosung die Schuld trug. Das eng in der Brust stehende und dadurch oft bodenweit gehende Pferd, das in den Knien mehr zusammenstehende, nutzen mehr die innere Hornwand als die äußere. Wo der hintere Theil des Armbeins mehr nach auswärts (mehr abwärts von dem Brustkasten als vorne) steht und so in dem Ellbogengelenk articulirt, bewirkt dies dem Huf einen Einwärtsgang (den sogenannten Zehentritt), welcher der inneren Zehe und mittleren Tracht eine lebhaftere Friction mit dem Erdboden zufallen läßt. Der wahre Franzose (wie wir ihn nennen), dessen Armbein in entgegengesetzter Lage im Ellbogengelenk articulirt und so den ganzen Schenkel in einer damit verbundenen Auswärtsstellung vorbringt, läßt dagegen das Gewicht des Schenkelzusatzes mehr auf die äußere Seiten- und Trachtenwand fallen; während hingegen der falsche Franzose (wie wir ihn nennen) von den Knien erst ab eine speciellere Verdrehung der inneren Theile der Fessel und des Fesselgelenks nach vorwärts (auswärts) darstellt, welche die inneren Wände stärker in Anspruch nimmt. (Hierher gehören die unangenehmsten Streicher. Wenn es schlimm wird, kömmt der Zopf fast in Gefahr.)

Der wallbeinig gestellte Gaul (Knie auswärts) nutzt die äußere Wand mehr ab.

Das Pferd mit kurzem oder zu steil liegendem Armbein hat allemal auch einen kurzen Schrittausgriff. Dieser giebt — insofern die Knie nicht durch höhere als gewöhnliche Erhebung nachhelfen (im Trabe dann mehrfach bügelnd) — fast auch jedesmal eine nach unten scharrende (fortwühlende) Bewegung in den Fessel- und Hufgelenken; welche, bei nicht ganz vorzüglicher Textur der Hufe, eine mollenförmige Bucht fast in der Mitte der Hornwandung bildet, deren Reflex im inneren Huf meistens immer eine stark hervorliegende Sohle und Strahl ist.

Das steilgefesselte Pferd braucht mehr die Zehe, das langgefesselte (dessen Knie oft vorstehen) mehr die Tracht.

Auch an den Hinterschenkeln sind gleiche Wahrnehmungen zu machen. Das kuhhäßig (durch Articulation des Backbeins im Kniegelenk, eng in den Sprunggelenken) gehende Pferd geht meistens mehr auf der inneren Wand; das in den Sprunggelenken oder den Fesseln ausbiegende mehr auf der äußeren. Das gerade Sprunggelenk, mit

fast stets beigegebener langer, durchtretender Fessel, gebraucht mehr die Tracht; das säbelbeinige bei steiler Fesselung mehr die Zehe.

Die geringeren Nüancen aller dieser und noch einiger anderer auf die Hufebildung einwirkenden Gänge sind allenthalben unter Gebrauchs- und Cavalleriepferden zu finden. Ganz ohne sie giebt es wenige Pferde. Und so dürften vielleicht manche unter ihnen bei den Beschlägen eine gleich genaue Beachtung als das Streichen, Eisenschlagen verdienen [1]), was, in hiesiger Cavallerie wenigstens, immer weniger vorkömmt. Gewiß aber — das sieht man häufig — ist bei der Heranzucht von Füllen, jungen unbeschlagenen Pferden, wenn mit Sachkenntniß verfahren wird, manchem derartigen Mißstande durch Hufebearbeitung entgegenzuwirken. Es ist daher gewiß zu bedauern, daß eine aus so gediegener Feder geflossene Abhandlung: „Ueber des Pferdes Fuß," mehreres darüber nicht mitgetheilt hat.

Schlußfolgerung.

Alles ist dahin einverstanden, daß der Huf der am meisten zu beachtende Theil am Pferde ist. Er dürfte also bei der ganzen cavaleristischen Ausrüstung am lebhaftesten in das Auge zu fassen sein.

Seine Behandlung setzt aber ein Studium voraus, das, wenn auch selbst lebhaft betrieben, doch, wenn es wahrhaft Nutzen bringen soll, mit einer großen, nie erkaltenden Vorliebe für das Pferd verwebt sein muß. Eine solche wohnt aber, wie die Erfahrung lehrt, nicht jedesmal allen Reiteroffizieren, selbst bei sonstigen sehr hervorragenden Elementen, nicht allen Pferdeärzten, Schmieden gleichmäßig bei.

Deshalb möchten wir es für sehr ersprießlich halten, wenn bei jeder Schwadron ein vorzugsweise damit begabter Offizier speciel mit der Aufsicht über die Hufbehandlung und die Beschläge, unter Leitung des Schwadronschefs, beauftragt würde. Er würde dabei ein kleines Buch

---

1) Wir suchen die Ursache des Eisenschlagens, Einhauens, Ballens, wenn nicht in Mattigkeit, in zu kurzem oder zu steil gestelltem Armbein: welches dann nicht im Stande ist, dem mittelst eines besser ausgerüsteten Back- und Sitzbeins zu rasch nahenden Hinterhuf Raum zum Niedersatz zu geben. Wir sind überhaupt der Ansicht, daß wer nicht der Arm-, Back- und Sitzbeine Hebelkräfte in ihren Längen und Lagen unter häufigen Vergleichstellungen studirt, nie Sicherheit für fortgesetzt sachgemäße Ankäufe für Zucht u. s. w. bieten könne.

— das auch auf seinen Nachfolger überginge — zu führen haben, enthaltend: 1) Weite jedes Hufes beim Einsatz a) in der Mitte, b) den Trachten; 2) Textur und Form der Hornwandung (z. B. stark, nicht recht kräftig an der inneren Tracht, etwas bröcklicht u. s. w.); 3) Einwirkung der Gänge (normal, mehr auf die äußere, mehr auf die innere Wand wirkend); 4) Nahrung=Erforderniß (täglich gewöhnlich — weniger — mehr); 5) Beschlag, a) Eisenbreite (vorn, hinten), b) Stärke (ab und an auch Gewicht); c) Nägelzahl, wo? 6) Krankheiten.

Die Schenkel.

Die Schenkel schaffen die Gänge. Ohne gute Gänge kein gutes Reiterpferd..

Je mehr die Schenkel struppirt werden, um so mehr werden die Gänge, und mit ihnen das Pferd, trauriger, erbarmungswerth.

Gleich wie der Mensch durch lebhafteres Gehen eine vermehrte Wärme (Lebensthätigkeit, Blutzudrang) in seine Füße dringen fühlt, so ist dies auch bei den Pferden an den Schenkeln wahrzunehmen. Der Mensch setzt, legt oder bewegt sich gemüthlicher nach der Heimkehr, wechselt das naß, kalt gewordene Fußwerk, oder erhält die Wärme der Füße am Feuer. Das Pferd der Steppen, der Weide, bewegt sich nach lebhafterem Lauf gemüthlicher fort und fort, legt sich dann erst, wenn die Aufregung sich ganz verloren hat, nieder. Es trägt nie Gewicht. Das Pferd des Züchters und manches anderen Zuggebrauchs kehrt zu einem Freistall zurück, wälzt sich in der Streu, geht darin hin und her.

Das Reiterpferd wird dagegen, mehrfach noch auf den nackten Kieselsteinstand zurückgeführt, hoch angebunden, damit es den Sattel nicht zerdrücke, kann so die Schenkel nicht einen halben Schritt vor oder seitwärts bewegen. Unter Gewicht erdröhnen die Schenkel zudem mehr als im Zuge. Um so mehr sollte man deshalb bei den Reiterpferden, nach jedesmaligem lebhafteren Gebrauch, bei der Wartung darauf hinzuwirken suchen, daß ein rascher Zurücktritt des Blutumlaufs in den Schenkeln vermieden, d. h. die Wärme erhalten werde, während hingegen die Wartung des Pferdes zu anderer Zeit nur die allgemeine Reinigung bezweckt.

Deshalb sieht man denn auch die unteren Theile der Renn- und Jagdpferde nach lebhafter Frottirung sofort mit Binden umwickelt werden, obgleich diese Pferde in guter Streu und in Freiställen meistens umhergehen.

Die Erfahrung legt zu Tage, daß die Reibung mit Menschenhänden den Gliedern wohlthut, sie wärmer, schmeidiger erhält, Heilkräfte entwickelt. Und so haben wir es z. B. auch mehrfältig beobachtet, daß durch eine sorgsamere, fortgesetzte Unterschenkelwartung mit Händen bedeutende Gallen von den Fesselgelenken nach und nach wieder entfernt wurden, das sogenannte Sehnenknacken sich wieder verlor.

So dürfte die Schenkelwartung mit Händen, bei der Belehrung unseres jungen Mannes, ganz in den Vorgrund gestellt werden müssen.

Nach der jedesmaligen Rückkehr vom Ritt (dem Einrücken) dürfte sie, nach Abnahme der Päckerei und der Waffen, sofort begonnen und so lange fortgesetzt werden müssen, bis die unteren Theile der Schenkel eben so warm anzufühlen sind als die oberen. Der Wärter muß kniend oder ganz hernieder gebogen, mit voller Hand die Schenkel von hinten und vorne umfassend, die Hände längs den Schenkeln von den Knien und Sprunggelenken an bis auf den Huf fortgesetzt lebhaft hernieder gleiten lassen und Fessel und Fesselgelenk abwechselnd mit beiden Händen zugleich vornehmen; die Vorderschenkel mehr wie die hinteren.

So sollte, ist man eingerückt, Alles, Jung und Alt, auf den Knien liegen und die Schenkel lebhaft frottiren. Die Ueberzeugung, „daß dies den Pferden das Heilsamste sei," müßte mit ihnen großgezogen, alles Andere dagegen hierbei von den Oberen, stets und immer wieder, völlig in den Hintergrund gestellt werden.

Wie und wo der Sehnenklapp sich zeige, möchte unserem jungen Mann, nach einiger Dienstzeit, vorzuführen sein; so wie Ueberfesselung.

Mittel dagegen. Sofort Absitzen. Ziehen bis zum Quartier. Dort, und auch schon auf dem Wege dahin, Anwendung des kältesten Wassers das zu haben ist (im Winter Eiswasser). Mit dem Schwamm träufelnd, alle 5 bis 10 Minuten, 24 Stunden lang. Nie kleine

Fluthen, als wenn der Beaufsichtigende schon sehen solle, was alles gethan sei. Ablösung zur Essenszeit, in der Nacht.

Oberbeine, Spatt, Hasehacke, Sprunggelenksgallen werden dagegen von dem ersten Unterricht wegzulassen sein. Man kann nichts dagegen thun. Erstere, meistens Attribut der Zehentreter in jungen Jahren, verwachsen ohne weiteres Zuthun von selbst, und das hie und da dagegen angewandte Reiben mit harten glatten Gegenständen, der Gegentritt mit dem Holzschuh, schadet allemal. Auch bei den drei letzten Uebeln wird es nie schaden, wenn nicht gleich behandelnd eingeschritten wird. Hasehacken bei gut gestellten Sprunggelenken verwachsen z. B. fast immer mit dem Alter. Sogenannte Spatterhöhungen hält der Halbwisser oder Theoretiker mehrfach für Spatt, während es gerade recht kräftige Gelenkflächen sind. Sprunggelenksgallen sind gar oft nur Folge der Weidezeit. „Wer den lieben Gott nur läßt walten," d. h. mit Ruhe und Sorgsamkeit erwartet, daß die Natur sich hilft, wird am besten für die gänzliche Entfernung oder Unschädlichkeit sorgen.

Seit sich die Buglähme, wie wir gesehen haben, zum Strahlbein herunter gesenkt hat, ist hier weiter nichts über die Schulter zu sagen. Eben so übergehen wir den Aussatz des Backbeins, die Kreuzlähme. Allzuviel ist ungesund.

Die Sattelung und deren Folgen.

Wenn eine Abtheilung nach Märschen, Exercierübungen in etwas größerem Maßstabe, bei Corps-Concentrirungen, Kriegsgebrauch, kranke und lahme Pferde hat, theilt sie in der Regel die Anzahl offen mit. Von Sattelbrücken will aber fast niemand gern erzählen, ja sie sind fast nie da gewesen.

Es liegt auch allerdings zu Tage, daß an den Sattelbrücken der Mensch ganz allein Schuld sei, während Erkrankungen und Lähmungen auch anderen Ursachen zuzuschreiben sind. Der schaurige Wind, die Ansteckung, Futter und Wasser, Geleise und Löcher, Steine und Stubben und gar manche Ursachen bieten sich augenblicklich als solche dar, so daß es fast immer zweifelhaft bleiben kann, wer der Schuldige sei: der Mensch oder das Schicksal. Und so ist denn auch „mehr oder minder Unglück" hie und da die alles beruhigende Terminologie dafür geworden, während wir hingegen zu meinen wagen, daß in gar vielen

Fällen der Mensch auch die Schuld trägt. Ob der Befehlshaber dafür Sorge getragen, daß die Pferde auf die Arbeit vorbereitet und sachgemäß zu ihr hingeführt worden? ob das in Schweiß gesetzte Pferd nach dem Absitzen oder bei längerem Halten jedesmal bewegt worden ist oder nicht? ob die Zugluft entfernt, ob das geringe oder gar mulstrige Heu durchaus sortirt, verworfen ist, oder nicht? ob das Pferd gemüthlich, froh über den Boden geht, oder in Angst, bei jedem Tritt beschränkt, die Augen himmelwärts gekehrt, durch Stubben trabt, läuft und so den Stubben trifft, so poltert, oder nicht? — verschiedene Resultate müßte das doch auch geben.

Bei den Druckschäden dürfte auch noch mehr festzustellen sein, was dahin zu rechnen sei. Wo der Eine vielleicht beim Nachsehen ruft: „Kleinigkeit, weg!" „Kleiner Brandfleck, stets gewesen, nicht zu rechnen!" — wenn das Pferd schuddernd steht, wenn ein Fingerzeig naht! — das will der Andere hingegen als sehr wichtig behandelt, das Letzte als einen Beweis längst begangener Verwahrlosung angesehen wissen. Wenn aber die Fistelgänge die Luft verpesten, sagen beide: „Es ist doch wahrlich unbegreiflich, wie so etwas vorkommen kann." Der Eine weist vielleicht aber doch noch auf schlechte Säfte hin.

So gehet es uns jetzt fast wie dem Thomas. Wir müssen selbst sehen, fühlen, ehe wir glauben, daß keine Druckstellen da sind. Wir erinnern uns z. B. wohl, eine gute Anzahl Druckschäden nach Kriegs- und Friedensgebrauch hie und da gesehen zu haben, wo wir nachher gemüthlich mittheilen hörten, es sei fast nicht einer da gewesen.

Da das todte Werkzeug, der Sattel, hier speciel der ungarische, hierbei eine Hauptrolle spielt, so wollen wir ihn deshalb hier zuerst, geschichtlich in Rücksicht auf Hannover, in das Auge fassen, seine Construction indessen als allgemein bekannt voraussetzen.

Die fünf Legions-Regimenter der hannoverschen Cavallerie brachten ihre ungarischen Sättel, samt den trefflichen englischen Pferden, aus dem englischen Dienst mit herüber. Die drei übrigen hatten bei ihrer Ausrüstung (1813) auch von England die ihren meistens erhalten. Es läßt sich, ohne unbillig sein zu wollen, nicht verkennen, daß alles, was derartiges von England kömmt, gut zu nennen ist. So waren auch diese Sättel von dem besten trockensten Holz, die Einfu-

gungen der Zwillen in die Blätter (Stege) vortrefflich, auf das haltbarste construirt. Es waren verschiedene Weiten da, aber kein System darüber bekannt, so daß wenn ein Sattel zerbrach, die richtige Lage des Ersatzes aus dem Vorrathe von neuem wieder heraus gepaßt werden mußte.

Frühjahr 1816 kehrten die Regimenter, bis auf eines, in das Land zurück, wurden ganz auf althannoversche Weise bequartirt, wobei jedes Regiment seinen eigenen Haushalt zu führen hat. So wurde auch die Anfertigung der Sättel (hier Böcke) wieder Regimentssache, und jedes leichte Regiment hat aus dem Etat der Cavalleristen einen Bockmacher, eine Werkstatt für ihn in der Caserne.

Es dürfte in der Natur der Sache liegen, daß es zu der Zeit wenige Handwerker in untergeordnetem Range gab, welche der nun plötzlich an sie ergangenen Aufforderung, „nun auch einmal einen guten Bock zu machen," eine vorzügliche Folge hätten geben können. So erinnern wir uns denn auch gar wohl, daß damals gar manche der neu angefertigten Sattelböcke beim Gebrauch knirrten und knarrten, die Hinterzwille die Stege mehrfach zersplitterte. Das nicht gehörig ausgetrocknete, nicht genügend vor Luftzug bewahrte Holz zog sich, die Pflöcke fielen zusammen. Es gab keine Bestimmung wie jetzt in den Weiten. Jeder einzelne Sattel mußte beim Ersatz wiederum von neuem aufprobirt werden. Und lag es an dem Ziehen der Stege (saftig genommenes Holz) oder an der Anfertigung aus freier Hand? mehrfach mußten sogenannte Stichstellen gleich Eingangs oder später weggehobelt werden.

Nach und nach wurde der technische Betrieb, d. h. das Holz zu den Stegen (Linden bestes), den Zwillen (Heimbuchen bestes), die Zusammenfügungen besser. Bei der Construction der Böcke und dem Aufpassen wurde aber nach wie vor bei den einzelnen Regimentern mehr oder weniger empirisch verfahren, während dieses bei dem einen (dem 3ten Husaren-, jetzigen Cambridge-Dragoner-Regimente) von dem Jahre 1819 an, unter dem neuernannten Chef desselben, Oberst H. von der Decken (als Generallieutenant und Divisionair 1846 gestorben), nach und nach immer wissenschaftlicher betrieben wurde. Unter fortwährenden Ritten über Berg und Thal, auf den verschiedenartigsten Pferderücken die es gab, bei einem ganz vorzüglichen Techniker (Enke), hat sich hier so endlich ein System für die Weiten bei verschiedener

Abdachung der Stege herausgebildet, das allen Pferderücken, bis auf ganz außergewöhnliche Ausnahmen, genügt. Vier Sorten (Nummern). Ein Sattel von Nr. 1 ist oben vorn $5\frac{3}{4}$ Zoll, hinten $6\frac{3}{4}$ Zoll weit, seine Stege sind $4\frac{1}{4}$ Zoll breit, 20 Zoll lang, dachen 26 Grad ab. Hinten flachen sie $\frac{1}{8}$, vorn $\frac{1}{4}$ Zoll in die Höhe. Die Kanten werden $\frac{1}{8}$ Zoll abgerundet. Nr. 2 ist vorn oben $5\frac{5}{8}$, hinten $6\frac{5}{8}$ Zoll weit. Dessen Stege haben dieselbe Breite, Länge und Abflachung wie Nr. 1, dachen aber 29 Grad ab. Nr. 3 hat vorn $5\frac{3}{8}$, hinten $6\frac{1}{4}$ Zoll Weite. Die Stege denen von Nr. 1 und 2 gleich, dachen dabei aber 30 Grad ab. Nr. 4 hat vorn oben $5\frac{1}{2}$, hinten $6\frac{3}{4}$ Zoll Weite. Bei einer Abdachung von 28 Grad bleiben die Stege sonst dieselben. Chablonen (Formen) für die Ausarbeitung der Stege aller 4 Nummern sind von dem ältesten, trockensten Holz aus jener Zeit da, und haben den übrigen Regimentern zum Modell gedient.

Ist nun z. B. ein Sattel von Nr. 3 bei einem Pferde zerbrochen, hat gut gepaßt, so genügt es, einen neuen der Nr. 3 beizugeben, hinzusenden.

Wo wider Erwarten kein Bock dieser 4 Nummern bei einem neu eingesetzten Pferde passen sollte, wird ein abgesonderter angefertigt und Kreuzbock (die 4 Nummern durchkreuzend) genannt.

Die Söhne des nun inzwischen verstorbenen Bockmachers Enke sind, da das System immer mehr Anerkennung gefunden hat und so zu anderen Regimentern, ohne irgend einen Zwang von oben, übergegangen ist, auch zu geschätzten Bockmachern geworden. Der Eine steht bei den herzoglich braunschweigschen Husaren. Drei leichte Regimenter der hannoverschen Cavallerie sind schon mit Sätteln nach diesem System versehen.

So kann auch selbst das materielle Bockmachen erblich werden.

Doch selbst mit dem besten, passendsten neuen Bock ist es bei weitem nicht allein gethan. Er muß in allen seinen Formen ganz erhalten werden.

Es ist täglich an Möbeln, Thüren, Dielen aller Art zu beobachten, welchen Einfluß Nässe, Zugluft, Sonne und Feuerwärme auf das trockenste Holz noch haben. Auch das bestgearbeitete Stück wird windschief in Luft und Sonne, quillt in Nässe, erhält Risse, läßt in den Leimstellen nach und nach los. So wird auch der ungarische Sattel dem nicht entgehen, wenn er nicht vor dem allen möglichst bewahrt

wird. Wirft ein Steg sich aber nur ein klein wenig, so muß Druck entstehen.

Dagegen ist zu vernehmen gewesen, daß einzelne Abtheilungen ihre Böcke gewaschen, regelmäßig weiß gescheuert haben. Da führte denn doch wohl des Friedens Wetteifer, Propretät, zu weit? — Wenigstens glauben wir der Ansicht sein zu müssen, daß es nicht allein für die möglichst richtige Beibehaltung der Lage der Böcke, sondern auch in finanzieller Hinsicht ganz andere Resultate geben dürfte, alle Böcke sofort durch und durch mit Oel zu tränken; dies alle Paar Jahre zu erneuern, und kein Jahr vergehen zu lassen, daß nicht sämtliche Sattelböcke in den Leimstellen von dem Handwerker nachgesehen, die Pflöcke und Riemen nachgetrieben und nachgezogen, und da, wo auch nur das Geringste schadhaft geworden, sofort von neuem in Leim gesetzt werde; wie das auch schon mehrwärts geschieht. Unser junger Mann aber müsse außerdem belehrt werden,

1) daß der Bock nach dem Gebrauch weder der Zugluft noch der Sonne, weder der Nässe noch der Ofenwärme ausgesetzt werden dürfe;

2) daß er vor und nach dem jedesmaligen Gebrauch genau nachzusehen oder bei Dunkelheit nachzufühlen habe, ob irgend ein Pflock oder Riemen hervortrete, und sei auch nur das Mindeste da, es sofort zu entfernen.

Wir übergehen die Sattelauflage, nebst der stets zu erneuernden Sorge, daß weder geringe Falten der Decke noch Riemenenden u. s. w. gleich Veranlassung zu Drücken werden, so wie die Untersuchung, ob die Stege breiter sein könnten? — und gehen zu den uns am geeignetsten erschienenen Mitteln über,

die Pferde auf Märschen vor Drücken zu bewahren.

1. Die Luft ist die Beleberin, Erhalterin, die Erstarkung jedes einzelnen Theiles der lebenden Körper.

2. Wollenzeug giebt von allen Industrie-Erzeugnissen die meiste Wärme für der Menschen wie der Thiere Haut. Eine dicke wollene Decke wird neunfach zwischen das Holz des Sattels und den Rücken

des Pferdes gelegt, und durch das Holz in den Stegeflächen mittelst des Heranzugs der Gurte so fest gegen seine Rückenfläche gebracht daß der Luftzubrang dahin ganz gehemmt wird. Darauf kommen dann 2 bis 3 Centner Gewicht.

So erscheint es begreiflich, daß dort Hitze, außergewöhnliche, heftige, und das durch eine dumpfe, erstickende Transpiration, entstehen müsse.

Wie bedrückt fühlt sich nicht selbst der Mensch, wenn er in Sonnenwärme marschieren, arbeiten, Gewicht tragen soll, und die wollenen Zeuge ihm nur etwas eng, um den Leib fest geknöpft, sitzen. Wie werden nicht so die jungen Infanteristen vielfältig nach einer Stunde Exercice blässer und blässer, sinken um, die in der Heimath in den heißen Moorgruben, in Feld und Haide, in der besten Körperstimmung Tage, Wochen lebhaft arbeiteten — aber offen die Kleider, daß die Luft ihre Haut umfächeln, zu ihr strömen konnte.

Keine Sattelung hemmt aber so den Zubrang der Luft zu der Sattelstelle wie der ungarische. Mag auch die Decke, um ihr Oeffnung zu geben, in die Kammern der Zwillen nach jeder Sattelauflage gezogen werden oder gezogen werden sollen, der Herunterdruck der Stege, ja schon das eigene Gewicht, bringt die Decke gleich wieder auf Widerrist und Rückenwirbel. Um so mehr scheint es Pflicht des leichten Cavalleristen, stets und immer von neuem wieder, selbst durch die unscheinbarsten Mittel, zu streben, der Sattelstelle neu belebenden Luftzubrang, wenn auch nur auf Stunden, zu geben, zu erhalten.

Wir haben uns schon oben (Remonten) erlaubt, darauf aufmerksam zu machen, wie die, beschränktere Trage und Haltung gebenden Flächen der ungarischen Sattelung, wobei fast alles todte Gewicht beinahe an den Spitzen der Zwillen mehre Zoll hoch über des Pferdes Rücken hange, meistens immer ein stärkeres Gurten veranlassen als bei jeder anderen Sattelung. Hiezu wird auch noch zu zählen sein, daß je besser (neuer, dicker und damit aufschwellender) die Decke sei, um so mehr aber auch der Gurtenanzug sich vermehre, je geringer sie wird, sich dies Erforderniß wenigstens vermindere; eine etwa die Mitte haltende, gut erhaltene Decke also wohl die beste in Gebrauch sein möchte, wenn sie sich längere Zeit so erhalten könnte. Was aber hinwiederum bei einem Feldgebrauch nicht möglich ist, wo vielmehr ein übermäßig rascher Verbrauch in sichere Aussicht zu stellen ist, wenn nicht dahin

gestrebt wird, daß die Mannschaft durchgehends ein gründliches Stopfen gleich Eingangs selbst erlerne, und dann im Frieden stets selbst ausführe. Hievon haben wir z. B. im Garde-Husaren-Regiment, wo es erst seit zwei Jahren eingeführt ist, schon ausgezeichnete Erfolge gesehen, bessere Arbeit als früher von Stopffrauen je geliefert ist. [1])

3. Die Mannschaft ist geneigt, das so nöthig erscheinende festere Gurten, bei dem Umgurten, dem Nachgurten auf Märschen und bei anderweitem längeren Gebrauch der Pferde, vorzugsweise mit dem Obergurte zu beschaffen. Dieser ist dazu der zunächst zur Hand liegende. Mittelst des Aufzugriemens geht das flaschenzugähnlich leicht von Statten, während man, um zu dem Untergurte zu gelangen, den Obergurt ganz lösen, die Hände derber dabei gebrauchen und die Zähne zu Hülfe nehmen muß. Der Obergurt, über den Grundsitz laufend, preßt aber die ganze Sattelung von oben stärker zusammen, hemmt so den Zudrang der Luft mehr, und giebt bei gleichem Anzug doch noch nicht so viel Haltung, als wenn der an den Stegen befestigte Untergurt vorzugsweise zum Gurten verwandt wird. Deshalb dürfte die Mannschaft gleich von Jugend auf daran gewöhnt werden müssen, nur mit dem Untergurte zu gurten, und das nur eben so fest als nöthig ist um eine feste Sattellage zu bekommen; während der Obergurt nie fester angezogen werde, als etwa die Festhaltung des Ueberwurfs erheischt.

An Ruhestellen, an den Versammlungsorten der Märsche, sollte es aber jedesmal das erste Geschäft aller Reiter nach 1. und 2. sein, den Obergurt sofort ganz los und den Untergurt so viele Loch nachzulassen, daß jeder Druck aufhöre. Dann wird mit beiden Händen unter die Decke gefaßt, um sie mit dem Sattel etwas zu heben, damit Luft unterströme.

Auch den inneren Theilen der Pferde muß solches Loslassen der Gurte sehr erquicklich sein.

Drei Minuten vor dem Weitermarsch „Achtung!“ Umlegung der Sättel, Anziehung der Gurte.

---

1) Es wurden bislang die Decken auf den Winter-Reitcommandos genau durchgesehen, und das dünn oder löcherig Gewordene von dazu engagirten Frauen (Stopffrauen) verdichtet.

4. Das Gewicht drückt, beschwert im Halten mehr als in der Bewegung. Und doch sieht man hie und da größere und kleinere Cavallerie-Abtheilungen aufgesessen halten und halten, wo sie füglich hätten sofort absitzen können. Insbesondere im Regen will niemand gern vom Pferde. Es dürfte wahrlich viel zweckgemäßer erscheinen, die etwa eingetretene geringe Versäumniß durch einige Trabtempo wieder einzuholen, als jemals das Absitzen zu verabsäumen, wo es, wenn auch nur auf Minuten, irgend thunlich ist.

Das Warum der Lüftung, des Absitzens, wird Jedem ohne viele Worte bald klar zu machen sein.

Von der Behandlung der Sattelstelle nach dem Marsche.

Auch bei der sorgfältigsten Handhabung der Sattelung auf dem Marsche werden dennoch Drücke, d. h. erhitzte Aufschwellungen der Haut, nach den ersten Märschen, oder bei recht warmen Tagen sich zeigen. Selbst dann auch, wenn eine äußere Veranlassung dazu (Riemenende, Falte oder Verhärtung in der Decke) nicht zu entdecken ist. Alte Schnauzbärte sagen dann: „Der Rücken ist noch nicht durchgebrannt, muß es noch besser gewohnt werden."

Etwas Wahres dürfte dem auch zum Grunde liegen.

Wie gesagt, die dumpfe Hitze ist groß, namentlich wenn übermäßig gut genährte Pferde vorhanden sind. Dann liegt das Haar zwischen Haut und Decke. Wie viele Haare setzen sich nicht in warmen Tagen, in der Haarzeit, in diese? Oft wird die Sattelstelle nach einigen Tagen ernsteren Gebrauchs kahler an Haar. Dies liegt dann dort nicht mehr so fest vereinigt auf der Haut als an den anderen Theilen des Pferdes. So kann allerdings in den ersten Tagen des Gebrauchs die Haut reizbarer sein, Erhitzungen aufwerfen, als später, wenn die Natur auch hierhin, wie allenthalben, reicheren Ersatz strömen läßt, wo stärker consumirt (transpirirt) wird.

Sind nicht ähnliche Wahrnehmungen an den Zugstellen neu eingespannter oder von geringem in längeren Zuggebrauch gesetzter Pferde wahrzunehmen?

Betrachten wir ferner den Schweiß, wie er bei aufgeschwemmteren, fetter gefütterten Pferden dicker, und so auch bei geringer Reibung schon Schaum gebend, heraustritt, während das richtiger gehaltene

Pferd viel weniger Schweiß giebt und dieser dann klar wie Wasser herunter träufelt, — wie aber solche Schaumproduction unter der Decke allemal stehen bleibt, die Haare des Pferdes leicht mit sich vermengt, und dann kälter werdend die Haare an die Decke kleben kann, — wie sich Haare mit ihren Spitzenenden in die Decke drängen, und dann in ihren Wurzelenden umgedreht, angerissen, ja ausgerissen werden können, insbesondere wenn die zurückgegangene Decke, ohne losgegürtet zu werden, gewaltsam vorgerissen wird (eine so Gefahr bringende Procedur, die indessen gar häufig zu sehen ist), — oder wie einige Schweißporen durch den erhärteten Schaum vielleicht verstopft werden: — so werden sich damit auch noch anderweite, wenn auch unscheinbarere Ursachen zu erhitzten Auftreibungen der Haut erkennen lassen.

Wie gesagt, sie erscheinen denn auch. Doch wohl verstanden, je nach der Handhabung der Sattelung, in größerer oder geringerer Zahl und Maaße, und ist der Marsch beendet, so sieht man denn auch verschiedene Mittel dagegen angewandt. Der Eine läßt alle Pferde vor dem Einrücken ein oder zwei Loch stärker angürten, und die Sattel lange liegen. Ein Zweiter legt den Sattel wieder auf, wo er eine Anschwellung wahrnimmt. Der Dritte nimmt den Sattel bald ab und schnallt einen Stein auf eine angeschwollene Stelle. Der Vierte einen feuchten Rasen. Ein Fünfter feuchten Lehm. Ein Sechster bäht mit heißem Wasser. Ein Siebenter mit Essig und Wasser. Ein Achter wendet Arnica an. Ein Neunter das am kältesten zu habende Brunnenwasser. Der Zehnte verweist vielleicht alles, gleich den Franzosen, an den Pferdearzt. Ein Eilfter versichert, die Geringfügigkeit werde sich über Nacht oder am folgenden Tage unter dem Sattel schon verlieren.

Wir haben in unserem ziemlich geraumen praktischen Reiterleben die Erfolge dieser verschiedenen Aufstellungen und Verwendungen, bei Abtheilungen und bei einzelnen Pferden, mit möglichster Sorgsamkeit beobachtet, und das uns am gerathensten Erschienene in verschiedenen Nüancen an den eigenen Pferden, so wie an den uns unmittelbar untergebenen angewandt. So sind bedeutende Anschwellungen, nachdem gleich eingeschritten worden, ganz ungefährdet wieder verschwunden, ohne auch nur eine Marke, Narbe nachzulassen; dagegen aber auch aus ganz kleinen Anschwellungen nach einigen Tagen Wunden unter unseren Augen entstanden, die auf Monate Höllenstein und das Messer

des Pferdearztes herbeiriefen, oder den armen Thieren für ihre Lebenszeit wunde Stellen (Brandflecken) zu Tage förderten. So stellte es sich, trotz des guten Glaubens, den der junge Soldat an die älteren hat, nach und nach immer mehr heraus, daß wenn man, um gegen Drücke zu verfahren, die Gurte des Sattels noch fester anzieht, oder den Sattel wieder auflegt, oder gar die Anschwellungen wieder weg reiten will, alles dies eine sehr harte Procedur zu nennen ist. Statt in Dankbarkeit mittelst einiger Stunden Aufopferung von dem Thiere das wieder zu entfernen, was es erduldete weil es uns trug, lassen wir nun noch den Druck, die Reibung fortwähren, in der Erwartung, daß die dadurch hervorgerufene höhere Wärme auf der ganzen Sattelstelle die Anschwellung der einzelnen nach und nach wieder verschwimmen lassen werde, während wir selbst die Hände in den Schooß legen, unsere Beine schonen wollen.

Eine solche Verschwimmung hat allerdings hie und da nun auch Statt. Aber meistens wie? — Insofern die Anschwellung nicht vielleicht kurz vorher entstanden oder ganz geringfügig war, wird sie sich in sich selbst ersticken, d. h. die in Hitze aufgetriebene Haut wird absterben. Die Haut wird samt den Haaren nach einigen Tagen vergehen. Entweder wird dann das bloße Fleisch erscheinen, oder die Haut wird mangelhaft durch neue, zartere ersetzt, so greise oder weiße mangelhaftere Haare, oder gar keine tragen. Die Stelle kömmt jedenfalls nie wieder zu der alten Kräftigkeit. Oft ist das schnuddernde Pferd da.

Fassen wir hiernächst die übrigen gegen den frischen Druck angewandten Mittel in das Auge, so stellt sich heraus: daß alle darauf hinzielen, durch Kühlung oder Bähen die Entzündung sofort wieder zu entfernen. Selbst der aufgeschnallte Stein hat die kühlende Tendenz, wenn auch in roher Weise, wobei zugleich die groteske Ansicht besteht, seine Schwere solle die Anschwellung mit niederdrücken helfen. Wir wollen den Werth oder Unwerth dieser Mittel nicht einzeln zu zergliedern suchen; geben es auch jedem zu, der sie verwendete, daß sie sämtlich einmal mehr oder weniger gute Erfolge gehabt, und so auch eine Vorliebe für eine wiederholte Anwendung bei neuen Fällen erzeugt haben mögen. Die Kraft, die Entzündung zu heben, haben ja alle, der nasse Rasen und der feuchte Lehm, der Essig und die warme Bähung. Deshalb beständig, durchaus sachgemäß und bis zu gänzlicher Entfernung

der Entzündung angewandt — und dabei kein Reiter, kein Sattel auf das Pferd — können sie auch, bis auf den Stein, meistens endlich alle helfen.

Doch hier fragt es sich insbesondere: welches Mittel führt am raschesten zum Ziel? welche Verwendung wird, in die Hand unseres jungen Reiters gelegt, am gründlichsten angewandt, am einfachsten beaufsichtigt werden können? in der Stadt und auf dem Lande, in der Caserne, im Bivouac ohne weiteres und gleich (worauf es doch auch hier hauptsächlich mit ankömmt) herbei zu schaffen sein?

Das ist sein Schwamm und das am kältesten zu habende Wasser. Dieses alle 10 bis 15 Minuten erneuert, und mittelst des Schwammes in Tropfenfall fort und fort auf die gedrückte Stelle angewandt.

Wir haben diese Methode durch den jetzigen Commandeur des Garde-Husaren-Regiments, Herrn Oberstlieutenant v. Dachenhausen, wie er als Schwadronschef zu diesem Regimente versetzt wurde, von 1831 bis 1838 kennen lernen. Indem damit der Befehl des sofortigen Absattelns nach dem Einrücken verbunden war, erregte insbesondere dies das Bedenken lang gedienter Feldsoldaten wie der Pferdeärzte, von denen der Eine auch noch außerdem warme Bähungen, ein Anderer kalte vorgezogen wissen wollte. So fehlte es nicht an directen und indirecten Entgegenstellungen, während unser hochgehaltene Freund, sich auf seine bereits gemachten Erfahrungen mancher Jahre in seiner früheren Schwadron stützend, fest und bestimmt seines Weges ging, und uns so, indem wir das Für und Wider währenddem still beobachteten und erwogen, und selbst auch beiläufig Gelegenheit fanden, einige bedeutende Drücke auf seine Weise rasch und das spurlos wieder zu entfernen, bei seinen anderweiten Erfolgen, nach und nach zu einem treuen Jünger seines Systems schuf, das wir denn auch sofort in die 1838 eigen gewordene Schwadron hinüber führten.

Bei der Wichtigkeit der Sache für alle Arten von Reitpferden (und auch der Druck des Zugpferdes dürfte nicht sachgemäßer von jedermann behandelt werden können) erlauben wir uns denn, auf die Methode selbst tiefer einzugehen.

Der Herr von Dachenhausen sagt zu Gunsten des allgemeinen sofortigen Absattelns: 1) Jeder Mensch lege, an einem Ruhepunkte angelangt, die von ihm getragene Last sofort von sich. Darin finde er augenblicklich die größte Erleichterung. Drücke jemanden der Stiefel,

der Schuh, so sei es der dringendste Wunsch, ihn sofort nach der Ankunft auszuziehen. Niemand denke dabei an Erkältung. Eben so müsse ja auch dem Pferde unter der Sattellage, gedrückt oder ungedrückt, zu Muthe sein. 2) Je früher die Sattelung von dem Rücken komme, um so zeitiger entdecke man die Anlaufungen der Druckstellen und könne dagegen einschreiten. Je zeitiger aber das kalte Wasser angewandt werde, um so rascher der Erfolg; das zeigten ja auch alle Quetschungen, Verletzungen, die mit kaltem Wasser bei den Menschen behandelt würden. 3) Er habe davon nie Erkältungen, Drusen entstehen sehen. Die erhitzte Sattelstelle werde ja dann frottirt.

Da wir die Schenkel der Pferde noch höherer Berücksichtigung werth halten als die Rücken, so haben wir folgenden Mittelweg eingeschlagen: Sämmtliche Packung und die Waffen sofort herunter, zwei oder drei Loch los gegurtet, und dann, während des Restes der ersten halben Stunde, Schenkelwartung. Ist die halbe Stunde verflossen, abgesattelt.

Das Tropfsystem erscheint uns mit das Wichtigste bei dem Verfahren. Der Mann stützt den Ellbogen auf den Rücken des Pferdes, bringt den Schwamm gerade über die erhitzte Stelle, läßt fortwährend Tropfen auf Tropfen (nie mehr) herab fallen. Den Eimer nahe bei, wird der Schwamm immer wieder von neuem mit dem kalten Wasser geschwängert. Nicht eine Pause darf eintreten. Muß der Reiter zum Essen, oder sonst einmal fort, so ist er für die Zeit durch einen Anderen zu ersetzen. Wo die Anlaufungen und auch die Erhitzungen, naht der Abend, noch nicht ganz und gar verschwunden sind, werden die Pferde abtheilungsweise zusammen gestellt, eine Leuchte, ein Corporal und sämmtliche betheiligte Mannschaft dabei. Die Hälfte ruht, die Hälfte tropft abwechselnd die ganze Nacht durch. Kömmt der Morgen und soll man weiter marschiren, so läßt man alles unerbittlich zu Fuß gehen, den Wachtmeister wie den Reiter, wer auch nur noch die leisest erhitzt anzufühlende Stelle auf seines Pferdes Rücken hat. Der Schwadronschef wird allemal selbst Richter sein müssen.

In einer Schwadron müßten die Pferderücken im Frieden und auf Märschen stets frei von wunden Flecken und Brandstellen sein, ja selbst von weißen Haarstellen bleiben. Findet ein Schwadronschef deren vor, so dürfte das Jahr seines Antrittes zugleich auch den

Markstein dagegen bei allen folgenden Pferdelieferungs-Jahrgängen abgeben.

Eiserne Consequenz richtet allein ihn auf.

Wir kommen nun zu der Frage: wie aber im Felde, wo Wochen vergehen daß nicht abgesattelt werden darf?

1. Ist eine Truppe mit ganz heilen Rücken ihrer Pferde zu dem Felddienst angelangt, so müssen wenigere Fälle vorkommen.

2. Einzeln wird selbst bei den voraus stehenden kleinen Abtheilungen in der weite Aussicht gewährenden Tageszeit abgesattelt, um zu lüften und die Decke umzulegen. Hier, so wie bei den weiter rückwärts stehenden allemal, wird sich für den Einzelnen Gelegenheit finden zu kühlen.

3. Die Erfahrung thut dar, daß Sättel mit Polsterungen weniger drücken.

Dagegen kann allerdings angeführt werden: die schwere Cavallerie, welche diese Sättel führt, ist viel weniger unter dem Sattel, hat fast immer Gelegenheit nach den Märschen, Affairen, nachzusehen, zu kühlen, einzuschreiten.

Dagegen tritt aber auch gleich wieder hervor, was ein Schmidt bei der leichten Cavallerie nicht alles aufpackt! und daß dies doch nie drückt. Ja daß Druckschäden, die sonst nicht zu heilen sind, unter seinem Sattel, bei fortwährendem Gebrauch, wieder gesunden.

So steht es fest, daß Polsterungen vor Drücken mehr bewahren, mehr Mittel darbieten die Drücke selbst unter weiterem Sattelgebrauch zu heilen, als der ungarische Sattel mit Decke allein. Wir sind deshalb der bestimmten Ansicht, daß wenn die ungarischen Sättel nach Art der Officiersättel gepolstert würden, bei $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$ so schweren Decken, man für die etwaigen Mehrkosten durch Erhaltung der Pferde über alle Maßen belohnt werden würde, da weniger Drücke vorkommen würden und ein geringerer Gurtenanzug nothwendig wäre. Jedenfalls aber müßten bei einem Feldmarsch sofort mindestens 30 Paar Polsterungen, so groß wie die Stege, jeder Schwadron beigegeben werden, damit man stets Mittel in Händen habe, mit den in ihnen zu jeder Stelle gleich anzulegenden Kammern sofort schützend einzuschreiten, während sie zuerst den jungen Pferderücken zum Schutz dienen können.

Die Strohmatte ist ein Surrogat. Wir schätzen Surrogate insbesondere da nicht, wo, wie hier, das zu ersetzende Product so nahe zur Hand ist.

Der Kopf.

An dem Kopf dürften die Augen und das Maul die hier allein heraus zu hebenden Theile sein.

Das **Auge**, so wunderbar aus zartester flüssiger Masse und in sich doch wieder so kräftig gebildet, gehört zu den wichtigsten Theilen an des Pferdes Körper. Ohne Augenlicht fällt des Pferdes Werth von 200 Pistolen zu 20 Thalern herab.

Nicht von dem Sehnerv, der Pupille u. s. w. sollte bei der Belehrung des jungen Mannes die Rede sein. Wohl aber möge man ihm bemerken, wie zart das Auge sei, wie ein Strohhalm es bedeutend verletzen könne, wie das erhitzte Blut sich in dasselbe dränge, wie die sich wie Blitzstrahl schließenden Augenlieder es gegen nahende Gefahr bewahren. Daß es deshalb nicht entsprechend sei, die um die Augenlieder wie Fühlhörner bei den Insecten ausstehenden einzelnen langen Haare (Verkünder nahender Gefahr) wegzunehmen. Daß man es nicht selten in den Casernen und sonst sehe, wie die Stirnbänder der Halfterung auf die Augen herabsänken, Reibungen gäben, und man darauf Morgens doch sehr erstaunt sei, plötzlich trübe Augen zu finden, während es doch für den Wärter ein Leichtes sei, sie durch ein kleines Band davon abzuhalten. Daß auch für das Auge das kälteste und klarste Wasser, das zu haben ist, seine Entzündung-hebenden Kräfte äußere; jedoch mit großer schonender Sorgfalt anzuwenden sei, damit nicht Schwamm und Hand die Augenwimpern knicke, dem Auge zuwende, überhaupt die Berührung den Augenliedern nicht eine fieberhafte Bewegung gebe. Wie Pferdedünger und Pferdeausdünstung, dumpfluftige Ställe, den Augen schädlich wären; Roggen- und Bohnenfutter, bei zu wenig Bewegung, dickes Blut gebe, und damit zu Erblindungen Anlaß geben könnten. Daß wer sein Pferd mit Gerte, Strick oder dergleichen an den Kopf schlage, stets in Gefahr sei, demselben ein Auge zu verderben, denn die geringste Bewegung des Kopfes während des Zuschlagens könne den Schlag unaufhaltsam hineinführen; zu geschweigen, daß das dadurch unfehlbar kopfschen werdende Pferd sich

nicht mehr mit Ruhe werde aufstangen lassen. Daß das aber im Kriege sehr wichtig sei: Eine Minute früher oder später zu Pferde, entscheide dort mehrfach über Ehre und Leben. Nur durch fortgesetzte Schmeicheleien am Kopf bei Futtergaben, sei ein so mit Recht mißtrauisch gewordenes Pferd wieder zum Vertrauen zu bringen.

Das Maul rede für einen treuen Wärter deutlich genug, was das Pferd wünsche, oder was ihm etwa fehle. Wiehernd bewillkommne es ihn ja gar oft, wenn er zur Futter-, zur Tränkzeit nahe. Verschmähe aber ein Pferd das Futter oder Heu, so sei sofort zu untersuchen, woran das liege. Denn fressen möchten alle Pferde gern. Die Natur lehre sie aber, das zu vermeiden was ihnen schädlich sei. So trete zuerst die Vermuthung hervor, daß der Hafer oder das Heu Verdorbenheit verkündenden Geruch habe, oder die Krippe nicht vollkommen rein gewesen sei. Finde sich aber an diesen Gegenständen nichts, so sei sofort das Innere des Mauls zu untersuchen. Die Zunge und der Gaumen würfen zu Zeiten Hitzpusteln auf. Heu und Stroh enthielten hie und da Distelspitzen, welche hitzigen Fressern Schmerz verursachen könnten. Durch die Gebisse würden Laden und Zunge leicht verletzt, durch die Kinnkette die äußere Haut. Junge Pferde wechselten die Zähne. Aeltere Pferde hätten auch Zahnschmerzen gleich uns Menschen. In die Hohlstellen der Zähne setze sich etwas von dem Futter. Da sei weder ein Zahnstocher noch ein Strohhalm, noch Wasser zum Ausspülen, wie bei den Menschen, zur Hand, dies wieder daraus zu entfernen. So senke sich das Hineingerathene immer tiefer in den Zahn, endlich in die Kinnlade; von oben komme immer neues hinzu; selbst die Knochennatur der Kinnladen wolle zum Abwurf zu Hülfe kommen; sie treibe auf, werde aber auch von der Fäulniß mit ergriffen. So werde selbst eine Pferde-Kinnlade morsch.

Bei Hitzpusteln sei Salzwasser oder auch kaltes anzuwenden; bei Verletzungen kaltes, und insbesondere große Sorge zu tragen, daß von dem Fraß sich nichts hinein setze. Die Zunge werde mit einer Hand nach einer Seite hinaus gezogen, während die andere von der entgegengesetzten Seite mit dem getränkten Schwamm wasche. Ein Auswaschen des Mauls könne nie schaden, wohl aber erfrischen und die Freßlust zurückbringen. Nach jedem Gebrauch wären Kinnkettenstelle und die Maulwinkel und Lefzen zu waschen.

An die Backenzähne sei es schon schwierig zur Besichtigung zu

gelangen, schwieriger aber noch sie zu reinigen, sie von scharfen Kanten zu befreien. Das alles sei Aufgabe der Schmiede und des Pferdearztes. Finde sich aber auch an der Zahnung nichts was den Pferden das Fressen verleide, so sei auf ein inneres Unwohlsein zu schließen, oder bei neu hinzu gekommenen Pferden auf eine früher in anderer Weise dargereichte Futtergabe. Eine Decke übergehangen, verschlagen gegebener Trank, könnten nur gut thun. Fiebere das Pferd und sehe sich nach den Flanken um, so trete die Vermuthung ein, es habe Leibschmerz. Stelle es sich steif hin, halte den Kopf hernieder, stoße zum Husten an: Brust- (Lungen-) Leiden. Melden, daß ärztliche Hülfe so rasch wie möglich erscheine, sei hierauf das erste; Reiben der Schenkel mit Händen, die lose Umwickelung darauf mit dem weichsten Stroh (die Knie zum Niederlegen frei gelassen) das zweite was nothwendig sei.

Eben so wenig wie ein Mensch gleich nach genossener voller Mahlzeit gut marschieren könne, eben so wenig das Pferd. Spätestens eine Stunde vor dem Gebrauch müsse also das Pferd das Futter haben. Bei längerem Marsch (Gebrauch) unterweges eine kleine Erfrischung von Brod, Heu, Hafer, wenn auch nur aus der Hand gereicht. Ein verschlagener Trank dazu, zumal in warmer Zeit, erhalte die Kräfte und insbesondere die Freßlust bis zur Ruhezeit wach. Gar oft sei es nämlich wahrzunehmen, daß die Pferde nach zu langem Fasten auf Märschen, später im Quartier angelangt das Fressen ganz versagten. Deshalb müsse der Reiter allemal, selbst auf Kosten des eigenen Magens, Brod für dasselbe mit sich zu führen suchen.

Ein verschlagener Trank, mit etwas Hafer-, Gersten- oder auch Rockenschrot angemengt, thue, nachdem man (etwa ¼ Stunde) im Quartier angelangt sei, zur Erquickung, zur Erweckung der Freßlust treffliche Dienste. Etwas davon finde sich auf ein freundlich Wort, oder Austausch gegen Heu, ja mehrfach. Das Wasser des Brunnens müsse jedenfalls nach der Ankunft sofort im Eimer an die Sonne (Luft) gesetzt werden.

Nichts sei mehr der Freßlust entgegentretend, gebe leichter zu Krankheiten Veranlassung, als die Pferde aus lebhaftem, erhitzendem Gebrauch plötzlich in den Stall zu führen. Das dürfe also nie geschehen.

Was dagegen von der Commandoführung ausgehend räthlich sein

dürfte, werden wir weiter unten, in dem Capitel vom Gewicht, zugleich mit vorlegen.

„Im Felde, im Bivouac sind solche Vorsichtsmaßregeln doch nicht anzuwenden. Die Pferde auf den Märschen dahin daran gewöhnen, heißt also sie vorher verweichlichen“ — hören wir hie und da einwerfen. Selbst Graf Bismarks oben allegirte Wünsche für Militairgestüte möchten ähnlichen Ansichten entsprungen sein.

Solche Aufstellungen dürften noch nicht anerkennen wollen, was doch durch Erfahrung in der Wissenschaft jetzt als unumstößliche Gewißheit in der hippologischen Welt feststeht: nur die größtmöglichste, richtig gewonnene Kornkraft giebt allein jedem einzelnen Pferde die längste Dauer.

Ein Pferd in voller Kornkraft in den Krieg geführt kann mindestens dreimal so viel leisten und ertragen als das unkornkräftige.

Paez führte z. B. bei seinen Llaneros einen dreifachen Pferdeetat. Ein Pferd wurde geritten, zwei für jeden Reiter in Heerden nachgeführt. Täglich wurde gewechselt. Warum? Weil er nur über Weidepferde gebieten konnte — Weidepferde aber, aufgewachsen in den kräftigsten Gräsern der Welt, den wogenden Blüthenmeeren der Savannen; genährt dort als Soldatenpferde wieder, oder gar mit den Körnern, Gräsern, Kräutern aller Zonen, wie sie schichtenweise hinaufsteigend an den Anden, den Naturforscher bezaubernd in unendlicher Fülle wachsen; gelagert stets in den köstlichen tropischen Nächten. [1])

Wollten wir unsere Pferde schon auf dem Marsch zum Kriege an Hunger, Durst und Erkältungen, durch absichtliche Herbeiziehung dieser gewöhnen, so hieße das etwa mit anderen Worten: wir wünschen sie dort nicht mit der größtmöglichen Kornkräftigkeit auftreten zu sehen; wir wollen vielmehr mehrere von ihnen krank zurücklassen und mit dem Rest in lauem Zustande anlangen. Etwa, damit wir es ein Bischen bequemer haben, uns selbst also verweichlichen.

Mit allen Pferden, die ausmarschierten, in guter Condition und frischen Gängen prangend, in der ersten Schlacht anlangen, das ist doch die Aufgabe. Nur allein so ist sie zu lösen.

---

1) Aus den Mittheilungen unseres in Südamerica verstorbenen Freundes, des Majors Otto Heise, der mehrere Jahre in Paez Reiterschaaren diente.

2. Belehrung auf Reitgebrauch.

Voraussendungen.

1. Es giebt wohl fast kein wissenschaftliches Lehrbuch über Reiterei, in welchem nicht darauf hingewiesen wird, daß wer junge Pferde zum Reitdienst heranbilden wolle, wenigstens in etwas Pferdekenner sein müsse, damit er aus der Bauart des ihm überwiesenen Pferdes, aus der Prüfung, Beobachtung seines Gliedergebrauchs alsbald zu folgern vermöge, wie dasselbe zu nehmen sei, in wie weit dessen Kräfte dem Unterricht entsprechen könnten. Und dennoch findet man das Ebenmaaß, selbst bei den Herren der Wissenschaft, nicht gar häufig ganz richtig hingestellt. Heute aufbrausen, morgen sinniger verfahren. Wir folgern: zu viel Eifer (too much spirit, wie der Engländer sagt) bei dem vielfach auch noch sonst verbreiteten Glauben, die Gänge, die Haltung des Pferdes in den Reitbahnen rasch verbessern, umformen zu können [1]; — Mangel an Studium des Glieder-Mechanismus, der Beobachtung, Vergleichstellung des Materials in seinen Einzelheiten damit; — Mangel mehrfältiger Erfahrung der fast jedesmaligen Rückwirkung begangener Mißgriffe dagegen im eigenen Geldbeutel (trefflicher Lehrmeister der Empiriker): dies dürften etwa die Ursachen sein.

Hieraus möchten wir zu schließen wagen: das viele Predigen hilft für das Allgemeine zu nichts, insofern die erste in der Jugend gegebene Bildung auf gerittenen Pferden nicht gleich mit darauf zugerichtet war, von dem Reiter die der Jugend ohnedem doch schon angehörenden excentrischen Ansichten, als da sind von der Kraft, der Macht, der hohen Fähigkeit des Menschen, vermöge deren er auf den Organismus des Pferdes bedeutend einwirken könne, ja solle — fern zu halten. Wo dieser Boden fehlt, muß vor Allem versucht werden, ihn wieder herzustellen.

a) Wissenschaftlich.

„In der Sphäre des organischen Lebens ist alles dunkel, was der Entwickelungsgeschichte angehört," sagt Alexander von Humboldt (Kosmos).

---

1) Wie so oft wird uns bei Hinweisung auf mangelhafte Gänge, oder dem Reitgebrauch nicht entsprechender Bauart, erwidert: „wenn sie das Pferd nur erst in der Reitbahn haben, wird das schon anders werden."

Wie so wahr auch hinwiederum hier bei dem einzelnen thierischen Organismus.

Wenn wir auch Pferde zu Dutzenden unter unseren Augen sich entwickeln sehen, das Wie bleibt uns ewig dunkel. Dunkel, warum der eine Same empfangen wird, der andere nicht? Dunkel, mit welchen Säften er dann genährt und erstarkt wird, wie er sich zum Fötus so rasch heranbildet. Wie, woher und wann diesem das geistige Leben komme (plötzlich oder nach und nach). Dunkel hinwiederum, wie die Frucht sich damit nun zum selbständigen Individuum bilde. Wie das Füllen sich endlich so, immer mehr und mehr von der Mutter Sein emancipirt. Dunkel, wer die Stunde der Geburt giebt. Füllen oder Stute? Dunkel überhaupt, wann sie kömmt. — Kein Sterblicher, und berechnete er auch aller Cometen Lauf auf die Secunde, kann eine Einzelne so genau bestimmen. — Dunkel, wie die Tausende schief und krumm geborenen Schenkel sich endlich zu trefflich gestellten heranbilden. Wie das Wachsthum den einen Brustkasten weite, den andern nicht. Wodurch die Dehnbarkeit der wachsenden Knochen, endlich still verborgen, ausgewachsen zum Stillstand gebracht, zu steinharter Masse wird. Dunkel wie und warum bei dem einen Pferde die sieben Halswirbel sich zu eminenter Höhe, Länge entwickeln, bei dem andern zu krüppelhafter Kürze zusammendrängen?

Und doch wähnt der junge Reitscholar — der seiner eigenen Länge nicht einmal eines Haares Breite zuzusetzen vermag — durch seine Dressur des Pferdes Glieder zu ihm angenehmeren gewaltsam ummodeln zu können?

Ja, ja, auch für das Pferd ist das Schrecklichste der Schrecken der Mensch in seinem Wahn!

b) Praktisch.

Reitunterricht wird, wenn erst Sitz gewonnen ist, reine Verständigungslehre mit dem Pferde. Der Schüler lernt den richtigen Intonationsgebrauch dieser Zeichensprache meistens mit von dem Pferde. Und doch, wie so oft sieht man, wenn der Lehrer einen mangelhaften Erfolg der Verständigungsweise in Hülfe, Führung oder Sitz ihm und nicht dem Pferde (seinem zweiten Lehrer) beimißt, den Schüler gleich oder nachher gegen das Pferd aufbrausen: statt daß er darob bei sich selbst allein

zu kehre gehen sollte. Nun lassen sich auch die älteren Pferde das bieten. So triumphirt der Schüler nachher in seinem Sinn über Lehrer, Pferd, und behält so stets Recht.

Die Reitkunst würde gewiß ganz andere Fortschritte machen, und dem Lehrer dabei auch noch mancher Verdruß erspart werden, wenn man Pferde dazu erziehen könnte, jede gegen sie angewandte unrichtige Hülfe gleich selbst zu rügen. Etwa sich sofort niederzuwerfen, oder den Reiter an die Wand zu drängen. Dazu sind sie aber meistens zu gutmüthig, oder zu kraftlos. Die aber zu etwas dergleichen wohl einmal Geschick und Kraft verrathen, werden leicht bald zur Widerspenstigkeit gebracht.

Wie also Selbsterkenntniß — das Schwerste von allen — hier schaffen? wenigstens Schaden meiden?

„Wie in den Wald gerufen wird, laß die Antwort schallen!“ räth unser altes Sprichwort. Der Harte, Brausende also jedesmal sofort herunter vom Pferde; ruhiger Beginn auf anderen, von Rückstadien an. Dem Feinfühlendern in belehrender, begütigender Vorstellung. Einmal. Bei Wiederholung Gleichstellung mit dem Brausenden. Stets und immer gleiche Entgegenstellung, und dauerte der Lehrcursus auch zehn Jahr. Besser in der Schule stecken lassen, als Lehrer mit präoccupirten Ansichten zu geben.

2. Die Reitverständigkeit („Reitkunst, edle Reitkunst“ möchte wenigstens in der Allgemeinheit, wie das Wort gebraucht wird, und im Soldatenthum füglich der Marktschreierei überlassen werden können) dürfte, unbeschadet der Verschiedenheit der Campagne, Manöver und gewöhnlicher Transport-Reiterei, etwa in zwei größere Abtheilungen zu zerlegen sein. 1) Das junge, ganz rohe Pferd, gleichviel zu welchem dieser Zwecke, rittig zu machen. 2) Dasselbe dann für einen dieser Zwecke weiter auszubilden.

Eine langjährige Beobachtung des praktischen Lebens könnte nämlich fast zu der Ansicht führen: daß, um beides durchzuführen, zwei verschiedene Menschen gehörten. Insbesondere gerade wenn sich die Reiterei in dem zweiten Stadium immer mehr von dem gewöhnlichen praktischen Gebrauch trennt, sich als Schule, Manege-Reitkunst, als etwas Höheres, als Wissenschaft, davon emancipirt. Wir sehen wenigstens oft den Sohn, den Knecht unsers Pferdezüchters, ja den Ergrauten noch selbst, ein nie bestiegenes (nie longirtes, nie gesatteltes) Pferd

ohne alle weitere Apparate als eine alte Trense oder ein Halfterstrick über oder in das Maul, nach einigen Minuten, einfach (friedlich) dahin reiten, als wären sie schon Tage mit einander vertraut gewesen; dann nach einiger Wochen, Monde Frist, einige von ihnen mit dem jungen Pferde, unter derselben denkbar geringfügigsten Ausrüstung, in dem gestrecktesten Gallopp, in Windungen durch Eichenbestände ziehen, pariren und so wiederkehren, während man an dem Pferde nur Frohsinn, ganz und gar freudig (frei) gebliebene Gänge, eine hohe Traulichkeit zu dem Reiter wahrnimmt. Und müssen der Ansicht sein, daß das von Manegereitern in der Allgemeinheit seltener so sachgemäß, insbesondere so einfach ausgeführt werden möchte. Zuerst müßte ein solcher wenigstens die Sporen abzulegen haben. Zweitens sich gleich Eingangs dazu verstehen, die Trensenzügel in eine Hand, vielleicht gar Mähnen in die andere zu legen. Drittens, auf dem nackten Pferderücken mindestens eben so heimisch sein wie auf dem Sattel. Viertens, sich die Töne aneignen, welche in das rückwärts fliegende Ohr des Pferdes trauliche Erinnerungen für den ersten Besteiger in Anspruch nehmen.

Seine Erziehung war aber darauf meistens nicht zugerichtet. Er kömmt meistens aus einer anderen Sphäre, der Stadt, der cultivirteren Welt, wo man sich nicht unter Füllen, Stuten, jungen Pferden tagtäglich herumtreibt; wo man das Pferd nur in zugestutzten Zuständen kennt. Dort macht dann der völlig zugerittene, nicht ängstliche, sinnige Gaul, oder der ähnlich dressirte Poni, seine erste Bekanntschaft unter den Pferden. Kaum ist der Ritt vollendet, geht er von dannen. Er lernt das Pferd nicht pflegen. Er durchwacht wohl einmal Nächte, aber nie sorgend bei dem erkrankten Pferde, der gebährenden Stute. Mit dem zunehmenden Alter besteigt er Pferd auf Pferd, wird so endlich zu dem feinfühlendsten hingeführt. Das Pferd wird von ihm longirt, an Gurten oder Sattel und Standbäumen schon heran gezäumt. So zuvor gewöhnt, wird es endlich bestiegen. Doch bleibt die Longe auch noch hie und da in eines Helfers Hand, der beobachtend beian schreitet.

Daß auf diese Weise auch junge Pferde sehr gut rittig gemacht werden, davon giebt es ja der Beweise genug. Uns erscheint aber die erste Art, zu besserer, sicherer Entwickelung aller Körperzustände, doch bei weitem vorzuziehen. Deshalb können wir uns denn auch mit

den §§ 19 und 20 „des Leitfadens zur Ausbildung der Remonten der reitenden Artillerie von v. Gellhorn" (Glogau 1847), eine Abhandlung, die uns im Allgemeinen angesprochen hat, nicht ganz einverstanden erklären. Wir würden das erste Reiten auch dort auf ungesatteltem Pferde (unbeschadet der schon vorher ertheilten Lectionen des Gehens unter dem Sattel ohne Reiter) geben; stets aber, mit oder ohne Sattel, die Reiter wenigstens 4—6 Wochen lang die Remonten nie mit Sporen besteigen lassen.

Ist hiernach unsers Züchters Sohn mehrfach in unseren Reihen, unsere Mannschaft überhaupt auf Decke und losem Pferde praktisch und auf Sattel, ohne künsteln zu wollen, heran gebildet, so haben wir auch guten Boden zu unserem Unterricht, zu Heranbildung der Remonten.

Wo nicht, so dürfte zugleich auch im praktischen Unterricht, gegen die Ueberbildung (Verbildung) zu Felde zu ziehen sein.

3. Die Zusammensetzung von Mann und Pferd ist eine der wichtigsten Aufgaben des Schwadronsbefehlhabers. Soll sie trefflich gelöst werden, so gehört allerdings vollkommene Beurtheilung der Pferde, nach Bauart, Gängen und Temperament, genaue Kenntniß des Reitvermögens jedes einzelnen Mannes dazu.

Indessen sollte man doch auch hinwiederum glauben können, daß gleiche Cursen in Reitunterricht, Dienstzeit, Beobachtung von Roß und Mann den Erfolg haben müßten, daß auch etwa gleiche Ansichten, und damit auch wenigstens sich ähnelnde Ausführungen, bei diesem Gegenstande zu Tage kämen, wenn auch die Auffassungsgaben, die Charactere der Menschen noch so verschieden sind. Groß zu groß, klein zu klein, müßte schon recht augenfällige Anhaltspunkte geben. Und dennoch begegnet man dabei, wenn man beobachtend durch das praktische Reiterleben gehet, recht hetrogenen Entwickelungen. Sah man doch oft — um recht grell hervortretende Beispiele zu geben — den Gaul mit kürzerem Armbein durch einen zügelhängigen Reiter bald zum angstvollen Zappler im Gliede bilden, indem, wenn das Pferd sich übereilte während andere ruhig vorwärts gingen, der Reiter die rasch wechselnde Ermahnung erhielt, Luft zu geben, zu verhalten (ins Maul zu reißen), mit Sporen zu strafen; oder wenn ein junges, feuriges, feinfühlendes Pferd, gepreßt im Gliede, bei dem Choc, im edlen Wetteifer unter seinem Reiter einige Pferdelängen über den Haltepunkt lief, nahm man

wohl ohne weiteres den kräftigsten Mann mit einer sogenannten Ochsenfaust aus der Schwadron heraus, und ließ ihn das Pferd besteigen, damit es im Wiederholungsfall halten lerne. Während es anderen recht trefflichen Lösern (unserer Ansicht nach) dagegen halbdurchwachte Nächte bereitete, Pferd und Mann zusammen zu fügen.

Zu Pferde sitzen sie aber in einem Tempo dann sofort Alle, die gut Zusammengefügten und die Geringeren, die Sach- und die Hartbelehrten, und stehen in ihrem kriegerischen Schmuck, eine wie die andere Abtheilung, anscheinend preiswürdig da. Die Trompeten blasen. Der Parademarsch, die Musterung beginnt. Es ist eine Lust das Schauspiel anzusehen. Das Pferd — gesellig — läßt sich in den Gliederungen, in dem allgemeinen Mitfortgehen viel gefallen. So erklärt sich beiläufig denn auch die mehrfach gehörte Verwunderung, „wie mancher mit seinem Pferde doch noch dabei billig fertig geworden sei." Aber wahrlich, nicht an der eingestellten Mannschaft (den sich anklammernden Strumpffabrikanten) dürfte es allein liegen, wenn das Pferd, nach Graf Bismarks schon oben gegebener Schilderung, sich bei dem ruhigsten Tempo unter seinem Reiter abmattet, endlich wüthend wird, die Gliederungen desorganisirt: auch die Zusammenfügungen von Pferd und Mann, die decidirt verdammenden Urtheile der Oberen, der Exercice-Betrieb selbst, dürften ihr sehr großes Theil mit dazu beitragen können.

Belehrung.

1. Sobald die Mannschaft aus dem ersten Rohen (der Sitzgewinnung) ist, dürfte sie gleich darauf mit aufmerksam gemacht werden müssen, wie verschieden die Einwirkung der Hülfen auf die Pferde sei. Das lebhaftere Temperament werde auf den leiseren Druck der Wade schon willig, während das phlegmatische davon ganz unerregt bleibe. Folgerung: fast kein Pferd sei ganz genau wie das andere mit den Hülfen zu behandeln; allemal aber sei es ein unverkennbares Zeichen von zu lebhafter Anwendung der Hülfen, wenn das Pferd, auf das Avertissements-Commando zu einer Wiederholung, lebhafter werde, trippele, sich schon placiren, irgend etwas ausführen wolle, ehe die Hülfe vom Reiter gegeben sei.

2. Auch das beinigste Pferd müsse fallen, wenn es im raschen

Lauf in ein Loch, in ein tieferes Geleise unversehens trete. Selbst der kleine leichtfüßige Hase schlage auf die Weise ab und an kopfüber, weil er, durch den Stand seiner Augen, mehr nach rückwärts als vor sich sehen könne. Je höher man das Pferd führe und damit den Kopf höher stelle, um so mehr verhindere man es aber, seine Augen zu Erforschung des zu durchlaufenden Erdreichs zu gebrauchen. Deshalb möglichst niedrige Führung.

3. Man nehme drei in der Halsung und den Ganaschen verschieden stehende Pferde heraus; weise auf die Verschiedenheit dieser Bildungen hin, und folgere daraus die Unzweckmäßigkeit, ein Pferd wie das andere in Zäumung bringen zu wollen; man erläutere dies zugleich praktisch dadurch, daß man die drei Reiter derselben mit den Trensenzügeln in beiden Händen und gleicher Höhe (äußere fast in der Höhe der Schulter) die Zügel in Straffheit, die Pferde in Richtung stellen läßt. Jeder Reiter hat sein Pferd in der Stellung zu erhalten, und den möglichst raschesten Schritt zu reiten.

Es wird nicht ausbleiben, daß die kürzer oder gerade gehalsten Pferde zurückbleiben.

Hierauf möchte anzurathen sein, eine Strecke von etwa 100 Schritt, deren Bodenart den Eindruck jedes Hufstrittes möglichst gleichmäßig aufnimmt, mit der Harke ebenen zu lassen. Dann lasse man jedes einzelne dieser Pferde einmal hoch und herbei gezäumt über diese Fläche in Schritt gehen, hierauf frei aus, Trensenzügel in einer Hand, und die Zahl der Austritte gegen einander aufzählen, auch die einzelnen Zutritte mit einander durch Zollmaaß vergleichen. (Wir fanden dieser Tage noch eine Differenz von 1½ Zoll bei jedem Austritt.) Pferde jedoch, denen der kurze gebundenere Austritt schon längst zur Eigenthümlichkeit geworden ist, dürften begreiflich zu solchen Darlegungen nicht genommen werden.

Dann Folgerung für Alle, was das sogenannte Zusammenreiten im Schritt im Gefolge habe.

4. Wir gaben schon oben an, was Wehrung bezeichnet. In diesem Sinne muß hier auch gegen die vielfältig verbreitete Ansicht zu Felde gezogen werden, das Aufziehen der Rücken- und Lendenwirbel gegen den aufsitzenden Reiter sei Widersetzlichkeit oder Zeichen von Schwäche in der Nachhand.

Bei Stuten kömmt hie und da der Geschlechtstrieb mit in das

Spiel. Der Kitzel wird, je weiter der Sattel nach rückwärts gelegt wird, um so mehr davon erregt. Der Schweif gehet nach links und rechts; die Lendenwirbel werden in die Höhe gezogen. — Indem die Stute das Darmbein dabei ab und an nach hinten auswärts biegt, so hat dies auf das Back- und Sitzbein die Wirkung, daß das Pferd hinten weiter und kürzer tritt. Ist der größere Kitzel nach einiger Zeit vergangen, so bleibt bei einigen Stuten doch noch ein weiter (schwimmender), der Kreuzlähme ähnelnder Gang. Wer solche Stuten spornirt, bildet sie leicht zu Seigern, zu Schlägern: die Sporngaben wirken ganz ähnlich den Liebkosungsbissen des Hengstes.

Bei dem Hinausritt möglichst wenig Gurtendruck, der Sattel nicht zu sehr zurück, viel gemüthliche wenn auch rasche Bewegung in freier Luft, ruhiges Abwarten daß die Rossigkeit ende, und dann Herannahme, sind die richtigsten Maßnahmen dagegen.

Ziehet aber der Wallach die Lendenwirbel auf, so ist, bei richtiger Hinüberführung von den Decken zu den Sattelritten, ganz unbedingt Wehrung gegen das zu Hochaufzäumen die Ursache.

Wo der naturgemäße Schenkelgebrauch und der Deckenritt voran gelassen wird, findet man nie in Rücken widersetzliche Pferde.

„Einige Remonten erscheinen aber gleich mit aufgeworfenem Rücken?"

Wenn die Schlossenschauer wehen, die Pflugarbeit, selbst mit vier, sechs Pferden, in dem schweren Marschboden schwer gehet, wenn das junge Pferd in den Weiden in Sturm und Regen schauert (das Hintertheil allemal nach dem Winde drehet), so ziehet es sich zusammen. Einzelne lernen dabei die fraglichen Wirbel aufziehen.

Wärme, bessere Wartung, keine Zugarbeit, keine Weide mehr, Ritte mit Zügelfreiheit, ab und an ein gelinder Strich mit der Hand auf den Rückenwirbeln zu der Erhöhungsstelle herunter, sanftes Erfassen derselben an den Seiten (wie man es bei Vorstellungen von Pferden zum Handel siehet) bringen nach und nach den geraden Rükken zurück.

III. Des Pferdes Gebrauch im Gliede.

Voraussendungen.

1. Es ist bei den Cavallerie-Exercitien ab und an wahrzunehmen gewesen, daß gegen das Ende der dazu bestimmten Zeitabschnitte die Pferde bedeutend unruhiger (aufgeregter) geworden sind, als sie es in der ersten Hälfte waren. Wenn ein Signal gegeben wird, kömmt im Stehen schon Unruhe in die Schwadronen, der Uebergang vom Trab zum Galopp geschiehet bei manchen Pferden schon vor dem Commando, die Wendungen namentlich bei den Deployements werden zu übereilt, ja anscheinend von einigen Pferden von selbst vollzogen. Der darauf folgende Anritt gewinnt dann insbesondere bei den Spitzen (Têten) der deployirenden Ab.heilungen mehr den Anblick von Lançaden, als des Strebens des möglichst terraingewinnendsten Galopp-Ausgriffs für die nachfolgenden Körperschaften. Kronen- und Ballentritte, Sehnenkläppe, sonstige bedeutende Verletzungen der Schenkel, ab und an Stürze kommen vor.

Wir haben uns nie überzeugen können, daß ähnlich betriebene Exercitien, zweckentsprechend sein können, selbst wenn wir uns auch die dem General von Seidlitz beigelegten Worte: „er könne kein Cavallerie-Regiment brauchen, bei dem nicht alljährlich einige Reiter die Hälse brächen," lebhaft vergegenwärtigen, und wenn wir auch selbst der Ansicht sind, daß ein determinirtes und rasches Reiten über Terrainhindernisse mit geschlossenen Abtheilungen zu seiner Zeit geübt werden müsse.

Um derartiges kann es sich aber bei den in Frage stehenden Exercitien nicht handeln. Der Uebungsplatz ist mit der größten Sorgfalt ausgewählt, meistens fast so eben wie eine Diele. Der Raum auf etliche Hunderte von Schritten, in die Länge und Breite beschränkt.[1]) So ist der Tummelplatz für Wochen, Monate.

---

1) Für die Schwadron 300 Schritt breit, 4—500 Schritt lang; für das Regiment wenigstens 500 Schritt breit, 800—1000 Schritt lang.

Diesseitige gesetzliche Vorschrift, wenn es sich um Abfindung aus einer Theilung, der um einen Ankauf handelt.

2. Daß man gern ebenes, nicht hartes, nicht steinichtes Erdreich zu den Uebungsplätzen wählt, hat dieselbe Ursache als die noch größere Sorgsamkeit bei der Wahl ebener, grüner, elastischer Rennbahnen: möglichste Bewahrung der Pferde für Schenkelruin. Dies dürfte also durchaus nicht zu tadeln sein. Die Beschränktheit der Plätze kann aber nichts anderes zu Tage fördern als kurze Bewegungen in Colonne- und Frontalmarsch, während die ganz unentbehrliche Gleichheit des Tempo (des ruhigen Dahinzuges eines Pferdes wie des anderen) in Vollkommenheit, nur allein in längeren Märschen gerade aus gefunden werden kann. Die Beschränktheit ist also, wo sie gefunden wird, sehr zu beklagen. So dürfte sie auch vielleicht mit Veranlassung gegeben haben, daß hie und da noch die raschen kurzen Bewegungen der Abtheilungen auf dem möglichst kleinen Raume so beliebt sind und in Ansehen stehen, so daß selbst da, wo größerer Raum zu Gebote steht, doch freiwillig beschränktere Grenzen genommen werden.

Dadurch wird dann Exerciren und Manövriren leicht confundirt, was zuerst wenigstens allemal Schenkel kostet.

3. Aber auch hiervon abgesehen, so möchte doch zu Tage liegen, daß das sogenannte Tummeln (Umherwerfen der Regimenter auf kleinem Raum) wenig Aehnlichkeit mit dem Gebrauch größerer Cavallerie-Abtheilungen im Felde, dem Feinde gegenüber, hat. Ein weiterer Colonnenmarsch in raschem Tempo, Aufmarsch vor- oder seitwärts (einschwenken); dann Linienmarsch oder Einbruch: — das dürfte alles sein.

„Die größtmöglichste Einfachheit ist die Grundlage der Bewegungen.

„Bei dem Marsche in Linie vorwärts — Frontmarsch — ist Gleichheit des Ganges oder des Tactes, Ruhe, Schluß und Stille unerläßliche Bedingung.

„Oft wunderbar mit dem Donner des Geschützes in Widerspruch ist eine solche Truppenlinie — ruhig und still mitten unter Tod und Verderben maschierend, häufig unter einem Regen von Geschützkugeln, nicht achtend das Fallen um und neben sich, das Wehklagen der getroffenen, der sterbenden oder verstümmelten Feinde, — Ehrfurcht gebietend.

„Der Marsch in Linie so ausgeführt, ist das belohnendste Resultat militairischer Haltung und Ordnung.“ (Bismark, Taktik der Reiterei.)

Diese Ruhe und Stille mitten unter Tod und Verderben, in dem gleichmäßigen Tempo Tausender von Pferden in Colonne oder Linie, dürfte also das nie aus den Augen zu setzende Endziel des Strebens der Cavallerie-Exercitien im geschlossenen Gliede sein.

4. Von Bismarck zeigt ferner darauf hin: „wie hie und da Officiere, statt kalt und gelassen zu bleiben, in Hitze gerathen können, schreien anstatt zu commandiren, und dadurch nicht allein ihre Truppen, sondern sich selbst confus machen.“ Es dürfte zu Tage liegen, daß wenn nicht die Befehlshaber, klein und groß, bei allen Vorfällen — und ginge es auch noch so bunt durch einander — selbst stets kalt und gelassen bleiben, es unmöglich ist, die Truppe jener hehren Eigenthümlichkeit zuzuführen.

Der heißere Drang der Jugend, momentan Vorzügliches leisten, produciren zu wollen, kann allerdings zu übergroßem Eifer nach außen führen. Das dürfte sich hie und da selbst schon bei dem einfachen Richten stehenden Fußes, bei den Aufmärschen, genugsam darstellen.

5. Mißverständnisse, Ueberhörung des Commandoworts, sind in Staub, Wind und Regen selbst bei den Exercicen fast unvermeidlich. Sie dürften aber als kleine praktische Belehrungen für den Unterbefehlshaber wie für die Mannschaft betrachtet werden können, daß es nöthig sei, sich mittelst raschen Ueberblicks des divergirenden Ganges der Evolution von dem selbst eingeschlagenen Wege, ohne Ueberhast der Pferde, wieder in dieselbe stimmen zu lernen. Was dereinst bei größeren Fronten, dem Toben der Geschütze gute Früchte tragen kann.

Das sogenannte „zurechte helfen wollen“ kann dem aber, und insbesondere der Gewöhnung an Gelassenheit, nur störend entgegen treten.

6. General Foi hält eine weithin schallende und in den Commandowörtern klar tönende Stimme, mit für eines der wesentlichsten Erfordernisse des Cavallerie-Officiers.

Da Demosthenes seine ganz unverständliche Stimme zur volltönenden machte, so dürfte annäherndes auch vom jungen Officier möglich zu machen sein. Im französischen Heere wird abgesondert von der Truppe Unterricht in Betonung, Lautweise der Commandowörter ertheilt.

Ein weiter rascher Blick, eine helle Stimme, Reitergaben, bei welchen der mit dem Pferde ganz vertraute endlich alle Hindernisse zu

nehmen weiß, — Beneidenswerther, der du das besitzest, cultivire fort und fort in stillem Frieden diese Gaben. Die Zeit wird kommen, wo es tagt.

7. Der Cavallerist möge lernen, Exerciren von Manövriren scharf zu unterscheiden.

Exerciren heißt: Pferd und Mann an das Glied gewöhnen, sie zu richtiger, nie schwankender Auffassung des Tempo führen, so daß kein bäumend, kein scharrend, kein trippelnd, kein sich schief stellendes Pferd, kein anderes Tempo als das befohlene in der Abtheilung wahrzunehmen ist, und kein Pferd dabei in irgend einer Gangart und dem Halt darnach aufgeregter, lebendiger wird.

Manövriren auf dem Exercierplatz möchte etwa heißen: an einzelnen Tagen (Musterungen) in kürzeren und rascher auf einander folgenden Bewegungen (Evolutionen) zu Tage legen wollen, daß die Truppe mit möglichst höchster Ordnung und Ruhe, beweglich, rasch, kurzum gut einexercirt sei.

Derartiges Manövriren ist indessen für den Befehlshaber als eine ganz geringe Aufgabe zu betrachten. Die Oertlichkeit ist beschränkt, und er ist in derselben heimisch. Sie wird in Frontalmarsch nach den Musterungen einige Mal, etwa nach jeder Himmelsrichtung einmal zu, durchritten. Die Hinführung der Abtheilung zu den Auslaufspunkten ergiebt die zu zeigenden Colonnenmärsche. Wer sich trotz dem Allen nicht ganz sicher fühlt, kann sich noch dazu auf das in einer Stunde abzuwickelnde Pensum Tags vorher im stillen Stüblein bereiten.

Gut — d. h. sachgemäß, ruhig fortschreitend, zu exerciren, dürfte dagegen eine bei weitem schwieriger zu lösende Aufgabe sein. Dazu gehört unerläßlich: a) Reitverständigkeit und rascher scharfer Blick, um sofort zu beurtheilen, wo der Fehler an dem Reiter, an der Stellung im Gliede liegt, wenn ein Pferd divergirt; b) Fähigkeit, es dem Reiter klar, ruhig, kurz hinzustellen, wie das nach und nach zu bessern sei; c) eine nie zu erschütternde äußere (höhere) Ruhe, bei stets reger, gleichmäßiger Lebendigkeit für den Zweck, die den nothwendigen Tadel stets so zu halten weiß, daß er nie nachtheilig auf die Pferde rückwirkt. Von Nerv zu Nerv, gleichsam elektrisch, sieht man sonst das Donnerwort, den erregten, unzufrieden werdenden Sinn des Befehlshabers, in die Temperamente der edlen Pferde überfliegen; d) klare Erkenntniß der Evolutionen, insbesondere in ihren einfachen Auslaufs-

(Anhalts=) Punkten; e) auf dies Alles basirt: ruhiger Fortschritt. Dazu ein Mann, einen Tag wie den andern, kämen auch Obere, Zuschauer in Strömen.

Treten diesen Attributen höhere Geistesgaben, Phantasie, damit rasches Erfassungsvermögen der Momente hinzu — so emancipirt sich der Einzelne von der Gewöhnlichkeit.

„Die Elemente der Bewegungskunst sind nur Form, welche erst vom Anführer Geist erhalten," sagt so treffend von Bismark.

8. Auf eine Stunde Manövrirens dürfte, nach Verhältniß des Betriebes, jedesmal mehrere Stunden beruhigender Exercice folgen müssen.

9. Als Beweis eines richtig gehaltenen Verhältnisses wird nach einer Musterung dienen können: Kein Pferd erhitzt (in Schweiß), erregt. Frontmarsch im Schritt, — und freier ruhiger Schritt=Dahingang aller Pferde dabei. Halt, Blasen eines Signals: kein Pferd darf den mindesten Eifer (Unruhe) zeigen. Wendung, Blasen eines oder mehrerer Signale: Todtenstille in den Reihen. Anritt in verstärktem Trabe: kein Pferd Galopp, ruhiger Dahinzug Aller. Colonnenstellung, Signal; dann Einschwenken im Schritt. Bei den Parademärschen, Einzelmusterung im Schritt kein Pferd zappelnd, aufgeregt, ängstlich. Bei allen Pferden überhaupt sofort wieder freier offener Schritt, so freudig, determinirt, als wenn ihnen die Welt gehöre, unter allen Umständen.

Wir betreten nun wieder den schon bekannten Weg, die Pferde zu ihren verschiedenen Gebrauchs= (Friedens=Einübungs=) Weisen, in der hannoverschen Cavallerie, zu begleiten.

Die Detail=Exercice.

Sie gehet in der Regel im Frühjahr der Schwadrons=Exercice voran. Sämmtliche Beurlaubte kommen ein. Die Schwadron wird in zwei Theilen (Divisionen) meistens bequartirt. Jede derselben nach der Reitfähigkeit, in Reitcolonnen zu 10 — 12 Mann, zerlegt. Die Hälfte erhält in offener Reitbahn in solchen Abtheilungen eine Stunde Reitunterricht, während die andere Hälfte Gliedübungen hält.

Verdorbene (zu bösen Angewohnheiten gebrachte) Pferde wieder

zum Guten zurückzuführen, dürfte auch bei dem Gliedgebrauch die schwierigst zu lösende Aufgabe sein.

Die Detail-Exercice giebt die beste (gemüthlichste) Gelegenheit dazu.

Ein Jahr ist meist vergangen, daß das Pferd nicht im Gliede war. Die Erinnerung an die früheren Scenen, die dabei vorgekommen, ist also mehr oder weniger in etwas verwischt.

Da die Mittel, die anzuwenden sein möchten, ihre Begründung von der verfehlten Behandlung, welche früher die Pferde erfahren haben, herleiten müssen, so wird auch in ihrer Vorlegung zugleich zu finden sein: wie das junge Pferd vor derlei Untugenden zu bewahren sei. Und so wagen wir vorzulegen:

Wie etwa schon angenommene böse Angewöhnungen einzelner Pferde beim Gliedgebrauch wieder zu entfernen sein dürften.

1. Der Zappler.

Hohe Heranzäumung bei kürzerem Armbein oder geraderer Halsung, unbestimmter (schwankender) Sitz mit Zügelhang bei lebhaftem Temperament des Pferdes sind die Ursachen. Die Unmöglichkeit, so verhalten oder behandelt in freiem Schritt mit zu kommen, der natürliche Eifer aber mit zu wollen, hat es zum Zappeln gebracht.

Kann man die stets neu erwachende Besorgniß, nicht mit zu kommen, nach und nach verwischen, so wird der Zappler geheilt sein.

Dazu dient ein ganz sinniger Reiter mit gutem Sitz. Möglichste Zügelfreiheit. Gleich von der ersten Stunde an in das erste Glied. Für alle so kurzer Schritt, daß kein Zappeln eintreten kann. Vorlassen des Zapplers vor das Glied, wenn er dennoch Besorgniß zeigt, nicht mit zu können. Die Abtheilung verkürzt den Schritt bis dahin, daß der Zappler wieder in Schritt fällt. Halt. Belobung (Halsklopfen, freundlicher Zuspruch.)

Bei Wendungen wird ähnlich verfahren. Nie angeritten, ehe nicht alles parallel und ganz ruhig stehet. Deshalb in den ersten zwei Wochen keine Wendung im Marsch vom Stehen aus.

2. Der Dränger.

Es giebt zwei Arten: a) Im Stehen und im Schritt sich quer stellend, anklebend. b) Der Dränger nur gegen den Andrang.

Ersterer ist durch Unvertrautheit mit dem Zusammenstehen, und durch die Besorgniß des Pferdes nicht mit zu sollen (zu spät zu kommen), Verhalten, oder Zügelhang dabei, voreiligeren Uebergang zu belebterer Exercice, entstanden.

Wir haben Folgendes einige Male mit großem Erfolge dagegen angewandt. Ausrangirt unter einem ganz sinnigen Reiter, hinter die Front oder an den Flügeln mit Abstand. Das Pferd wird eingeschläfert, d. h. nie von dem Reiter erregt. Erregt es sich selbst (wird besorgt nicht mit zu kommen), will in oder an das Glied, so läßt es der Reiter ungehindert gehen, an, vor, durch das Glied. Beim Halt gleichfalls freie Wahl, wohin es sich stellen will. Belobung (Brodgabe) wenn es fest und ruhig stehet. Nach 2—3 Wochen schließt es sich gern an das Glied. Will es dann vorwärts hinaus, so lasse man es sofort ganz nach seinem Belieben gehen. Es wird sich, je weiter es vor die Front geräth, um so vereinsamter fühlen, und so meistens von selbst halten. Geschieht es nicht auf 50 Schritt, Halt. In beiden Fällen kein Umdrehen. Die Truppe kömmt im Schritt heran. Das Pferd schließt sich ihr gern, und wiederum gelassener gestimmt an. So wird es endlich ganz beruhigt werden.

b) Kömmt Drängen in die Schwadronen, so ist es interessant anzusehen, wie einzelne (meistens sonst temperamentsruhige) Pferde sich dem entgegen stemmen wollen. Sie legen sich mit dem Obertheil dem Drängen schräg entgegen, selbst wenn der Reiter auch weichen will.

Dagegen dürfte nichts anderes anzuwenden sein als, das Divergiren von den zu reitenden Parallellinien bei Allen zu vermeiden.

3. Das eilig, ungestüm werdende Pferd bei den Aufmärschen.

Ursachen: Das Pferd ist entweder als junges Pferd bei den Aufmärschen zu sehr verhalten, oder zu lebhaft herangetrieben worden.

Begegnung: Während der Aufmärsche gehalten, geruhet, beruhigend zugesprochen, dann in ganz kurzem Schritt den Aufmarsch voll-

führt. Zum Aufmarsch vorwärts mit Rotten, Dreien, jede Abtheilung in die diagonale Stellung gesetzt. So Halt. Abgesessen. Ruhen. Dann ziehen zur Gliedstellung. Nie das Pferd allein herausgenommen.

4. Refusiren bei dem Abritt vom Gliede und von anderen Pferden.

Ein Pferd trennt sich nicht gern von dem anderen. Wo das Refusiren hervortritt, ist das in seinen jungen Jahren nicht genugsam berücksichtigt worden. Ohne Vorbereitung, ohne Uebung hat man ihm diese Anforderung plötzlich gestellt. Der Reiter, vielleicht auch etwas befangen, hat es dabei mehr wie nöthig verhalten. Das Pferd stutzt, ein tüchtig Paar Sporen soll nachhelfen. So in Angst gesetzt, will es nun um so mehr zu der gewohnten Stellung zurück, versucht umzudrehen. Neue Sporengabe, bei derber Verhaltung. Bäumen oder rückwärts gehen ist meistens die Folge. So stumpfen bald Angst und Sehnsucht das Gefühl für die Sporengaben gänzlich ab. Der Unabrittige ist in 2—3 Minuten da.

Man sollte nie von einem Pferde etwas verlangen, das nicht nach dem Grade seiner Temperaments- und Reitausbildung, so wie der Kornkräftigkeit mit völliger Gewißheit von ihm zu erwarten steht. Fühlt man, daß einmal im Eifer zu weit gegangen ist, so möchte es allemal bei weitem gerathener sein, sofort, d. h. bei Zeiten, einzulenken, als so zu sagen, den Teufel an die Wand zu malen.

Gewaltscenen sind, insbesondere bei jungen Pferden, immer ein Zeichen, daß man zu weit gegangen ist.

Dem Refuseur nach und nach Muth, Vertrauen wieder beizubringen, vorwärts zu gehen, wenn die übrigen Pferde zurückbleiben, ist hier die Aufgabe.

Man lasse zu dem Ende aus einer kleinen, mit geringen Abständen haltenden Abtheilung ein sicher herauskommendes Pferd einige Pferdelängen vorgehen, dann halten. Hierauf ein zweites ungewisseres im Schritt folgen, über das erste hinausgehen, auf 6 Schritt halten. So fort Alle. Wo Aengstlichkeit hervortritt, wird sogleich gehalten. Nie umgekehrt. Nach und nach wird weiter und weiter vorgegangen. Auch im Trabe.

Das Alles giebt zugleich, bei jungen Pferden, gute Gelegenheit, Gemüthlichkeit zu gewinnen für Pferd und Mann.

5. Der Durchgänger.

Wer Reiter mit leichten Zügelfäusten zur Hand hat, hat das Mittel, den Durchgänger sehr bald zu ruhigerem Sein zu bringen.

Ungern trennt sich das Pferd vom Gliede. Nur der Eifer des Wettlaufs, die Unkenntniß der Vorfallenheiten treibt das junge Pferd über das Glied hinaus, wenn zu plötzlich aus dem Choc gehalten wird. Deshalb anfänglich vom Galopp jedesmal Rückkehr zum Trabe, zum Schritt.

Das vorschießende Pferd lasse man ruhig fortziehen. Es wird gern von selbst halten, wenn alles Andere hält. Der Reiter spricht ihm traulich zu, hält, belobt, kehrt zum Gliede in Schritt zurück. So drei bis vier Mal, und das Durchgehen eines jungen Pferdes ist gründlich entfernt.

Außer den leichten Fäusten (kein Zügelhang), liegt in den leichteren Gebissen, statt schwererer, der beste Hemmschuh für den älteren Durchgänger. Damit ähnlich behandelt, wird auch er bald gern bei den Gliedpferden bleiben.

6. Der Schläger im Gliede.

Ein sehr aufmerksamer, determinirter Reiter werde demselben gegeben. Im Augenblick des Schlagenwollens ein tüchtig Paar Sporen, dabei auf die Nachhand gesetzt, und der Reiter sich stark hintenüber lehnend. Sofort eine Belobung, wenn das Pferd nur eben ruhig steht.

Wehrung gegen vermeintliche Schläge der Nachbarpferde oder Sporenkitzel sind die Ursachen.

Leider ist es aber auch schon vorgekommen, daß ein Reiter sich einen Schläger (Beißer) bildete. Der Beißer entsteht durch Neckerei. Einem sogenannten notorischen Schläger brauchen die Schenkel nicht gewartet zu werden, ja die Controlle über das Putzen ist weniger scharf bei ihm. Der Schläger giebt in der Hinsicht dem Wärter einen Freibrief. Der alte Wachtmeister, der junge Lieutenant bleiben in angenehmer Ferne. Im Gliede vermeidet auch gern jeder des Schlägers zu große Nähe, was bei dem Drängen für die Knie auch sein Angenehmes hat. Im zweiten Gliede geht's zu Zeiten gelassener zu u. s. w. Wir wissen, daß ein Pferd durch Prickeln mit einer Gabel hinter dem Sattel zum Schläger gebildet ist.

Die Gliedübungen selbst.

Die Remonten werden zu den ruhigsten Pferden rangirt. Die Wendungen werden ganz langsam und nur aus dem Halten vollzogen. Die ersten 12 Tage nur Schritt geritten. Oft gehalten, ohne zu richten. Später nie zurück gerichtet. Der Trab ist anfänglich so kurz zu nehmen, daß kein Pferd dadurch lebhaft werden kann. Ist alles ganz ruhig dabei, so wird er geschwellt, dann wieder verkürzt. Eifrige (die besten) Pferde sind nämlich immer besorgt, nicht mitzukommen. Man nimmt ihnen diese Besorgniß am sachgemäßesten dadurch, daß man ihren Reitern anheim giebt, über die Richtung hinauszugehen, wenn der Eifer erwache.

Schwenkungen werden nur im Schritt, später in kurzem Trabe ausgeführt. Ueber Aufmärsche, Halten, Absitzen, Ruhen ist oben das Nöthige vorgelegt.

Das Reiten gerader Linien jedes einzelnen Reiters (die vollkommene Parallelerhaltung seines Pferdes mit der Direction) bei Tempo, ist die Basis zu allen guten cavalleristischen Evolutionen. Ohne dem geht es nicht. Wer sich selbst vielfältig bestrebt hat, gerade Linien bei Directionsführungen zu reiten, weiß aber, daß das unmöglich ist, insofern bei ganz gerade gehaltenem Kopf die Directionspunkte auch nicht einen Augenblick aus dem Auge verloren werden; woraus unbedingt hervorgehen dürfte, daß die Drehung des Kopfs nach der Direction (die Besorgniß für die Richtung) bei der Mannschaft auch divergirende Linien geben muß. Wir glauben uns deshalb entschieden gegen alles Drehen des Kopfs nach der Richtung, und, der Angewöhnung wegen, deshalb auch im Stehen aussprechen zu müssen. Das etwas geübte Auge kann auch ohnedem das Wenige erfassen was nöthig ist. Die Richtungserhaltung liegt allein im Tempo.

Es ist uns in unsern jungen Jahren einstmals spöttelnd mitgetheilt worden, die preußische Cavallerie vor 1806 habe auf ihren Schwadrons-Uebungsplätzen Parallellinien für alle Rotten, durch kleine Aufwürfe, gezogen, wodurch dann jeder Rotte sogleich ihre angewiesene Direction bei dem Frontalmarsch gegeben worden sei.

Als Grundlage zur Ausbildung junger Reiter, um das Tempo auffassen, sich, unbehindert um Schwankungen, ganz darauf verlassen und recht gerade ausreiten zu lernen, möchten wir dieser Methode den-

noch das Wort zu reden wagen. Gerade Pferde zu erhalten lernte sich dabei von selbst.

Napoleon zeigte in seiner Proclamation vor der Schlacht bei Jena auf die preußische Cavallerie als höchst würdige Gegner hin. Daß auch sie, wie das im Einzelnen so brave Fußvolk, zerstob, lag vielmehr in strategischen Fehlern, einem Adlerblick gegenüber, wie an dem Mangel deutscher Tapferkeit.

Die sogenannte Detail-Exercice ist ganz vorzüglich dazu geeignet, das Geradeausreiten zu üben. 2 — 3 Schritt Distance, ein Glied. Pferd und Reiter werden dadurch auch unabhängiger von dem Nebenmann.

Die Schwadrons-Exercice.

Ein Monat (Mai) ist meistens dazu bestimmt. Das neueste hannoversche Reglement beschränkte die Evolutionen bei der Schwadrons-Exercice auf bedeutend wenigere als früher. Wir haben darob hie und da die Ansicht vernommen, man wisse deshalb nun kaum den Monat auszufüllen. Während wir gerade diese Vereinfachung freudig begrüßten und nun einer recht gründlichen Ausbildung um so mehr obliegen zu können vermeinten. Ja es dürfte überhaupt nichts Erfreulicheres für die cavalleristische Ausbildung auch noch kleinerer Abtheilungen zu finden sein, als daß vorzüglich auf Heranzucht, Ausbildung, Beruhigung der Pferde, Handhabung der Hieb- und Feuerwaffen der Mannschaft auf dem Pferde, ihre nie zu erschütternde Besonnenheit auch auf den erregtesten Pferden — dabei hingestrebt werden soll. Und dazu ist die Zeit immer zu kurz. Ja, um zur höchsten Vollendung zu gelangen, würde *nie* ein Ende zu finden sein, und dauerten die Uebungen auch Jahre.

Die Gleichheit aller Pferde in Parallelstellungen und Gängen, die Diagonalritte von Abtheilungen und Einzelner bei Aufmärschen, jeder Einzelne in Stellung verschieden. Wieder verschieden im Marsch oder Halten u. s. w. Hiezu Blänkerübungen, Einschießen der Pferde, Schieß- und leichte Truppenübungen. Frontal-Colonnenmärsche in Gallopp. Je weniger Chocs geübt werden, desto besser gehen sie. Alle Pferde, vollkommen temperamentsruhig, ohne Schweißvergeudung dabei.

Nein wahrlich, vier Wochen sind dazu nicht zu viel!

IV. Das Pferd bei dem Plänkern.

Voraussendungen.

1. Wir glauben jetzt, als Höhepunkt der Ausbildung für das Plänkern, die Anforderung hinstellen zu können, daß jedes Pferd in der Schwadron ganz schußfest sei, d. h. ohne die mindeste Aengstlichkeit von sich schießen läßt. Hiezu einen Reiter, der aufzufassen, zu beurtheilen versteht, das Pferd hiebei, bei allen Uebungen, vollkommen zu erhalten: so daß mit jedem über 6 Jahre alten Pferde Stunden, Tage geplänkert werden kann, ohne daß dasselbe in Aufregung geräth, in Freßlust nur irgend nachläßt.

2. Während 22 Jahre Subalterndienstzeit haben wir das aber nicht im geringsten erreichen, vielmehr bei solchen Gelegenheiten bei fast allen Pferden Angst, oft gar stark, hervortreten sehen; bei manchen gar fieberhafte Aufregung. Nach einer Viertelstunde trat oft triefender Schweiß ein, so daß mehre Tage die Freßlust nicht wiederkehrte.

Bei einer lebhaften Neigung zu leichten Truppendienst-Uebungen konnte so der Pferdefreund doch nur mit Leidwesen von ihnen heimkehren.

3. Bei der zu eigen gewordenen Schwadron fanden sich Elemente, die freudig überraschten: eine Anzahl schußfest gemachter Pferde, große Vorliebe und außerordentliche Beharrlichkeit bei den Herren Officieren und Unterofficieren, diese Anzahl zu vermehren und die Pferde schußfest zu erhalten. Mit freudigem Eifer wurde diese Grundlage festgehalten und darauf systematisch fortgebaut.

Dabei ward es dem Pferde-Beobachter sofort deutlich, daß, nimmt man bei den Exercicen, den Plänkerübungen ohne Feuer, den Pferden die Gemüthlichkeit, alle Einschießübungen nichts leisten können.

Aeltere, einmal ganz verdorbene (beim Schuß geängstigte — bestrafte, zusammengenommene) Pferde wurden bei den Einschießübungen weggelassen, dagegen aber auf die jüngeren, die eintretenden desto größere Sorgfalt verwandt.

So entstanden die in dem ersten Abschnitt „von den Remonten“ vorgelegten Einschießübungen, zu denen auch die in Dienst anwesenden älteren Pferde gezogen wurden. Die ängstlichsten wurden ganz in den Hintergrund gestellt.

Zu den Scheibenschießübungen zu Fuß (Herbst und Nachmittags während der Frühlings-Exercice) wurden auch die Pferde sämmtlich herzugezogen, und dahin gestrebt, die einzelne Mannschaft zu guten Schützen zu bilden. Nur ein guter Schütze zu Fuß wurde zum Kugelschuß zu Pferde zugelassen. So entstanden nach und nach gute Schützen zu Pferde. Nach 4, 5 Jahren hatten wir 80 — 90 Pferde, die so schußfest waren, daß ihr Reiter sicher schoß, und etwa 50 Reiter, von denen die Scheibe (6 Fuß hoch, $2\frac{1}{2}$ etwa breit) höchst selten gefehlt wurde.

Die Mannschaft, meistens in Liebe zu den Pferden aufgewachsen, fand immer größere Freude an der Sache. Nachmittags bei schönen Tagen wurden die Pferde auf Decke vor die Orte genommen, in Debandade aufgestellt, im Schritt vor, zurück gegangen, gliederweise durchgezogen und gefeuert. Ganz überraschende Resultate gaben dabei gerade die auf Urlaub gewesenen Mannschaften nach und nach kund. Stehend vom Pferde, liegend darunter, dann wieder dasselbe allein stehen lassend und zum Schießen vorlaufend. Alle Pferde traulich, freudig dabei.

4. Zwei Vorschriften des Reglements traten aber der Ruhigerhaltung der Pferde schroff entgegen: Nach dem Schuß das Pferd sofort in Bewegung zu setzen (während wir zuvörderst eine Caresse, Stück Brod, angewandt wissen wollten); Rückkehr der Blänker zum Soutien, zur Schwadron, in Carriere.

Nachdem das System durch seine Erfolge, nach 5 — 6 Jahren, Anerkennung gefunden, und man bis dahin bei Regiments- und Brigadeübungen von Seiten der Schwadron thunlichst vermieden hatte, erregbarere Pferde diesen Anforderungen auszusetzen (indem bei den wenigen Rotten nur ganz unerregbare oder die ganz verdorbenen Pferde dazu bestimmt, auch die einzelnen Mannschaften selbst ermahnt wurden, lieber einen verweisenden Zuruf still hinzunehmen als das Pferd zu sehr zu erregen), kam höheren Orts der Befehl, die Behandlungsmethode schriftlich einzureichen, nach welcher so bedeutende Resultate erlangt waren. Damit war denn auch Gelegenheit dargeboten, gegen jene Anforderungen aufzutreten. Das geschah etwa in folgender Weise:

Dächten wir uns zwei sich feindlich gegenüberstehende Reiterschaaren (gleichviel Regiment, Brigade, Schwadronen in Colonne, Echelon, Linie) mit Blänkerern dazwischen, gegen einander agirend, uns selbst als den Befehlshaber der Einen, und fragten dann: welche Evolution ist gegen

den Feind zu unternehmen, bei der es nützlich werden kann, die Blänkerer in Carriere vom Feinde ab zurückzurufen? — ließen auch zu dem Ende alle die erhebenden Bilder von Reiter-Gefechten, welche von Talavera's heißer Schlacht (1809) bis zu Toulosens letztem Kampfe (1814), wie sie uns von den älteren Waffengefährten mehrfach so lehrreich geschildert worden sind, der Phantasie vorüberschweben; — vergegenwärtigten uns noch einmal die Schilderungen über sonstige Cavallerie-Gefechte, welche anderweitig — Dank sei es so manchen genialen schriftstellerischen Mittheilungen — zur Belehrung vorliegen: — so erfolge trotz alles Sinnens doch stets und immer die Antwort: bei bei Cavallerie-Gefechten dürfte auch nicht eine Veranlassung dazu vorhanden sein; nur ein plötzliches Hinzutreten der Artillerie könnte vielleicht eine derartige Einziehung der Blänkerer ausnahmsweise einmal erforderlich machen.

Dies versuchten wir so zu beweisen:

Solle der Feind zurückgedrängt, angegriffen (choquirt) werden, so stünden dazu nur zwei Wege offen: Frontal-Angriff, oder ihm in die Flanke zu gehen. Um den ersteren auszuführen, würde man suchen, sich mit allen zur Disposition stehenden Kräften so nahe hinter den Blänkerern an den Feind heran zu machen als möglich, und dann plötzlich loszubrechen. Dabei hätten sich unsere Blänkerer anzuschließen oder aufnehmen zu lassen. Komme uns aber der Feind währenddem schon rasch entgegen, so hätten sie sich ihm in die Flanke zu werfen. Würden sie aber dahingegen vorher in Carriere zurückberufen, so dürften unbezweifelt die feindlichen Blänkerer mehr oder weniger lebhaft folgen, unserer Linie sehr nahe kommen, hinein feuern. Auch würde damit dem feindlichen Befehlshaber ein unverkennbares Zeichen gegeben werden, daß etwas Außergewöhnliches in Anschlag sei.

Bei einem beabsichtigten Angriff auf eine der Flanken dürfte zuerst immer das Sprichwort „wer Andern eine Grube gräbt, fällt leicht selbst hinein," zur Berücksichtigung kommen müssen, so wie, daß meistens nur auf Umwegen eine Umgehung zu erlangen ist. Angenommen nun aber, daß das Terrain (etwa vom Feinde nicht beachtete Niederungen) dazu auffordert, oder die gewonnene Ueberzeugung, daß man sich in der Ueberzahl befinde, so möchte es doch bei weitem zweckmäßiger erscheinen, die Blänkerer, statt sie zurückzurufen, bedeutend zu verstärken, und ihnen

dabei die Aufgabe zu stellen, den Feind auf das lebhafteste zu beschäftigen, um seine Aufmerksamkeit von den unternommenen Seitenbewegungen abzulenken. Lasse man sie aber, vor oder während der Ausführung der dazu nöthigen Evolutionen, in Carriere einkommen, so dürfte nur von einem mit Blindheit geschlagenen Feinde zu erwarten stehen, daß er nicht wahrnehmen sollte, daß etwas Besonderes gegen ihn im Werke sei.

Sollte endlich der Rückzug in unsere Aufgabe fallen, so werde es meistens als das Gerathenste erscheinen, sich möglichst leise, d. h. unbemerkt, aus dem Staube zu machen. Wir suchen den Feind über unsere Absicht zu täuschen, unsere Streitkräfte ihm stärker darzustellen als sie sind, nehmen Stellungen ein als wenn wir nicht ohne ernsten Kampf weichen wollten. [1]) Die Blänkerer sollen dies alles decken, einen Vorhang vor diesem Treiben zu ziehen suchen. Sie dabei aber gar in Carriere einzuziehen dürfte heißen: sich den Teufel ganz unnöthig auf den Hals laden.

Griffe uns aber der Feind während irgend einer der vorgelegten Wechselfälle choquirend an, so möchte es sehr wahrscheinlich werden, daß sich unsere Blänkerer, der heranströmenden Masse weichend, von selbst in Galopp, Carriere auf die geschlossenen Körper zurückzögen. Dank würde man es ihnen aber unbezweifelt wissen, wenn sie dies nicht in gleicher Carriere, wie es bei den Friedens-Uebungen geschieht, vollbrächten; vielmehr, so viel wie nur eben nöthig, auf ihren leichten, beflügelten Pferden behende den schwerfälligeren compacten Massen wichen, zu Zeiten rasch Halt machten und hineinfeuerten.

Siehe, da erscheint plötzlich unsere Schwesterwaffe, die reitende Artillerie, auf dem Kampfplatz! — Unsere Blänkerer durchkreuzen ihre Schußlinien. Während sie abprotzt, richtet, kommen diese in Carriere ein, und ihre Donner prasseln Kartätschen in den Feind.

Wagten wir nun endlich noch, nach den Grundursachen „warum solche Bläuker Friedens-Uebungen! so nachtheilig auf die Temperamente der Pferde wirken müßten?" weiter zu forschen, so stelle sich heraus:

a) Das Pferd lebe frei, in Rudeln, gesellig. Auch in des Menschen Hand verläugne es diese Neigung nie. Es schließe innige

---

1) Bismarks Taktik der Reiterei schildert Seite 129, 130 vortrefflich einen derartigen Rückzug der russischen Cavallerie am 4ten Sept. 1812.

Freundschaft mit seinem Nachbarpferde, im Stalle, Gliede, Zuge; es kenne seine Stimme unter Hunderten heraus. Höchst ungern sondere es sich auf der Weide — frei — von dem Rudel ab. Ungern trenne sich das Cavalleriepferd von der marschierenden Colonne, der haltenden Schwadron. Gern, freudig beschleunige es seinen Lauf, wenn es dahin zurückkehren könne. Werde feurig (sehnsüchtig) seine vorausziehenden Genossen einzuholen, wenn es zur Rückkehr, Lauf, dahin gehe. Blutend, mit zerschmettertem Schenkel, reiterlos, ja sterbend schon, sehe man sie in der Schlacht die letzten Kräfte noch verwenden, den gewohnten Platz in den Schwadronen wiehernd einzunehmen.

Muth, Kampfeslust sei das nicht. „Das Pferd ist ein sehr ängstliches Geschöpf. Ein kleiner kecker Spitz jagt Hunderte von ihnen in das Verderben, den Abgrund. Flucht vor jedem, was ihm Gefahr droht, ja nur eine unangenehme Berührung zu verheißen scheint, ist das, was ihm sein Naturel immer zuerst eingiebt. Die Schilderungen der schnaubenden, zum Kampf entbrannten, den Boden zerstampfenden Rosse sind erhebend zu lesen, auch theilweise anscheinend wahr. Diese Erscheinungen sind aber in der Wirklichkeit ganz wo anderes zu suchen als in persönlichem Muth" sage ein, augenblicklich nicht namentlich zu allegirender militairischer Schriftsteller.

Wo? — In dem Ehrgeiz der Pferde, keines vorlassen, das heißt — auf das Grundgefühl der terreur panique in einem Rudel zurückgeführt — nicht das Letzte auf der Flucht sein zu wollen.

Hieraus dürfe hervorgehen: es sei dem Naturel — der Neigung — des Pferdes entgegen, sich von den Gliedern zum Ausfallen als Blänkerpferd zu trennen. Gern und eifrig aber kehre es stets dahin zurück.

b) Das Pferd werde durch das mehrfältige, kurz auf einander folgende hin und zurück jagen auf beschränktem Raume, wo es den Gegenstand seiner Sehnsucht, die Schwadron, den Zug, nicht aus dem Auge, der Erinnerung verliere, durch das mehrfach verlangte sehr rasche Schießen aufgeregt, erschreckt, zu einem so heißen Verlangen (bildlich genommen, vom Feinde ab) zurück zu rennen, ganz unausbleiblich hingeführt, daß es jeden Moment, jede, auch die geringste Zügelfreiheit wahrnehme, sich mit der Vorhand nach rückwärts zu drehen. Halb bäumend, halb umdrehend, vereitele es bei der nothwendig beim Anlegen zu gebenden Zügelfreiheit den Anschlag, wende dem Feinde

den Rücken des Reiters zu, lege sich in das Gebiß. Systematisch (durch die beliebte Hatz zurück) in seiner natürlichen Sehnsucht nach der Schwadron noch mehr herangestachelt, wolle es gleich so gern sausend davon, sehe es nur ein Pferd nach rückwärts ziehen oder im Galopp auf sich einkommen. Dringe also eine uns näher wie gewöhnlich gekommene feindliche Blänkerlinie, plötzlich, unerwartet, im Schwärmer-Choc auf uns ein, so werde das Pferd unseres Blänkerers meinen, es gehe sausend wie gewöhnlich zum Sehnsuchtspunkte zurück, und werde nur noch gegen seine Neigung dem Feinde rasch entgegen zu bringen sein.

Werde man auf dem Rückzuge gedrängt, verfolgt von einem übermüthigen oder gar siegestrunkenen Feinde — dieser harte Prüfstein, dieser Opferaltar kleiner und großer Reiterschaaren — so werde das Blänkerpferd, den Sehnsuchtspunkt fast immer vor Augen habend, Stunden lang zappelnd, eilend, noch schwerer herum zu bringen sein, werde auch hier die letzten Kräfte noch verwenden, mit fort (zurück) eilen wollen.

Ein solches vor Angst nie zum Stillstand zu bringendes Pferd, das trippelnd, zappelnd, dem Reiter den Kopf so wirrig mache, daß er kaum wisse wo er sei, sei ein Verderber der Blänkerlinie. Es könne sehr leicht seinen Reiter endlich, in wilder (angstvoller) Hast, in Tod und Verderben stürzen; ihn, was noch schlimmer sei, in den Augen seiner Kampfgenossen als Fliehenden in den heißesten Momenten erscheinen lassen.

„Ist der Angriff (die Charge) mißlungen, sage von Decker, so gehöre eine vorzüglich discíplinirte Cavallerie dazu, um schnell wieder auf das Signal: Front! wirklich Front zu machen. Alles Schreien, alles Rufen der Officiere sei vergeblich, und man thue am besten, mit der geworfenen Linie bis hinter das zweite Treffen oder zu der Reserve, ohne auch nur einen Versuch zu machen sie zum Stehen zu bringen, nur gleich zurückzujagen, und hier erst Front blasen zu lassen. Die Officiere müßten hiebei die bravsten Leute ihrer Züge bei Namen rufen und ihnen zu stehen gebieten. Der brave Mann könne im Strom mit fortgerissen werden, aber höre er seinen Namen nennen, so trete sein besseres Gefühl in seine Rechte. Er leiste dem Rufe Folge, und die Uebrigen schlössen sich bald wieder an ihn an. Das Uebelste sei in solchen Fällen, wenn sich eine flüchtige Linie auf die rückwärtige

Truppe werfe und diese mit in Verwirrung bringe. Der Führer angelegentlichste Sorge solle also sein, dies zu verhindern."

Aehnliche Schilderungen, wo alles „Halt" rufe, und niemand halte, bis endlich ein kleiner Trupp geschlossen vorrücke, an den sich alles rasch wieder sammele, bringe die Kriegsgeschichte auch von den bravsten Reitereien manche. Und wie von Decker, suche man meistens den Grund dieser Erscheinung in dem Gemüthe der Menschen.

Wir glaubten hingegen, ihn in der wilden Hast, womit wir in stiller Friedenszeit das Fliehen zurück — als rasche Beweglichkeit! — in einer Viertelstunde oft zwei-, dreimal übten — das heiße in der dadurch stets und immer wieder neu geweckten Wettlaufshast zurück — und daher fast allein bei den Pferden suchen zu müssen. Dort, auch fast allein, liege die Ursache des Ueberstürzens der zweiten Linie durch die geworfenen, verfolgten Reiter der ersten. Denn solche wilde Hast und die Erinnerung an die Friedens-Hatzen müsse bei derbem Nachhieb, Geschrei des Feindes, unfehlbar manches Pferd zum ganzen oder halben Durchgang auf den gewohnten Ruhepunkt — die rückwärtige Linie — zu, bringen. Selbst bei den Friedensübungen, wo nur Einzelne zurückkehrten, gebe es ab und an schon solche Erscheinungen. U. s. w.

Und hoch ist es anzuerkennen, wie sofort das so häufig angewandte Zurückrufen der Blänkerer in Carriere, Galopp, reglementsmäßig auf äußerst gemäßigte Formen zurückgeführt wurde. Wie die eingereichten Vorlagen, zu Beruhigung der Pferde u. s. w., allen Regimentern mitgetheilt wurden. Wie sie dort mit regem Eifer aufgenommen sind, und baldigst zu Resultaten führten, die den geringen Auslaufspunkt bedeutend überholten.

Man vermochte nur einen Funken darzubieten. Die allverbreitete höhere Intelligenz gab bald die Flamme. —

Hinsichtlich des Haltenbleibens nach dem Schuß war eine Erörterung unterlassen, um nicht mehreres auf einmal hervorzuheben. Doch auch ohnedem und trotz des Einwurfs: „im Felde wird bei einem längeren Halten als der Abschuß nur eben fordert, das Pferd erschossen," hat der sofortige Wiederanritt dennoch sein Ende gefunden. Denn Knall und Anritt zugleich muß die Ruhe durchaus nehmen. Auch erscheint der Halt von noch einigen Augenblicken ganz unbedenklich. Wo in Blänker-Gefechten dereinst einmal nach dem Schuß sofortige

Beweglichkeit rathsam erscheinen sollte, wird sie sich auch schon ohne vorherige Friedens-Ausführung ganz von selbst einstellen. Und dann hüte man sich, die Pferde nicht in Erregung zu bringen.

5. Aus diesem Allen folgt: Nach vorwärts (zum Ausfall, Angriff) schadet rasches Tempo bei sinnigem Anritt nie; nach rückwärts (Rückzug) muß stets im gelassenen, ruhigen Tempo geritten werden.

Wohl hat Thibault Recht: „die kleinsten und geringfügigsten Dinge können bei der Cavallerie über Gewinn oder Verlust entscheiden."

Die Handhabung unserer Waffe wird immer difficil bleiben. Studium der Natur des Pferdes dürfte ein wichtiges Element derselben werden.

Die Uebungen selbst.

1. Die Mannschaft wird belehrt, wie wichtig es sei, das Pferd bei jedem Abdruck ruhig hinzustellen, mag mit losen Patronen oder blind gefeuert werden; dabei auf irgend einen Gegenstand auf etwa 100 Schritt Entfernung zu zielen, nach dem Abdruck im Anschlag liegen zu bleiben, um selbst beurtheilen zu können ob das Ziel festgehalten sei; nie aber abzudrücken, bevor das Pferd nicht ganz feststehe.

2. Nachdem sich dabei alles ruhig gezeigt (das zufällig unruhig werdende Pferd wird sofort wieder ausgeschieden, um auf den ersten Stadien wieder zu beginnen) — kommen die Bewegungen. Durchzug gliederweise, in Schritt, später Trab. Wo Haiden sind, oder sonst, in unebenem Terrain: gemüthliche Benutzung desselben, indem man die Pferde über Hohlspure, durch und in Gräben ganz vertraut gehen lehrt. Anweisung der Mannschaft, gegen Schüsse sich mit dem Pferde verdeckt hinzustellen. Stunden lang in weit ausgedehnter Ordnung verharren. In eben solcher Ordnung absitzen, ruhen. Den Pferden wird nach jedem Schuß sofort Brod gegeben.

3. Alle Versammlungen der Blänkerer geschehen stets vorwärts.

4. Diese Uebungen werden auf Decke und Trense bei kleinen Abtheilungen gehalten. Die Mannschaft führt nur das Gewehr.

5. Bei dem Scheibenschießen wird anfangs stets die Trense allein angelegt. Bei Stangezäumung wird bei jungen Pferden allemal die Trense mit beigenommen, so daß sie einen bedeutenden Theil der Zü-

gelwirkung trägt. Knall und zugleich ein Affect im Maul verdirbt das schußfesteste Pferd.

6. Alles weiter Nöthige wird später, ganz basirt auf die unbedingte Erhaltung der Temperamentsruhe, reglementsmäßig betrieben.

Schlußbetrachtungen.

Dem System wurde hie und da entgegen gestellt:

1. „Es führe mehr zur Schußwaffe hin, während das Seitengewehr bei der Cavallerie durchaus vorherrschen müsse.“

Wir entgegnen: Keine Uebung, die den Gebrauch des Seitengewehrs und die sonstige cavalleristische Ausbildung bezweckt, wird dabei verringert. Die vorherrschende Tendenz ist überhaupt, statt des in den Tag hinein Knallens, des verderblichen Tummelns eine sinnigere Art hinzustellen, die das Material, das Pferd, zum Kriege völlig tüchtig bewahre. Ob es indessen unwesentlich sei, mit treffenden und nicht mit nur knallenden Schützen dem Feinde gegenüber zu erscheinen, dürfte doch noch sehr dahin gestellt werden können.

2. „Das Absitzen und Schießen neben, unter, vor dem Pferde werde im Felde fast nie zur Anwendung kommen.“

Entgegnung: Das wird zugegeben. Es liefert aber den unumstößlichsten Beweis, daß der Reiter mit seinem Pferde stets und immer sehr gut und oft umgegangen ist. Unmöglich ist es sonst, das mit demselben hinzustellen. Damit gewinnt der Betrieb auch anderweiten Nutzen. Während der Beurlaubte sich sonst Sonntags Nachmittag und bei Ruhestunden auf Kegelbahnen, in Wirthshäusern vielleicht mehrfach umsah, reitet er jetzt hinaus, schmeichelt seinem Pferde und übt sich mit demselben ein.

Die damit gewonnene Gemüthsruhe der Pferde ist ganz unbezahlbar. Ist nicht in Monaten, sondern erst nach Jahren durchgängig zu erlangen. Nicht Gewalt noch Reitbahn-Anweisung schafft sie. Nur die Freudigkeit der Mannschaft an den Pferden, der Wetteifer in Liebe zu ihnen.

Uns erscheinen das ganz unschätzbare Elemente für den Krieg.

Blicken wir endlich auf die anderweit hervortretende hohe Vervollkommnung der Feuergewehre in ihrer Tragweite von 400—800—1000 Schritt, die große Vereinfachung bei den Ladungen hin, so dürfte

sich herausstellen, daß für die Zukunft auch Bedeutendes für die Cavallerie davon zu erwarten sei. Sie kann z. B. viel rascher an ein Defilé oder Dorf gebracht werden als Infanterie, indem sie einzelne Schwadronen zu $\frac{2}{3}$ absitzen, und von den Zündnadelgewehren ohne Besorgniß, die Pferde nicht wieder erlangen zu können, Gebrauch machen läßt. Bei Kartätschenfeuer steht die reitende Artillerie in gleicher Nähe des Feindes. Niedrige Hacken an den Stiefeln bei ganz kurzen Sporen, das Seitengewehr aufgehakt, muß die Cavallerie so frischere beweglichere Schützen an geeigneten Orten liefern können als die durch Märsche ermüdete, mit Tornistern beschwerte Infanterie.

V. Inspectionen.

Wenn hervortritt, daß die Tüchtigkeit der Pferdeschenkel in einer Abtheilung eine ganz andere sein kann als in einer zweiten, die unter ganz gleichen Verhältnissen gehalten worden; wenn nicht zu entfernen sein dürfte, daß sich Schläger, beißige, unverträgliche, nur mit Bremse zu beschlagende Pferde in einzelnen Abtheilungen finden, während in anderen vielleicht nicht eines ist; wenn nicht zu verkennen ist, daß in der Hufebehandlung bedeutende Verschiedenheiten hervortreten können; — die vorherrschende Grundbedingung aber bei der Friedens-Ausbildung sein dürfte: vollkommene Erhaltung eines ganz unstruppirten Trittwerks, bis in das höchste Lebensalter bei jedem Pferde; wenn es vorliegt, wie Schläger, unverträglich gemachte Pferde im Felde, Bivouac andere Pferde und Mannschaft dienstunfähig machen: — so dürfte es nothwendig erscheinen, daß darauf vielleicht noch größere Aufmerksamkeit hingewandt werde.

Wir wagen zu dem Ende hinzustellen:

1. Vorführung jedes Pferdes an der Hand auf Steinpflaster, in Schritt und Trab. Zählung der struppirten. (Vermehrung, Verminderung von Jahr zu Jahr.)

2. Aufhebung aller vier Schenkel jedes Pferdes durch seinen Reiter. Klopfen mit einem derben Stock auf den Hinterhuf.

3. Vergleichstellung der Beschlagmethode mit den oben vorgelegten Erörterungen.

VI. Absatz und Ersatz an Pferden.

Wir sind der Ansicht, daß jedem Regimente jährlich mindestens der zehnte Theil seines Etats als Ersatz zugebilligt werden müsse, davon jeder Schwadron ihr ¼ Quantum Remonten. Diese nie mehr. Sollte eine Schwadron mehr unbrauchbare Pferde haben, so erhielte sie für den Ueberschuß die besten Absatzpferde einer andern, besser auf den Schenkeln erhaltenen Schwadron.

Dies würde zu stets reger Aufmerksamkeit auf die Erhaltung der Schenkelfreiheit im Frieden führen.

Im Frieden muß der Absatz lebhaft betrieben werden, damit der Pferdestamm möglichst jung und kernig zum Kriege komme, und dann kein Absatz an struppirten und zu alten Pferden nöthig sei.

Auch selbst in mercantilischer Hinsicht kann sich ein solches System nur als vortheilhaft herausstellen. Gute Absatzpferde verkaufen sich begreiflich zu höheren Preisen als alte, struppirte, gänzlich erlahmte. Die hannoversche Cavallerie hatte z. B. vor 1848 schon Regimenter, deren Absatzpferde zu 42 bis 50 Thlr. Gold durchschnittlich verkauft wurden. Dieser Preis würde in den folgenden Jahren sehr wahrscheinlich auf 50 bis 60 Thlr. Gold gestiegen sein, wären die neuesten Ereignisse nicht dazwischen gekommen; dadurch wurde der Absatz beschränkt und eine geringere Qualität an volljährigen Pferden eingemischt.

VII. Der Urlaubsgang.

Der hannoversche Cavallerist tritt freiwillig, bevor er in das Jahr der allgemeinen Wehrpflicht tritt (das 21ste Lebensjahr), auf 10 Jahre ein. Er hat eine Bescheinigung seiner Obrigkeit beizubringen, daß er sich stets rechtlich betragen, sein Vater oder Bruder (Besitzer einer landwirthschaftlichen Stelle) sich verpflichte, ihn zu jeder Zeit mit einem königlichen Pferde auf Urlaubsgang zu sich zu nehmen; er selbst mit Pferden umzugehen wisse.

Das Regiment, in das er nach seiner Wahl — sei es auf Anrathen dort schon dienender Bekannte, oder aus Neigung zur Uniform — tritt, ist oft 20—30 Meilen von seiner Heimath entfernt.

Nach 1½ bis 2jähriger Einübungszeit wird er, ist seine Aufführung gut gewesen, auf Urlaub nach der Heimath entlassen. Er marschiert selbständig, nach vorgeschriebenen Etappen, mit dem ihm beigegebenen Pferde dorthin; beköstigt sich und dasselbe. Am Urlaubsort angelangt, tritt er in dienstlicher Beziehung ganz unter die Schwadron (das Regiment), in deren Quartierstand derselbe liegt. Er wird von den Officieren, Unterofficieren controllirt, ist der dasigen Regiments-Gerichtsbarkeit ganz unterworfen.

Auf diese Weise sind zwei Drittheile der Schwadron auf 8 — 9 Monate auf Ordre mit sämmtlichen Waffen und Effecten beurlaubt, und kehren, bei Eintritt der Exercierzeit oder sonstiger Aufforderung, auf gleiche Weise wie auf dem Hinmarsch, zurück.

Als Vortheile des Systems dürften sich herausstellen:

1. Der beurlaubte Theil des Pferde-Etats wird mit geringem Kostenaufwande erhalten, 3 Thlr. 10 ggr. den Monat, einschließlich des Beschlags. Dagegen behält der Beurlaubte vollen Gehalt (3 Thlr. 3 ggr.) bei Abzug von 12 ggr. für die Dienstthuer.

2. Der Cavallerist bleibt immer mit seinem Pferde vereint: so behält er die Liebe zu ihm und verlernt nicht das Reiten.

3. Er bleibt in militärischen Verhältnissen.

4. Durch die selbständig von ihm auszuführenden Märsche, durch die ihm mehrfach zukommende Vorstellung, daß er seine Schwadron, sein Regiment repräsentire unter anderen Regimentern, wird bei ihm der Geist der Genossenschaft, das Hochgefühl: sein ehrenhaftes Betragen hänge innig mit dem Ruhm seiner Körperschaft, deren äußeres Sinnbild die Uniform ist, zusammen — geweckt und stets neu belebt, während zugleich bei der Verantwortung, welche ihm für sein Pferd, das rechtzeitige Stelldichein auf 2, 3, 30 Meilen Entfernung, durch Schnee, Eis, Ueberschwemmungen, Sturm, ganz allein obliegt, bei ihm eine Selbständigkeit, eine Zuverlässigkeit ausgebildet wird, welche keine dienstliche Zusammenhaltung in Casernen und kleinen Städten — mit ihren nach Trompetenstoß gegebenen Fütterungen, Wartungen, Sattelungen, Ausmärschen unter steter Corporals-, Officiers-Aufsicht, Rathschlag — heranbilden kann.

5. Das Pferd gedeiht in der freien Landluft, bei Zugabe von einigem Gras, der Gemüthlichkeit in Ställen und bei Ritten, besser als in den großen Aufstallungen.

Vorübung, Hinüberführung zu dieser Selbständigkeits-Erziehung giebt die vereinzelte Bequartierung auf dem Lande. Auch dort hat der Cavallerist für sein Pferd selbst aufzutreten, da der Quartierwirth die Fourage meistens liefert; sich sofort in den Ställen einzurichten. Auch dort hört er Trompeten zum Stalldienst, zum Ausrücken in Wochen, Monaten nicht. Schmiede, Pferdearzt sind fern: der Corporal oft in weit abgelegenen Häusern oder anderen Orten.

Als Schattenseiten möchten hervortreten:

1. Man hat wenig Sicherheit, daß die Pferde mit gesunden Nahrungsmitteln verpflegt werden. Ist der Hafer theuer, so wird z. B. gern zu Roggenschrot gegriffen.

2. Der Beurlaubte muß für seinen Beherberger in Feld, Holz, Haide, Moor arbeiten, dem Herkules gleich den Monate lang versauerten Mist aus dem Hause befördern helfen, den Dreschflegel früh Morgens schwingen, wenn er nicht als unnöthiges (lästiges) Glied der Stelle angesehen und so wieder vertrieben sein will.

Diese Dienstleistungen, Ermüdung, Hitze, Regen oder Schneewetter, Frost, Eis, halten ihn ein oder den anderen Tag von dem Ritt ab. Bei Einigen tritt auch die Ansicht hervor: je weniger Ritte (Gebrauch), um so leichter (wohlfeiler) die Erhaltung; daß ein Pferd nie zu dick sein könne. Dabei kömmt der Cavallerist denn auch selbst im Reiten zurück. Bei dem Pferde können Dampf, Augenübel, Strahlen-Fäule die Folge sein. Wird es dann endlich am dritten Tage ein Stündchen aus dunklem Stall herausgenommen, so giebt der Stallmuth, die Schreckhaftigkeit: Gelenkband-Ueberdehnungen, Sehnenklapp.

Diesem entgegenzutreten, haben wir die Einschießübungen auch mit freudig begrüßt: bei Stallmuth sind sie nicht zu betreiben. Wir sind der Ansicht, daß diesen Schattenseiten außerdem durch folgende Anforderungen abzuhelfen sein wird:

a) Auf den Beurlaubten-Paraden (jeden Monat eine) 10 Minuten Trab reiten zu lassen. Einen gemästeten, stallmuthigen Zustand eben so sehr zu rügen als den geringen, langhaarigen.

b) Bei der Rückkehr der Beurlaubten, derben Trab 10 Minuten, viel Kern, aber nicht zu viel Fleisch zu fordern. Keinen Flankenschlag, keinen Schweiß bei dem Pferde. Keinen Sitzverlust bei dem Reiter.

Drittes Capitel.

Das Gewicht.

Voraussendungen.

1. Wenn auch schon der Marschall von Sachsen sagt: „Die Cavallerie muß wenig Equipage mit sich führen," auch aus dem praktischen Kriegerleben im Allgemeinen schon längst hervorgegangen war, daß viele Päckerei mit der Pferde Verderb sei, — so möchte es doch erst der wissenschaftlichen Beobachtung des Einflusses, den das Gewicht auf die Leistungen der Pferde auf den Rennbahnen und den Steeple-Chases habe, vorbehalten geblieben sein, jene Wahrheit auch dem Einzelnen zugänglich zu machen, d. h. gründlichere Forschungen über den Einfluß des Gewichts auf die Wirksamkeit der Cavallerie anzustellen, als es bislang sonst thunlich gewesen ist.

2. Justinus sagt: „Das Gewicht hat einen großen Einfluß auf Geschwindigkeit und Dauer. Je geschwinder der Gang ist und je länger er dauert, desto größeren Einfluß muß das Gewicht üben. Im Laufe einer Stunde Weges macht der Unterschied von 7 Pfund einen Unterschied von 250 Schritt zwischen zwei Pferden von gleicher Güte. Das Gewicht ist daher wissenschaftlich bei dem Wettlauf berechnet."

3. Wir sehen alljährlich bei den Handicaps, daß durch 8 bis 20 Pfd. Mehrgewicht die ausgezeichnetsten, kräftigsten Renner auf gleiche Höhe mit gewöhnlicheren Rennpferden, bei nur einer englischen Meile Distance auf ganz ebener Bahn, zurückzubringen sind; während sie fast mit gleichem Gewicht 50, 80 Schritt Vorsprung mit Leichtigkeit ge-

wannen. Wir wissen, daß ein Pfund Mehrgewicht auf diese Distance, die Ankunft eines jeden Pferdes um eine Pferdelänge mindestens zurücksetzt.

4. Hierauf sich gründend, dürfte man mit evidenter Gewißheit folgern können, daß wenn z. B. zwei feindlich gegen einander stehende Schwadronen, mit in Qualität und Erhaltung ganz gleich stehenden Pferden, einen wichtigen Punkt — Engpaß, Brücke, Höhe — aus gleicher Entfernung und bei gleichem Abritt gewinnen sollen, diejenige Schwadron, welche das geringste Gewicht (lebendes oder todtes) mit sich führt, je nach der Größe des Weges und dem Betrage des Mindergewichts, vor der anderen mit 50 — 150 — 200 — 400 Schritt Vorsprung in den Besitz des zu besetzenden Punktes kommen muß. Dabei sollte es auch noch insbesondere nicht übersehen werden, daß, um geschlossen zu bleiben, die bedeutend geringer belasteten Pferde ihre Gänge nach den am stärksten beschwerten zügeln müssen, so daß einige überschwere Mannschaft ein Hemmschuh für eine ganze Abtheilung werden kann.

Z. B. Schwadron A hat auf 150 Pferde 1050 Pfund Mehrgewicht als Schwadron B. Giebt auf das einzelne Pferd 7 Pfund Uebergewicht. Die Entfernung der zu gewinnenden Höhe sei für beide eine englische Meile: so muß Schwadron B sie, nach Justinus Angabe, mindestens mit 100 Schritt Vorsprung erreichen.

Für die Raschheit der dispersirt fechtenden Reiter, der mit den wichtigsten Meldungen entsendeten Ordonnanzen, der verfolgenden, wie der zum eiligsten Rückzug gezwungenen Blänkerer, des Schwärmerchoc auf Artillerie, lassen sich gleich nachtheilige Berechnungen, ob einiger Pfunde mehr, anstellen.

5. So tritt auch hervor, daß das Gewicht auf die Ermüdung, die Erschlaffung der Pferdekräfte in langsameren Gängen, bei längerem Gebrauch, einen herben Einfluß gewinnen muß. So tönte es denn auch schon längst in den Cavallerien: „auf Märschen werden Pfunde zu Centnern.“ Deshalb ist gar oft gegen einzelne Gegenstände des todten Gewichts zu Felde gezogen, gegen das lebende höchst selten. Ja, man sieht es hie und da mit Fleiß vermehren. Wiegt man aber endlich die Individuen einer leichten Cavallerie-Schwadron, so wird man etwa die Gewichte von 105 bis 205 Pfund finden. Also Differenzen von 100 bis zu 10, 5 Pfunden herab.

Erörterungen.

1. Der Werth, den man auf große, sogenannte baumstarke Mannschaft mehrfach legen sieht, wird in dem Folgenden zu begründen sein. Auf die größten, Masse zeigenden, am stärksten fundamentirten Pferde gesetzt, bilde sie nicht allein eine imposante Mitte in den Schwadronen, sondern auch so weit man damit reiche, ein imponirendes erstes Glied. Es wirke nachtheilig auf das Gemüth der Reiter, höher sich darstellende feindliche Schaaren auf sich einreiten zu sehen. Es haue sich sicherlich von oben herab besser, als von unten hinauf. Solche kräftige Mannschaft gebe kräftigere, effectvollere Hiebe als leichtere, dringe durch.

2. Bescheiden wir uns, bei dem Geständniß, zu wenige Scenen des praktischen cavalleristischen Kriegerlebens mit durchlebt zu haben, nun auch gern ein eigenes Urtheil über den größeren oder geringeren Werth, welcher auf die Körperformen der Reiter in der Beziehung zu legen sein dürfte, fällen zu können, — so sind doch viel und gern die reich dargebotenen Gelegenheiten, nach den zahlreichen Campagnen der königlich deutschen Legion, benutzt, um in geistiger wie in physischer Hinsicht die Mannschaft mtt besonderer Aufmerksamkeit zu beobachten, welche mit dem Ruhm, darin etwas ausgezeichnetes geleistet zu haben, dastand. Es fanden sich wenigstens darunter mehr breitbrustige, kerntge, sogenannte untergesetzte Gestalten von etwa 140 bis 160 Pfund, als größere, umfangreichere von 200, obgleich auch deren, doch meistens mit etwas weniger Lebendigkeit, vorhanden waren.

So ist uns auch von einem höchst intelligenten, gern und scharf beobachtenden, durch jene Campagnen reich erfahrenen Cavallerie-Offizier [1]) mitgetheilt worden, wie interessant es gewesen sei, die nach und nach sich ganz anders im Kriege als im Frieden gestaltende Rangirung der Schwadronen zu beobachten. Reiter, die bei den Paraden, den Exercicen, mitten in das zweite Glied oder auf Stallwache u. s. w. mit ihren blatternarbigen, runzlichten Gesichtern, ihrem ungefälligen Aeußern versteckt worden, wären dort mehrfach bald und gern in das erste Glied rangirt. Wohl habe er aber dann auch in der ersten Zeit ab und an vernommen: „Sieh, hier können wir flätigen Gesichter auch einmal im

1) weiland Obristl. Cordemann.

ersten Glied gebraucht werden. — Wer hätte das in den englischen Casernen gedacht."

3. Wagen wir diesem hinzuzufügen, daß zu dem Eindringen, dem sogenannten wirklich über den Haufen rennen, es wohl meistens mehr der Gewalt der Pferde bedürfe als der Reiter, — wie es ja mathematisch und tausendfältig aus dem praktischen Leben, von der Knochen zerschmetternden, Bretter zerspaltenden kleinen Pistolenkugel bis zum tief in den Erdboden fahrenden Donnerkeil erwiesen ist, daß je größer die Geschwindigkeit eines Gewichts, um so mächtiger, eindringlicher sein Stoß, — daß hoch dasitzende Reiter, auch von mittleren Staturen, durch große Pferde gebildet werden; daß selbst der kleinste Reiter, abgesehen von allen geistigen Fähigkeiten und der Behendigkeit, mit einem Pferde jedenfalls viel brauchbarer im Felde sei, als ein großer, baumstarker (das Pferd sehr ermüdender) Mann ohne Pferd: — so möchte sich aus diesem Allen etwa das Folgende herausstellen lassen:

a) Es dürfte räthlich erscheinen, bei den Werbungen, den Einstellungen für die Cavallerie ein Normal-Höhegewicht für die Rekruten festzusetzen, und dabei in Berücksichtigung zu ziehen, daß erfahrungsmäßig eine bedeutende Zunahme an Gewicht während der Dienstzeit eintritt.

Der zwanzigjährige leichte Cavallerist möchte etwa zum höchsten 140 Pfund wiegen dürfen, der neunzehnjährige 130, der achtzehnjährige 120 Pfund reines Körpergewicht. Schwere Cavallerie-Rekruten in allen Altersstufen etwa 15 Pfund mehr.

b) Ist es als erwiesen anzunehmen, daß das Gewichttragen bei Märschen die Cavalleriepferde mehr spoliirt als die Länge des Weges, so wird man auch Sorge zu tragen haben, daß die Zeiträume, wo das Gewicht zu tragen ist, möglichst abgekürzt werden.

Auch wir glauben uns zu dem Ende für mehre Trabreprisen dabei, bei großer Sorgsamkeit für gleichmäßigen Anritt hinten wie vorne, aussprechen zu müssen. Die einzelne nur 5 bis 8 Minuten lang. Kein Pferd darf endlich Schweiß zeigen, wenn die Temperatur nicht heiß ist.

Dann wieder, gleichfalls in kurzen Perioden, Absitzen und Ziehen der Pferde. Wenn das endlich noch etwa 10 Minuten vor dem Anlangen im Quartierort oder Bivouac geschieht, so treten mehre Vortheile heraus. Einmal, die Pferde kommen unerregt, beruhigt, abgekühlt zu der Aufstallung, was Erkältungen sehr verhütet. Sie kön-

nen früher fressen, dürfen früher getränkt werden. „Langsam in und aus dem Stall," ist ein alt bewährtes Sprichwort.

Zweitens. Druckverletzungen werden dadurch gemildert.

Drittens. Die Mannschaft geht sich die Füße warm.

Endlich möchten wir hier nun noch den Versuch wagen, zu erörtern, ob nicht durch eine andere Gestaltung der Reitermäntel eine Gewichtserleichterung zu bewirken sei? — Wozu die Erfindung der sogenannten wasserdichten, leichten Zeuge die Hand jetzt zu bieten scheint.

Ein neuer hannoverscher Cavallerie-Tuchmantel wiegt 9 Pfund 18 Loth. Umgehangen entfernt er sich von den Schultern des Reiters, nach hinten und vorne, auf mehre Fuß von der Körpersäule desselben bis zum Schweif über den Widerriß des Pferdes hin. Im Winde, im Sturm breitet er sich so zu einem kleinen Segel aus, dessen Mast der Reiter, dessen Träger (das Schiff) das Pferd ist. Die dadurch aufgefangene bedeutende Luftströmung muß bei Seiten- und Entgegenwind zur Ermüdung von Pferd und Reiter bedeutend beitragen.

Bei Regen, Schnee und Nebelfall wird der Mantel, bei seiner losen wollenen Textur, zu einem förmlichen Saugeapparat, aus dem nur erst durch Ueberfüllung die Nässe wieder abläuft. Er saugt auf diese Weise 9 bis 11 Pfund Mehrgewicht ein. (Ein ganz durchnäßter Mantel wiegt 18 bis 20 Pfund.) Die Schultern des Reiters ermüden darunter. Er legt ihn endlich, selbst im Regen, gern vorn über, wodurch das Gewicht für das Pferd noch mehr concentrirt wird.

Da es in feuchter Jahreszeit schwierig ist, den Mantel über Nacht wieder trocken zu bekommen, so bleibt auch oft für den andern Tag noch Mehrgewicht. Der Reiter muß ihn bei schönem Wetter umhängen, nur um ihn zu trocknen.

An den Mänteln ohne Aermel tadelt man, daß sie von den Schultern gleich weit ab von dem Körper gehen und so den Rücken und den Unterleib unerwärmt, unbeschützt lassen; daß sie den Gebrauch der Waffen hindern.

Ein anderer wesentlicher Nachtheil der großen Mäntel ist, daß sie aufgewickelt vorgelegt, durch ihre Dicke die Zügelfäuste der Reiter um ein Bedeutendes höher bringen, als es eine recht sachgemäße Führung jedenfalls bedingt.

Zu Gunsten des großen Umfanges der Mäntel kann angeführt

werden: 1. Auch des Pferdes Croupe und Flanken fänden dadurch Bedeckung.

Dem möchte entgegenzustellen sein: daß während ein Pferd unter einem Reiter ist, es gerathener erscheint, seine Außentheile in directer Verbindung mit der Luft, selbst auch bei Nässe-Niederschlag, zu halten; insbesondere aber, da im Gange keine Schutzmtitel überzulegen, wo sie im Stande der Ruhe (des Stillstandes) später wieder entzogen werden. Denn das scheint ja gerade das Mittel zu sein, im Gehen unnöthige Hautausdünstung, im Stehen Rückschlag, Frösteln, Erkältung herbeizuführen.

2. Abgesessen könne der Reiter einen Theil der Halsung damit schützen.

Wird zugegeben.

3. Insofern der Mantel über die Füße des Reiters mit reiche, durchweiche er so leicht sein Fußwerk nicht, gebe den Füßen im Winter Wärme.

Tüchtige rindlederne Stiefel mit Fett getränkt, thun Gleiches. Ein so langer Mantel macht unbehülflich.

4. Er schütze die ganze Sattel-Equipage mit gegen Regen.

Ist nicht zu verkennen.

5. Im Bivouac habe der Reiter durch ihn immer ein Mittel sich warm einzuwickeln.

Wenn er nicht durchnäßt ist, ja.

Ein wasserdichter Regenrock in einer über die Knie reichenden Größe, von derbem Zeuge, wiegt in trockenem Zustande 3 Pfund 6 Loth. Völlig durchnäßt $5\frac{1}{2}$ Pfund. Differenz gegen den Mantel: 6 Pfund 22 Loth; mit Wasser geschwängert, etwa 13 Pfund. Das scheint einiger Berücksichtigung werth.

„Die Ausdünstung wird unter ihm zu groß."

Deshalb müßte ein derartiger Ueberzug so angefertigt werden, daß er auch als Regenmantel umzuhängen, dagegen in kalten Nächten und im Winter anzuziehen ist, mit dem Bandolier, Seitengewehr darüber.

Das Sattel- (Schaaf-) Fell kann im Bivouac um die Beine geschlagen werden.

Zum Schutz der Pistolen und des Sitzes könnte dann ein leichtes Wachstuch beigegeben und mit in dem Mantelriemen geführt werden. Den Mantelsack schützt die sogenannte Piquetdecke (Wachstuch). Zum

Schutz der Flanken und Croupe in Bivouac und Regen wird eine Vergrößerung derselben — dann herabgelassen — genügend sein.

Der Reiter hat ebenfalls manche Beschwerde von dem Mantel, durch das Wickeln, das Trocknen, das Reinigen von dem daran in Menge sich hängenden Schmutz.

Der Militair-Verwaltung käme die Ausrüstung bedeutend billiger.

So möchten wir es des Versuchs werth halten, einer Abtheilung sogenannte Regenmäntel zu geben, und dann das praktische Leben reden zu lassen.

Schluß.

Abschied vom Leser.

Cavallerist, dein Gewehr, deine Kanone, ist das edelste Thier der Schöpfung: durch das dem Beduinen die ewig lautlose Wüste zum Paradiese seiner Heimath hoch über den verfeinerten Genuß unserer prangenden Städte gestellt, wird, — das den Sybariten der Residenzen, den schlichten Rüdenführer auf bethaueter Flur, ihn sausend, spielend dahin tragend, nachempfinden lehrt, was den Beduinen so fühlen läßt, — das dich Hochbevorzugten täglich, stündlich hinauszutragen vermag, frei, leicht wie der Vogel, in die jauchzenden, rauschenden Ströme der Lüfte, — fort von des Friedens-, des Garnison-Lebens langer Winternacht, — hinaus, fern von des anderweiten Alltagsleben niederem Treiben, — hinaus auf die freie, einsame, lautlose Haide, in des Waldes heilig Dunkel, über Bach und Flur, wo du dich plötzlich, die Brust hoch gehoben von begeisternden Gefühlen, auf dem Pegasus der Alten wiederfindest. Ihm, der dich — wenn es tagt — allein mündig machen wird, des Friedens Künsteleien, Geisteszwang, bis dahin in Befangenheit getragene Fesseln, weithin von dir zu werfen. Lieutenant, General, gleichviel.

Euch so — mit ruhigem Adlerblick die verwundbare Stelle erfassend — voran; unstruppirte Schenkel, gutes Blut in Gefolge: — und der deutsche Reiter wird dann auch ferner zeigen, daß er unaufhaltsam „vorwärts" tief in des Feindes Reihen dringen kann, trotz der mehr dräuenden Geschosse.

Ja, Camerad, das ist unsere Hoffnung, unsere Zuversicht!

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.









